Lese- u. Sprachbuch

für

Mittelklassen

[illegible]

[illegible]

Lese- und Sprachbuch

für

die Mittelklassen der Volksschulen.

Bearbeitet

von mehreren öffentlichen Lehrern.

Umgearbeitete Ausgabe
für die Schulen des Regierungsbezirkes Niederbayern.

München.
Verlag von R. Oldenbourg,
Abteilung für Schulbücher.

Druck von R. Oldenbourg in München.

1. Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
können nie das Ziel verfehlen;
sie nur geh'n auf sich'rer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden,
froh wirst du dein Werk vollenden;
denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an!

(Hohlfeld.)

2. Gott grüße dich!

1. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
so recht vom Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
so viel wie ein Gebet.

3. Mit Gott!

Ich weiß zwei Wörtlein; wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh' im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen:

„Mit Gott!"

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens. Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung.

„Mit Gott!" (Th. Coshorn, Musterstücke.)

I. Frühling.

---

4. Die vier Brüder.

1. Vier Brüder geh'n jahraus, jahrein
im ganzen Land spazieren;
doch jeder kommt für sich allein,
uns Gaben zuzuführen.

2. Der erste kommt mit leichtem Sinn,
ins reine Blau gehüllet,
streut Knospen, Blüten, Blätter hin,
die er mit Düften füllet.

3. Der zweite tritt schon ernster auf
mit Sonnenschein und Regen,
streut Blumen aus in seinem Lauf,
der Ernte reichen Segen.

4. Der dritte naht mit Überfluß
und füllet Küch' und Scheune,
bringt uns zum süßesten Genuß
viel Äpfel, Nüss' und Weine.

5. Verdrießlich braust der vierte her,
in Nacht und Graus gehüllet,
sieht Feld und Wiesen leer,
die er mit Schnee erfüllet.

6. Nun sagt mir, wer die Brüder sind,
die fort einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind:
drum brauch' ich's nicht zu sagen.

(Friedr. Rückert.)

5. Frühlings Ankunft.

1. Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Blümelein,
es singen's euch die Vögelein:
Der Lenz ist angekommen!

2. Ihr seht es an den Feldern,
ihr seht es an den Wäldern;
der Kuckuck ruft, der Finke schlägt,
es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

3. Hier Blümlein auf der Heide,
dort Schäflein auf der Weide!
Ach, seht doch, wie sich alles freut!
Es hat die Welt sich schön erneut.
Der Lenz ist angekommen! (Des Knaben Wunderhorn.)

6. Das Erwachen der Blumen.

Bei der Rückkehr des Frühlings erwacht auch die Erde wieder, und die Blumen, groſs und klein, kommen aus ihr hervor.

Die Märzblümchen können gar nicht erwarten, bis der Winter recht fort ist, sondern schlüpfen mit ihren weiſsen Glöckchen zwischen dem Schnee heraus und läuten den Frühling ein. Daher heiſsen sie auch die Märzglöckchen oder Schneeglöckchen, weil sie schon kommen, ehe der Schnee ganz weg ist.

Die Veilchen halten es auch nicht lange unter der Erde aus, sondern strecken bald ihre Blättchen in die Höhe, gucken heimlich durch die Gesträuche und sagen vergnügt zu einander: „Der Frühling ist wieder da; die Sonne scheint schon hübsch warm; kommt nur alle schnell!“

Die Schlüsselblumen schliefsen ihre Winterschlafkammern mit einem Schlüssel auf und zeigen sich in ihrer lieblichen, gelben Farbe.

Die Gänseblümchen kommen gar mit einem gelben Auge aus der Erde heraus und putzen dieses mit einer runden, weifsen oder auch rötlichen Spitze aus und stellen sich auf einen Fufs. Da sieht es aus, als ob alles voll kleiner, gelber Augen wäre, die alle zum Himmel gucken.

Wer kann aber die Blumen alle zählen, die jetzt aus der Erde nach und nach hervorkommen? Ich kann es nicht; aber freuen kann und will ich mich über eine jede; denn ich sehe hinter einer jeden die Hand Gottes, die nun unserer Erde ein Gewand umlegt, wie es kaum ein König hat.

7. Die Schlüsselblume.

Die liebliche Schlüsselblume ist der Erstling des Frühlings. Sie gehört zu dessen angenehmsten Erscheinungen. Ihre Blätter bilden eine grüne Rose. Aus deren Mitte steigt der schlanke, aufrechte Stengel. An des Stengels Spitze stehen die duftigen Blüten. Sie sind von schöner, gelber Farbe und verbreiten einen würzigen Geruch. Bienen und Hummeln schlüpfen in das Innere der Blütenkelche. Sie holen sich Schätze von süßem Honig aus denselben.

Die Schlüsselblume schließt gleichsam das Reich der Blüten auf. Daher ihr schöner Name. Sie heißt auch Primel, das heißt Erstling des Frühlings. (Lüben.)

8. Das Schneeglöckchen.

Eines der ersten Blümchen, die im Frühlinge aus der Erde hervordringen, ist das Schneeglöckchen. Die Blüte gleicht einer kleinen, schneeweißen Glocke, die an einem grünen, blattlosen Stielchen aufgehängt ist. Sie besteht aus sechs Blättchen. Im Innern der Glocke sieht man

sechs dünne Stielchen mit kleinen, gelben Köpfchen; das sind die Staubfäden mit den Staubbeuteln. In der Mitte derselben steht ein stärkeres Stielchen, der Stempel, mit einer dreiteiligen Narbe an seiner Spitze. Dicht am Erdboden ist der Blumenstengel von einigen schmalen, grasartigen Blättern umgeben, die mit ihm aus einer braunen Zwiebel hervorgewachsen sind. Am häufigsten findet man das Schneeglöckchen in Obst- und Grasgärten, in Hecken und auf Bergwiesen.

9. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus;
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Feld und Heid',
es ist nicht länger Schlafenszeit!
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald;
die Blüten erwachen; sie kommen bald,
und wer noch schlummert im Winterhaus —
zu Leben und Weben heraus, heraus! —

So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land;
da hören's die Schläfer allerhand,
und es läutet fort zu Tag und Nacht,
bis endlich allesamt aufgewacht,
und läutet noch immer und schweigt nicht still,
bis auch dein Herz erwachen will. (Gg. Scheurlin.)

10. Das Gänseblümchen.

I.

Dieses Pflänzchen, welches alle Kinder kennen, wird von den einen auch „Maßliebchen“, von den andern „Tausendschön“ genannt. Es ist ein ausdauerndes Gewächs, welches fast das ganze Jahr hindurch an Wiesenrändern, auf Triften und Heiden blüht.

II.

Es blüht ein schönes Blümelein; das blüht auf grünen Auen, von innen und von außen fein, gar lieblich anzuschauen.

Bald bunt, bald rot und bald schneeweiß ist es des Lenzes frühster Preis, des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es seh'n, die klatschen in die Hände und schmeicheln: „Gänseblümchen schön! O Tausendschön ohn' Ende!" Sie winden es in jeden Kranz; sie treten drauf bei jedem Tanz. Das süße Tausendschönchen!

(Arndt.)

11. Blauveilchen auf der Wanderung.

Ein kleines Blauveilchen stand eben erst ein weilchen unten im Thal' am Bach. Da dacht' es einmal nach und sprach: „Daß ich hier unten blüh', lohnt sich kaum der Müh', muß mich überall bücken und drücken, bin so ins Niedre gestellt, sehe gar nichts von der Welt. Drum wär' es ganz gescheid gethan, ich stieg' ein bißchen höher hinan."

Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Wiesenland mit eigner Hand zieht es ein Beinchen nach dem andern und begibt sich aufs Wandern. „Drüben der Hügel wär' mir schon recht. Wenn ich den erreichen möcht', könnt' ich ein Stückchen weiter seh'n. Dahin will ich geh'n."

Und so im behenden Lauf steigt das Veilchen den Hügel hinauf, pflanzt sich dort oben ein im schönsten Sonnenschein. Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden, meint es: „Von allen Landen sieht man hier oben kein großes Stück. Man hat keinen freien Blick. Aber auf jenem Berge dort, das wär' ein Ort, wo ich wohl möchte steh'n, um in die weite Welt zu seh'n! Drum wär' es noch gescheider gethan, ich stieg' ein bißchen höher hinan."

Und wie gesagt, so gethan. Aus dem Hügel, wo es stand, zieht es mit eigner Hand ein Beinchen nach dem andern und begibt sich aufs Wandern. Doch den Berg hinauf geht es nicht in so raschem Lauf. Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n. Endlich mit niedergetretenen Schuh'n, auf beschwerlicher Bahn, kommt's Veilchen oben an, pflanzt sich dort wieder ein im hellen Sonnenschein.

„Ei!“ spricht es, „hier ist's schön; aber alles kann man doch nicht seh'n. So ein Berg ist doch nur ein Zwerg. Auf der Alp da droben, das wär' eher zu loben, da möcht' ich wohl sein! Da guckt' ich bis in den Himmel hinein, hörte die Englein musizieren, säh' unsern Herrgott die Welt regieren!“

Und aus dem Berge, wo es stand, zieht es wieder mit eigner Hand ein Beinchen nach dem andern, begibt sich noch einmal aufs Wandern. Die Reise macht diesmal viel Beschwer. Kein Weg, kein Steg war rings umher. Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick. Es schwindelt. Es kann nicht wieder zurück. Da setzt es die letzte Kraft noch daran; zum Tode ermattet kommt's oben an. Ach, da war der Boden von Stein, kann mit den Füßchen nicht hinein. Der Wind, der bläst so hart, das Veilchen vor Frost erstarrt. Es zappelt mit allen Würzlein, bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein, friert sehr an Händen und Beinen. Da fängt's bitterlich an zu weinen. Die blauen Bäckchen werden weiß. Die Thränen gefrieren darauf zu Eis. „Ach, wär' ich geblieben im Thale dort!“ Das war Blauveilchens letztes Wort. Darauf sank es um uud war stumm.

„Hast du im Thal' ein sicheres Haus,
dann wolle nie zu hoch hinaus!“ (Förster.)

12. Das Blutströpflein.

Auf dem Ölberge kniete Jesus in schrecklicher Angst und Seelenqual am Boden; die Sündenlast der Menschheit und die Nähe des schrecklichen Todes drückten ihn bis zur Erde nieder. Dreimal und immer dringender betete er zu Gott: „Vater, wenn es möglich ist, — und dir ist ja alles möglich — so nimm diesen Kelch von mir! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!“ — Unsägliche Todesangst bemächtigte sich des Heilands. Sie preſste ihm blutige

Schweifstropfen aus, und diese fielen nieder zur Erde. Das dunkelgrüne Moos sog die Blutstropfen auf, und als am Morgen darauf die Sonne durch die Ölzweige brach, da schlug ein Blümlein die Augen auf. Es war rot wie Blut und heifst bis auf den heutigen Tag Blutströpflein.

Und wenn du siehst im Wiesengrün
im dunklen Rot dies Blümlein blüh'n,
denk Jesu Thränen, — liebewarm —
was ist dagegen all dein Harm?
Drum liebe treu und leide gern,
so bist du nicht dem Heiland fern!

13. Die Trauerweide.

1. Als der Herr am Kreuz gestorben,
finstert sich der Sonne Licht,
trauern alle Kreaturen,
ja das Herz der Felsen bricht.

2. Aber tiefbetrübt vor allen
steht ein Baum an dunkler Flut,
stille Weid' am stillen Bache,
drunter oft der Herr geruht.

3. Ach, die Arme mußt' es dulden,
daß mit ihren Ruten hart
blutig bis auf die Gebeine
unser Herr gegeißelt ward.

4. Und sie senkt seitdem die Zweige
tief geneigt zur Erd' hinab,
wird zur stillen Trauerweide
an des lieben Heilands Grab.

14. Das Osterfest.

1. Das Osterfest, das ist das Fest der Freude;
da wird die Erde frei vom Winterkleide;
da wacht die Knospe auf, mit frohem Leben
zum Licht zu streben.

2. Zu Ostern muß das Leben auferstehen;
denn dieses Fest hat sich der Herr ersehen,
daß seinen Sieg es soll durch Ewigkeiten
glorreich verbreiten.

3. So wird die Welt vom Winterschlaf umwunden,
so lag auch er von kurzer Hand gebunden;
dann brach er siegreich durch des Todes Banden
und ist erstanden.

4. O Osterfest, du Fest der Freud' und Wonne!
O Jesu Christ, du ew'ge Lebenssonne,
wie strahlest du in deinem Lichtgewande
durch alle Lande!

5. Sonst sah'n dich wen'ge nur im Kreise;
jetzt bist du allen nah' zu Gottes Preise
und zeigst uns mit verklärtem Angesichte
den Weg zum Lichte.

6. O, laß auch mich der kleinen Knospe gleichen,
die froh ersteht, wenn du das Lebenszeichen
ihr heimlich gibst! Laß, Herr, mich aufwärts streben
zu neuem Leben! (Agnes Franz.)

15. Der April.

April, April!
Weiß nicht, was er will,
ist gar ein launischer Gesell,
bald düster, bald hell;
bald lacht er wie Maiensonnenschein
dir freundlich und hell ins Herz hinein
und grüßt dich mit Blicken, mit frühlingswarmen;
bald weint er und heult schier zum Erbarmen.
Bald läßt er des Sommers Strahlen blitzen,
daß Perlen dir von der Stirne schwitzen;
bald rüttelt und schüttelt er deine Glieder
und hagelt und wettert wild hernieder.

Dem Frühling heut zu dienen beginnt er,
und morgen dient er wieder dem Winter;
ist eben zweier Herren Knecht
und macht's drum keinem Herren recht,
will sich für keinen von beiden
mit ehrlich festem Sinn entscheiden.
Da lob' ich mir — denn er kommt bald herbei —
vor allem doch den Monat Mai. (R. Löwenstein.)

16. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht;
sie säuseln und weben Tag und Nacht;
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
Man weiß nicht, was noch werden mag;
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden. (Ludw. Uhland.)

17. Die Rückkehr der Vögel.

Mit dem wiederkehrenden Frühlinge stellen sich auch die ausgewanderten Vögel wieder ein. Die Lerche ist unser erster Gast und kann die Zeit kaum erwarten, da sie unsere Gegend wieder besuchen darf. Oft ist sie nur zu ungeduldig und kommt zu frühe, was sie aber zu spät merkt, wenn der vertriebene Winter noch eine Ladung Schnee in das Frühjahr hineinschüttet.

Der Storch steht auch bald wieder auf seinen hohen Beinen neben seinem alten Neste und streckt seinen langen Schnabel so weit hinaus, als er nur kann. Er freut sich, wenn er noch alles beim alten findet.

Auch die Wachtel hört man bald wieder rufen: „Hörst du mich?“ — Aber gar mancher hört sie nicht mehr, weil er seinen Winterschlaf unter der Erde schläft, und die Frühlingssonne nicht zu ihm dringt.

Die Schwalbe kommt ganz hitzig angeflogen und guckt in ihr altes Nest, ob noch alles in Ordnung ist. Geschwätzig erzählt sie allerlei Neuigkeiten; aber man versteht sie nicht, weil es gar zu schnell bei ihr hergeht.

Die Bachstelze macht wieder ihre flinken Spaziergänge am hellen Bache und freut sich über die Blumen am Rande desselben, aber über die Fliegen und Schnaken noch mehr. Sie sieht fleißig in den Bach hinein und schwänzelt dabei und sagt: „Ei, wie schön bin ich doch!“ Sei nur nicht so eitel, du liebes Tierchen! Es möchten dir's sonst die Mädchen nachmachen.

Der Fink sagt den Leuten aufs neue wieder, wie er heißt, und in den Wäldern hört man von allen Seiten her seine alten, fröhlichen Lieder.

Unser lieblichster Frühlingssänger, die Nachtigall, kommt erst im April, wenn ihr der Tisch schon gedeckt ist; wir freuen uns, daß sie uns wieder mit ihrem Besuche beehrt hat, und wir horchen gar gerne den zauberischen Tönen, die ihrer geübten Kehle entströmen.

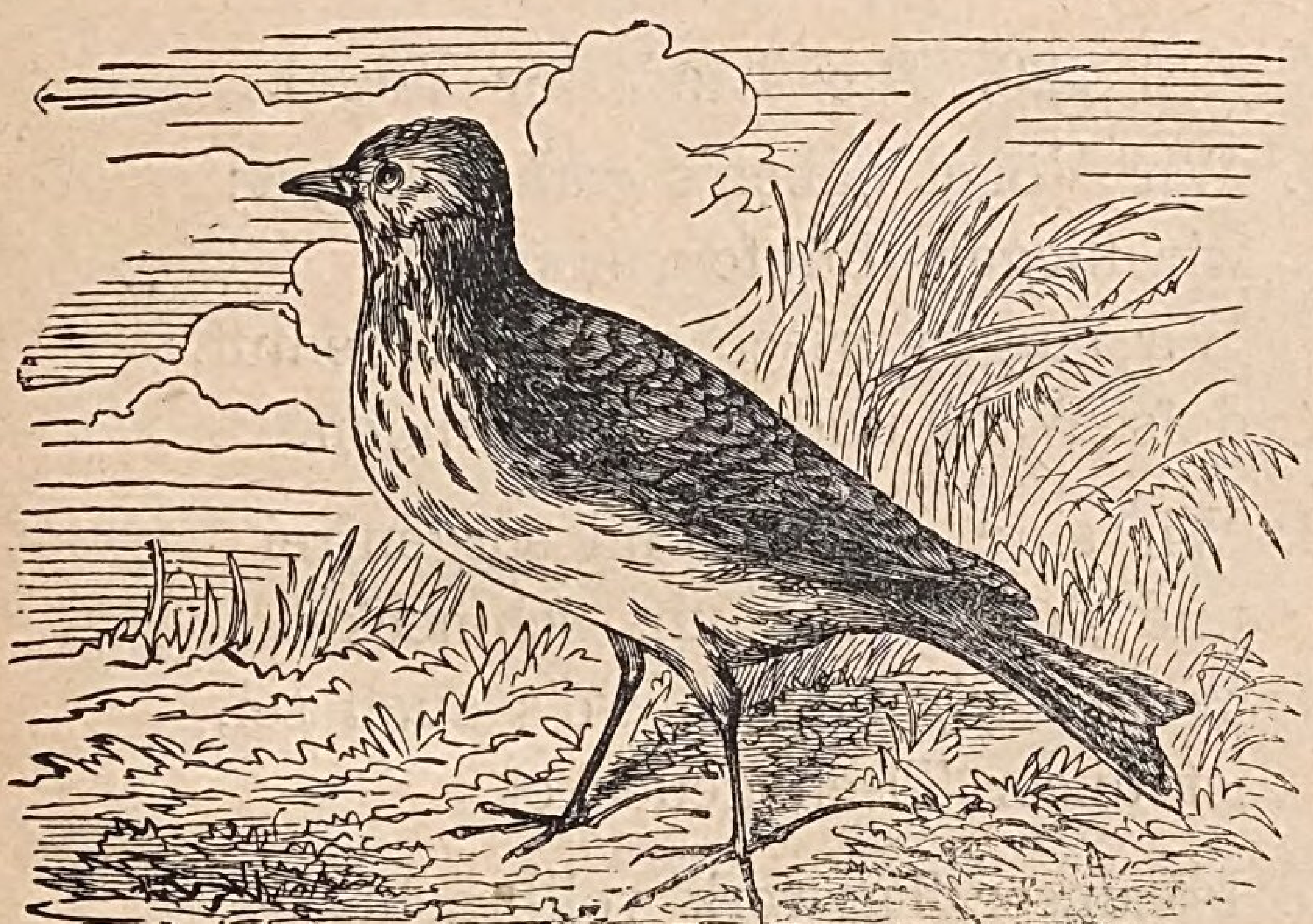
Auch der Kuckuck ergötzt uns durch seinen einfachen Ruf, und wir hören diesen Ruf oft viel lieber als das schönste Lied eines andern Vogels. (Walther.)

18. Von der Lerche.

Wer kennt und liebt nicht diesen Frühlingsboten mit seinem graubraunen Röcklein und seinem lieblichen Gesang? Oft, wenn noch Schnee die Felder deckt, steigt schon die Lerche trillernd in die Luft, und den ganzen Sommer über wird sie nicht müde, dem lieben Gott ein Loblied darzubringen.

Sie ist etwas größer als ein Sperling. An ihrem kleinen, runden Kopfe ist ein gerader Schnabel, der nur

oben ein wenig gewölbt ist. Er ist nicht spitzig und nicht schneidig; sie öffnet ihn ja nur zum Gesang, erschnappt damit Insekten und sucht sich Sämereien. Ihre Flügel sind ziemlich lang; denn sie schwingt sich hoch empor und schwebt oft lange oben in der Luft. Da sieht sie nur noch wie ein kleiner, schwarzer Punkt aus. Sonst wohnt sie unten auf



dem Boden in der Furche des Ackers und baut ihr kunstloses Nest aus Strohhalmen und Haaren in die Fußtritte des Viehes oder hinter eine Erdscholle. Sie legt 3—6 graue, dunkelpunktierte Eier, welche sie in 14 Tagen ausbrütet.

Die Feldlerche sucht im Herbst eine neue Heimat in wärmeren Gegenden; denn sie ist ein Zugvogel. Die Haubenlerche, mit ihrem Krönchen auf dem Kopfe, bleibt wohl auch im Winter bei uns und sucht sich unter dem Schnee ihre spärliche Nahrung.

19. Wandersmann und Lerche.

‚Lerche, wie früh schon fliegst du
jauchzend der Morgensonne zu?‘
„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
das ist von alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“

Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterem Gang,
war es so froh, so hell den zwei'n
im lieben, klaren Sonnenschein,
und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben. (Hey.)

20. Das Lied der Vögel.

1. Wir Vögel haben's wahrlich gut;
wir fliegen, hüpfen, singen.
Wir singen frisch und wohlgemut,
dafs Wald und Feld erklingen.

2. Wir sind gesund und sorgenfrei
und finden, was uns schmecket.
Wohin wir fliegen, wo's auch sei,
ist unser Tisch gedecket.

3. Ist unser Tagwerk vollbracht,
dann zieh'n wir in die Bäume.
Wir ruhen still und sanft die Nacht
und haben süfse Träume.

4. Und weckt uns früh der Morgenschein,
dann schwingen wir's Gefieder;
wir fliegen in die Welt hinein
und singen unsre Lieder.

(Hoffmann von Fallersleben.)

21. Die Schwalbe.

Die Schwalbe ist ein Zugvogel, der über die ganze Erde — die kalten Zonen ausgenommen — verbreitet ist. Sie gilt als der verlässigste Frühlingsbote. Über Meere, Wüsten und Gletscher findet sie den Weg zu dem alten Neste und langt oft eher bei uns an als andere Zugvögel, obgleich sie weiter weggezogen war als sie alle.

Die Schwalbe fliegt sehr rasch und geschickt. Sie jagt, trinkt und badet im Fliegen; zuweilen äzt sie selbst im

Fliegen ihre Jungen. Bald fährt sie im Zickzack durch die Luft, bald im geraden Schusse über das Wasser; jetzt stürzt sie sich blitzschnell hinab, und in einem Augenblicke schwingt sie sich wieder empor. Beim Nahen eines Gewitters streicht sie, Mücken und Wasserspinnen haschend, lautlos in langen Linien über den Boden hin. — Kaum sind die Jungen befiedert, so werden sie von den Alten in der Kunst des Fliegens geschult. In einer Straße, zwischen zwei Mauern oder sonst wo beginnen die Übungen. Anfangs schießt die Schwalbenmutter in geradem Fluge dahin; die Jungen folgen unsicher, bald aber schneller und schneller. Nun durchschwärmt die Lehrmeisterin in Biegungen und Schwenkungen die Luft. Die junge Brut ist zuversichtlich geworden; sie thut es den Alten nach, und nach einigen Abenden ist die Probe bestanden.

Wie schön und weise hat sie aber auch des Schöpfers Hand geformt! Der zarte, schlanke Leib mit dem knappen Gefieder, die langen, spitzen Flügel, der gestreckte, weit gegabelte Schwanz — alles erleichtert das Fliegen. Die kurzen Füße vermögen den Körper kaum zu tragen, ein Zeichen, daß die Schwalbe sich wenig am Boden aufhält. Ihr Auge ist scharf und blickt klug. Ihre Stimme ist bald zwitschernd, bald leise klagend, bald lustig aufkreischend. Sie hält sehr auf Reinlichkeit. Um so wunderbarer ist es, daß sie das Mauerwerk ihrer Nester aus eitel Schmutz und Schlamm aufführt. Mit ihren Stammesverwandten lebt sie gesellig zusammen, pflegt mit zärtlicher Liebe ihre Jungen uud behütet des Nachts, oft wie im Traume plaudernd, das Nest.

Vertrauensvoll nistet die Schwalbe unter dem Dache und unter dem Fenster, ja sogar in Hausplätzen und Ställen. Darum ist sie dem Menschen ein lieber Vogel. Ihre rührende Sorge für die Jungen, ihr zutrauliches Nisten an den Häusern, ihr munteres Spiel in den Lüften, ihr Kommen und Scheiden mit der kommenden und scheidenden Sommerszeit: das alles hat sie uns wert gemacht. Manche fromme Sage knüpft

sich an diesen Vogel. Die Leute sagen: „Wo die Schwalbe nistet, zündet kein Blitz; wer ihr Nest zertrümmert, zerstört sein eigenes Glück.“

Im Herbst sieht man die Schwalben sich auf Dächern und auf dem Schilfe der Seen sammeln. Sie verschwinden, kehren aber wieder zurück, als würde ihnen die Trennung schwer. Endlich brechen sie plötzlich auf und ziehen dahin, wo die Sonne wärmer scheint.

Es gibt mehrere Arten von Schwalben: die Haus-, Rauch-, Mauer- und Uferschwalben.

22. Die Schwalben.

1. Mutter, Mutter, unsre Schwalben —
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
und die Alten füttern sie.

2. Als die lieben, kleinen Schwalben
wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster
heimlich ihnen zugeschaut.

3. Und nachdem sie eingerichtet
und bewohnt das kleine Haus,
schauten sie mit klugen Augen
gar verständig nach mir aus.

4. Ja, es schien, sie hätten gerne
manches zwitschernd mir erzählt,
und es habe sie betrübet,
was zur Rede noch gefehlt.

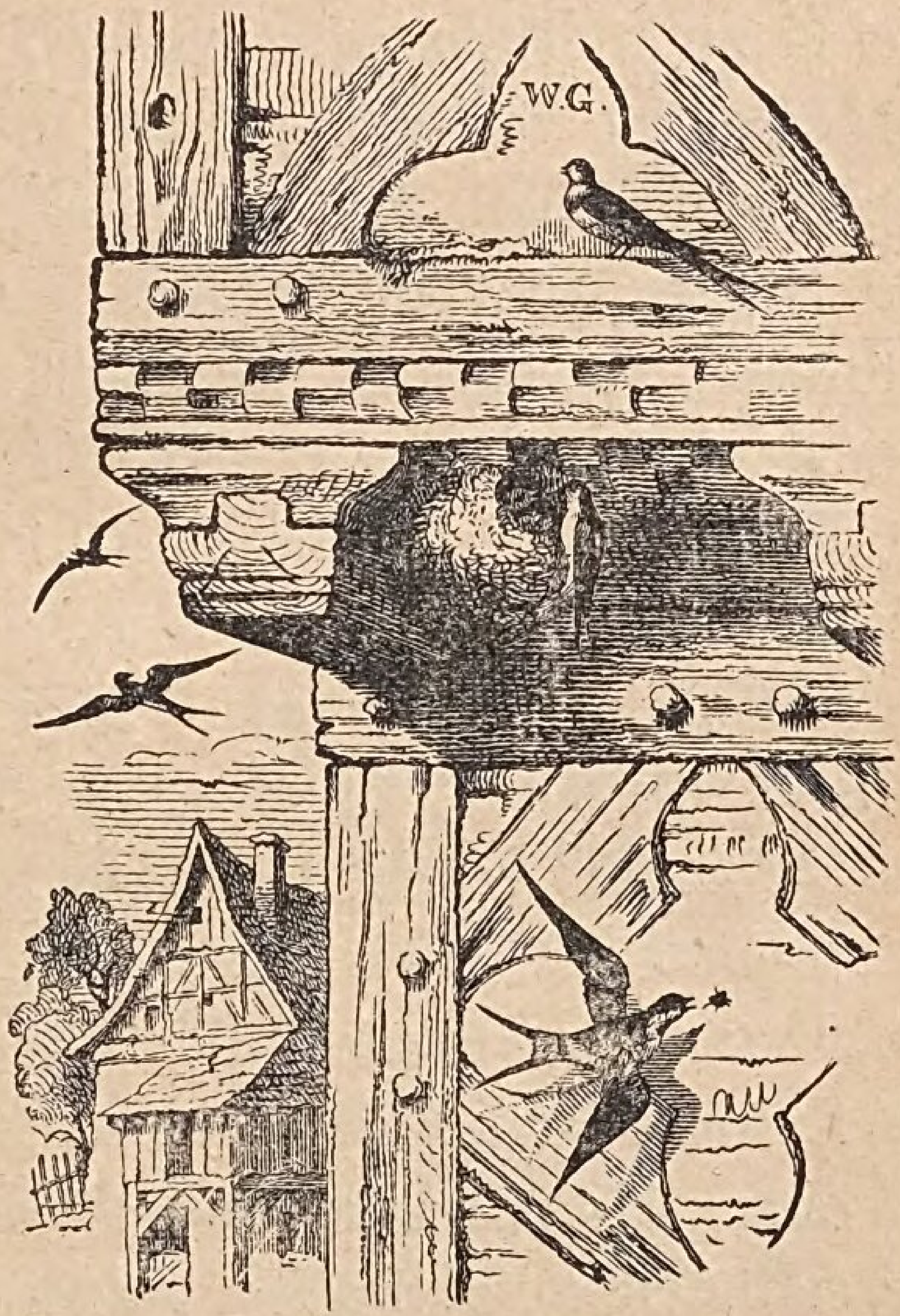
5. Eins ums andre, wie ein Kleinod
hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
streckt hervor die junge Brut!

6. Und die Alten, eins ums andre,
bringen ihnen Nahrung dar.
O, wie köstlich ist zu schauen
so ein liebes Schwalbenpaar!

7. Mutter, weißt du noch, wie neulich
krank im Bett ich lag und litt'?
Pflegtest mich so süß, und abends
brachte Vater mir was mit. (Adalb. v. Chamisso.)

23. Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte er zu seinen Kindern: „Thut mir ja den guten Vögelein nichts zuleide! Wer die Schwalben von seiner Tenne vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest vor seinem Fenster zerstört und die Eier zertreten, und von der Zeit an geht es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerät ins Verderben."



Der kleine Christian fragte den Vater, wie denn das zu verstehen sei. Der Vater antwortete: „Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Väter verlassen. Seine Voreltern und Eltern haben die unschädlichen, ja vielmehr nützlichen Schwalben mit milder Schonung geduldet und sich von den muntern, geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen zur Arbeit wecken lassen. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Tiere hartherzig war und halbe Nächte im Wirtshause saß, verträumte lieber die schönen Morgenstunden, und weil ihn die Schwalben in seinem Morgenschlafe störten, so vertilgte er ihr Nest. Der unfreundliche,

faule und verschwenderische Mann vertrieb so mit den Schwalben zugleich Glück und Segen von seinem Hause."

Vergönn der Schwalb' ihr kleines Haus.
Sie singt: Vergelt dir's Gott! heraus. (Chr. v. Schmid.)

24. Die Kirschblüte.

Wie aus einer Blüte die Frucht entsteht, wollen wir an der Kirschblüte lernen. Zunächst ist an ihr nichts zu merken, was einer Kirsche ähnlich ist. Nur der Stiel ist vorhanden, der später die Kirsche trägt. Jetzt wiegt sich auf ihm noch die Blüte. Am Ende des Stieles sitzt ein dickes Knöpfchen, das in fünf grüne Blätter endet. Man darf aber nicht meinen, dafs dieses Knöpfchen zur Kirsche werden wird. Es ist nur die Hülle der Blüte; es hält dieselbe umschlossen, solange der Wind noch rauh daher fährt. Erst wenn die Frühlingssonne warm scheint, kommen die fünf weifsen Blütenblättchen zum Vorschein, die an das Knöpfchen inwendig angewachsen sind. Das grüne Knöpfchen mit den fünf grünen Blättern nennt man den Kelch der Blüte; die fünf weifsen Blätter werden die Krone genannt. Blicken wir in den Kelch hinein, so sehen wir ringsum am Rande desselben eine Menge aufrechtstehender, weifser Fäden, an deren Enden gelbe Knöpfchen sitzen. In der Mitte des Kreises aber ragt ein stärkerer Faden empor, der oben eine ganz kleine Öffnung hat. Jene weifsen Fäden heifsen Staubfäden. Die gelben Knöpfchen aber sind hohl und mit einem feinen Staube, dem sogen. Blütenstaube, gefüllt; man nennt sie deshalb Staubbehälter. Der dickere Faden, der mitten in dem Kreise der Staubfäden steht, wird der Stempel genannt. In der That hat er mit seinem dicken unteren Ende das Ansehen eines Stempels oder Petschafts. Er ist inwendig hohl. Das dicke, untere Ende desselben heifst der Frucht-

knoten. Der aufsteigende, gelbgrüne, längere Teil heifst der Staubweg, die Öffnung oben die Narbe. Wenn nun die Sonnenwärme den Blütenstaub in den Staubbehältern gereift hat, dann springen diese auf. Viele Staubkörnchen fallen aus ihnen heraus und gelangen wenigstens zum Teil an den Stempel. Dieser ist bei der Kirschblüte zu der Zeit, da die Staubbehälter aufspringen, mit einem Tröpfchen an der Öffnung oben versehen, und an diesem Tröpfchen bleiben Staubkörnchen sitzen. Ist nun ein solches Körnchen in die Öffnung eingetreten, so senkt es sich in dem Staubwege hinunter bis in den Fruchtknoten. Nun beginnt eine wichtige Veränderung in der Pflanze. In dem Fruchtknoten befindet sich nämlich eine Samenknospe, und diese bekommt durch das Hinzutreten des Blütenstaubes die Kraft zu reifen. Der kleine Fruchtknoten wird nun immer dicker und gröfser. Unterdes führt der Wind die weifsen Blätter der Krone hinweg; die Staubfäden verdorren; der grüne Kelch wird braun und welk. Und wenn nach wenigen Tagen alle diese Teile abgefallen sind, dann sieht man ganz deutlich, wie die Kirsche immer gröfser wird. In dem Kern derselben ist der Same enthalten, welcher aus der Samenknospe entstanden ist. An der reifen Kirsche ist nichts mehr von den Blütenteilen wahrzunehmen. Oben an der Kirsche aber ist eine kleine Vertiefung oder ein feines Körnchen; hier safs der Staubweg, ehe er verdorrte und abfiel. Ähnlich wie die Kirsche wachsen die anderen Obstsorten, nur mit dem Unterschiede, dafs bei vielen der Fruchtknoten nicht in dem Kelche, sondern unter ihm sitzt. Daher bemerkt man oben an dem reifen Apfel einige verdorrte Blättchen; das sind die verdorrten Kelchblätter.

(Bernstein.)

25. Das Vergiſsmeinnicht.

Als der Herr Himmel und Erde erschaffen hatte und alles, was auf Erden ist, da gab er auch den Pflanzen Namen. Und es kamen Blumen von mancherlei Art, die der Herr bedeutungsvoll und sinnig nach ihren Farben benannte. „Aber“, fügte der liebe Gott hinzu, „gedenket des Namens, den euch der Herr, euer Gott, gegeben hat!“

Siehe! bald darauf kam ein Blümlein, angethan mit der Farbe des Himmels, bläulich schimmernd und gelb, und fragte: ‚Herr, wie hast du mich genannt? Ich habe meinen Namen vergessen.‘ Und der Herr sprach: „Vergiſsmeinnicht!“

Da schämte sich das Blümlein und zog sich zurück an den stillen Bach, in das dunkle Gebüsch zur Einsamkeit und trauerte. — Jedem Menschenkinde aber ruft es zu, indem es gen Himmel blickt: Vergiſsmeinnicht!

(A. Cosmar.)

26. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brot in die Milch und aß nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der Schüssel einen Vers. Er las ihn mit Erröten, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen und

sich ein großes Stück Brot dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brot selbst ein und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

„Den Spruch", sagte Ferdinand, „der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln der Leute, die sich satt essen können, schreiben." Der Spruch aber lautete so:

Der du des Armen kannst vergessen,
verdienest nicht, dich satt zu essen.

(Christoph v. Schmid.)

27. Der Bauer.

Der Bauer düngt die Äcker und Wiesen. Er pflügt den Acker mit dem Pfluge, zerbricht die Erdschollen mit der Egge, säet im Herbste und Frühling den Samen und eggt denselben unter die Ackererde. Er baut auch Erdäpfel, Rüben, Ölpflanzen, Flachs, Hanf und allerlei Gemüse; auch pflanzt, ordnet und veredelt er die Obstbäume und sammelt die Baumfrüchte. Er mäht im Sommer das Gras mit der Sense, dörrt es zu Heu und führt es in die Scheune; im Spätsommer dörrt er das abgemähte Gras zu Grummet. Im Sommer und Herbst schneidet oder mäht er das Getreide, bindet es in Garben und führt diese in die Scheune. Im Spätherbst oder Winter drischt er die Garben mit dem Flegel in der Scheuertenne, reinigt das Getreide, faßt es in Säcke und bringt es auf den Speicher. Das leere Stroh bindet er in Büschel und bewahrt es auf. Er pflegt das Vieh und füttert es. Die Kühe werden gemolken; aus der Milch wird Butter oder Käse gemacht. Einiges Vieh wird gemästet und geschlachtet oder an den Metzger verkauft.

28. Der fromme Bauer.

Ein frommer und fleißiger Bauersmann besorgte im Frühjahre sein Feld. Er düngte, ackerte, säete aus und eggte. Da er mit allem fertig war, kniete er nieder, blickte

mit vollem Vertrauen zum Himmel und sagte: „Nun, lieber Gott, habe ich das Meinige gethan; ich bitte dich, thue nun auch du das Deinige!“

Und der liebe Gott schickte zur rechten Zeit milden Tau und Regen und zu seiner Zeit heiteres Wetter und Sonnenschein. Er wandte von den Feldern gnädig ab Dürre, Nässe, Reif und Hagel. Und es erfolgte eine reiche Ernte.

Der gute Bauersmann that das Seine. Das Übrige thaten die Einflüsse des Himmels. Ohne diese wäre all seine Mühe und Arbeit vergebens gewesen. Denn:

An Gottes Segen
ist alles gelegen.
Bet und arbeit,
Gott gibt allzeit!

29. Der Storch.

Freudig begrüßt wird der Storch, der Bote des Frühlings. Er kommt mit den ersten lauen Märzwinden zurück in sein Dorf und sucht sein altes Nest. Welcher Jubel unter dem Volke! Er wird wie ein treuer, langvermißter Freund begrüßt; die Kinder jubeln ihm freudig entgegen, und die Alten im Dorfe heißen ihn willkommen als den lieben Genossen ihrer Jugend. Hoch auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest; denn eines Hochsitzes bedarf er, um sich frei umschauen zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Wälder und Sümpfe. Er ist ein wundersamer Vogel.

Sieh seine Gestalt an! Auf dem hohen Stelzfuß wiegt er den stattlichen Leib; sein Kleid ist weiß und schwarz gesäumt; sein Schwanz ist kurz, der Hals schlank; weithin streckt er seinen Schnabel. Steif und feierlich ist Gang und Haltung. Schweigend und stolz geht er durch Sümpfe und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er gemessen den langen Fuß auf, während Kopf und Hals beständig vornüber nicken. Gewahrt er den fetten, zappelnden Frosch, so schleudert er

mit einem Rucke seinen spitzen Schnabel vorwärts und fängt den Unglücklichen, um ihn in der Tiefe seines Kropfschlundes zu verbergen. Geräuschlos ist seine Jagd. Stößt ihm etwas Ungewöhnliches auf, so steht er plötzlich still; das eine Bein zieht er dann dicht an und umklammert das andere; der Hals reckt sich forschend in die Höhe. So bleibt er regungslos minutenlang stehen, bis er sich überzeugt, daß er ungefährdet weiter ziehen kann, oder daß weise Vorsicht Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe, sich zu erheben. Er macht ein paar Sprünge; einige schwere Flügelschläge erfolgen; der Fuß streckt sich nach hinten, und die Masse hebt sich kaum über den Boden. Da mit einem Ruck hebt er sich auf, und nun zeigt er seinen schönen Flug. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, um endlich zu seinem Neste niederzufliegen, wo ihn die hungernde Brut in klappernder Sprache freudig begrüßt.

Zuweilen kommt es vor, daß der Storch sein Nest verteidigen muß; denn in den Grenzen seines Gebietes erscheint ein anderer Storch. Der Storch im Neste hat ihn von weitem geschaut und duckt sich nieder und richtet zischend seinen Schnabelspieß empor; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Der Kampf beginnt. Beide Störche bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust; wütend schwingen sie sich auf, und die Flügel prasseln krachend nieder. Wildes Geklapper erfüllt die Luft. Ein tiefer Stich verwundet den einen, und die Kämpfer verschwinden in der Weite. Noch ein paar Streiche schwirren durch die Luft; noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt zu Boden. Das Nest ist gesichert. Sonst ist der Storch ein duldsames Tier; er läßt es ruhig geschehen, daß Schwalben und Sperlinge sich unter dem Riesengewölbe seines Nestes ansiedeln. Er ist auch ein reinlicher Vogel; er badet sich fleißig, und sein Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste. Gegen Menschen ist er sehr zutraulich. Sorglos spaziert er im Hof und Garten des Landmannes

umher; in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult, wandert von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen und fordert von jedem, daß er ihm ausweiche.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und die Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen und Wiesen auf, und wenn ihm auch hier die Nahrung auszugehen anfängt, rüstet er sich zur Reise nach Süden. Diese erfolgt meist plötzlich und im geordneten Zuge. In ununterbrochenem Fluge, zuweilen in Heeren von 2—3000, ziehen sie nach Ägypten, wo sie an dem frosch- und schlangenreichen Nil einen günstigen Aufenthaltsort finden. Wenn aber die Glühhitze des angehenden Sommers von dem wolkenlosen Himmel Ägyptens niederstrahlt, kehrt der Storch wieder zurück in die grünenden Fluren unseres Vaterlandes.

Rätsel.

Auf unsrer Wiese gehet was,
watet durch die Sümpfe;
es hat ein weißes Jäcklein an,
trägt auch rote Strümpfe,
fängt die Frösche schnapp, wapp, wapp,
klappert lustig klapper di klapp!
Wer kann das erraten?

30. Storch und Spatz.

1. Es hat der Storch sein Nest gebaut,
und als er froh umher nun schaut,
hoch über allen Häusern,
da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
und bittet um ein wenig Platz
zum Nestchen in den Reisern.

2. Da spricht der Storch: „Mein Nest ist grofs;
du bist ein kleines Vöglein blofs;

ich thu' dir nichts zuleide;
du bist im guten Schutz bei mir;
auch nehm' kein Mietgeld ich von dir;
Platz ist ja für uns beide!"

3. Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
und hat ihn nicht verstofsen.
So wohnten beide lange Zeit
in Frieden und in Einigkeit,
der Kleine bei dem Grofsen. (Karl Enslin.)

31. Der alte und der junge Storch.

Zum jungen spricht der alte Storch: „Mein Sohn, jetzt schau' mich an und horch'! Du sitzest nun in deinem Nest schon sieben Wochen still und fest. Jetzt mußt du dich auch tummeln fein und lernen steh'n auf einem Bein'. Sonst bleibst du nicht bei mir in Gunst. Auf zweien geh'n ist keine Kunst. Frisch auf, mein Sohn, und wanke nicht und mit den Flügeln schwanke nicht! Auch darfst du nicht so leis mehr plappern, mußt laut als wie dein Vater klappern. Und geht das gut, schau' deinen Bruder! so mußt du führen auch das Ruder, daß, wenn der Herbst uns mahnt zum Wandern, kannst weiter segeln mit den andern."

Jung Störchlein nahm das wohl in acht, hat alles pünktlich nachgemacht. Es lernte steh'n auf einem Bein und lustig klappern obendrein. Und mit dem Herbst lupft' es die Flügel und flog hin über Thal und Hügel, zog ohne Bündel und Reisehemd fort in die weite, weite Fremd'. Das hat den alten Storch gefreut und weit und breit die Storchenleut'. (Güll.)

32. Der Storch und der Fuchs.

Der Fuchs lud einmal den Storch zum Essen ein. Als der Gast kam, stellte ihm jener nichts auf den Tisch als verschiedene Speisen in großen, flachen Gefäßen. Der Fuchs

schlürfte sie begierig ein und forderte den Gast wiederholt auf, es sich auch so gut schmecken zu lassen. Der Storch, der mit seinem Schnabel nichts davon auffassen konnte, sah nunmehr wohl ein, daß es nur darauf abgesehen war, ihn zum besten zu haben. Er behielt jedoch eine heitere Miene bei, lobte die Bewirtung und bat sich nun auch von seinem Wirte die Ehre aus, daß dieser den folgenden Tag bei ihm speisen möchte.

Der Fuchs erschien und fand eine herrliche Mahlzeit; aber alle Speisen wurden in langhalsigen Flaschen aufgetragen. „Nun, lieber Freund“, sagte der Storch, „laß es dir auch so gut schmecken, wie ich mir!“ Mit diesen Worten machte er sich über die Gefäße her und leerte davon eins nach dem andern. Der Fuchs hätte sich herzlich gern die Leckerbissen schmecken lassen; aber ihm fehlte der lange Schnabel, womit er in die engen Flaschen hätte langen können. Auf diese Weise mußte auch er so hungrig, als er gekommen war, von dem Gastmahle wieder fortgehen.

Mit welchem Maße ihr messet, wird man euch wieder messen.

33. Der Frosch.

Am Ufer des Baches oder am Rande des Teiches sitzt der Wasserfrosch, fast in halbaufrechter Stellung wie der Hund. Er trägt ein dunkelgrünes Kleid mit schwarzen Flecken, und drei gelbliche Streifen ziehen sich den Rücken entlang. Der Unterleib ist wie mit einer weißlichen Weste bedeckt. So sitzt er da und sieht mit Anstand um sich aus ziemlich großen, vorstehenden Augen. Er lauert wohl auf eine Mücke, die er verschlucken möchte. Wachsam und mit feinem Gehör begabt, merkt er alsbald, daß jemand ihm näher komme. Schnell hüpft er auf, und mit einem gewaltigen Sprunge ist er im Wasser. Nun greift er weit aus mit seinen Hinterbeinen. Diese endigen in Schwimmfüßen, welche kleinen Entenfüßen ähnlich sind. Er schwimmt ein Stück fort, taucht unter und versteckt sich unter Wasserpflanzen oder

Steinen. Doch nicht lange, so erscheint er wieder an der Oberfläche, reckt den Kopf hervor und schaut vorsichtig umher. Eine Mücke fliegt um ihn. Wie einen Pfeil schießt er seine Zunge nach ihr aus, trifft sie und verschluckt die leichte Beute. Auch Spinnen, Käfer, Heuschrecken, Schnecken verschlingt der Frosch. Da er diese Nahrung im Winter nicht fände, so verkriecht er sich dann im tiefen Schlamm und fällt in einen Winterschlaf. Er hat ein zähes Leben; wenn er auch in einen Eisklumpen einfriert, die Frühlingswärme ruft ihn wieder ins Leben.

In lauen Frühlingsnächten ertönt der Froschlärm aus zahlreich bewohntem Teiche. Ein Frosch will den andern überbieten. Unermüdlich schreien sie: „Quak, quak!“ Wetteifernd setzen sich viele in eine Reihe, und in höhern und tiefern Stimmen singen sie einen heisern Chor. Rechte Sänger sind aber nur die Männchen. Die Weibchen stoßen nur kurze, grunzende Töne aus.

Das Weibchen legt den Froschlaich, einen Schleimklumpen, voll von erbsengroßen, durchsichtigen Kügelchen, in deren Mitte ein schwarzer Fleck sich zeigt. Diese Kügelchen sind die Eier des Frosches. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die jungen Frösche gleichen kleinen Fischen mit dicken Köpfen und langen Schwänzen. Man heißt sie Kaulquappen, etwa auch Roßnägel, Mollenköpfe. Nach einigen Wochen verwandeln sie sich. Es erscheinen zuerst die Hinter-, später die Vorderbeine. Endlich verschwindet auch der Schwanz, und nun ist die richtige Froschgestalt vorhanden. Drei Jahre währt es, bis der Frosch ausgewachsen ist.

Die Frösche ziehen nachts dem Lichte nach. Beim Eintritt des Frühlings kommen die Froschfänger mit Kienfackeln an den Teich, und die grünen Gäste hüpfen herbei. Man fängt sie, schneidet ihnen ohne Erbarmen die Hinterbeine vom Leibe ab und wirft den blutigen Rest ins Wasser. Solche Qual widerfährt ihnen, weil das Fleisch an den Froschschenkeln eine zarte, wohlschmeckende Speise für den Menschen

ist. Man sollte aber die Froschfänger anhalten, die Frösche erst zu töten, ehe sie ihnen die Schenkel abschneiden. Sonst führt das arme, verstümmelte Tier noch lange ein qualvolles Leben.

Manche Leute haben Abscheu, sogar Furcht vor dem Frosche. Warum? das wissen sie wohl selber nicht. Der Frosch ist nicht nur ganz ungefährlich, sondern sogar nützlich, indem er viel Ungeziefer verzehrt. Dasselbe gilt von dem braunen Grasfrosch und dem kleinen, niedlichen Laubfrosch. Der letztere ist ein Wetterprophet und wird deshalb häufig in Gläsern gehalten.

Rätsel.

Das erste rauscht, vom Wind bewegt,
wenn's zweite sich im Sumpfe regt.
Das Ganze schreit und ist nicht still,
wenn sich das Wetter ändern will.

34. Der Maikäfer.

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt. Die Maikäfer aber thun, als wären sie ihretwegen da; denn in manchen Jahren finden sich dieselben in außerordentlicher Menge auf ihnen ein. Dann geht es den Bäumen schlecht; was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefressen. Ehe 8 Tage vergangen sind, stehen ausgedehnte Obstanlagen entlaubt da, und die Hoffnung auf eine gute Obsternte ist vernichtet; denn die Bäume verlieren mit den Blättern diejenigen Werkzeuge, die ihnen zum Leben so notwendig sind als den Menschen die Lungen und müssen alle ihre Säfte zur Hervorbringung neuer Blätter verwenden.

Haben sich die Maikäfer 8 bis 14 Tage dem Vergnügen, umherzuschwärmen und Laub zu fressen, hingegeben, so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleineren Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an

zwei bis drei verschiedenen Orten 12 bis 30 Eier. Bald darauf sterben sie. Nach 4 bis 6 Wochen entstehen aus den Eiern wurmartige, äußerst gefräßige Tierchen, Larven oder Engerlinge genannt, die sechs Beine und kräftige Kinnbacken haben.

Ihre Nahrung besteht meistens in zarten Wurzeln. Um sich's bei ihren Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen an den Wurzeln zu fressen an und fahren damit so lange fort, als es ihnen schmeckt, und soweit sie ohne große Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinreichen können. Sind sie mit einer Pflanze fertig, so graben sie weiter, bis sie zur Wurzel der nächsten kommen. Im Herbst gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden erwärmt.

Mittlerweile ist ihnen ihr Kleid zu eng geworden; sie brauchen ein neues, größeres; dafür ist auch ohne ihr Zuthun zum voraus gesorgt von dem, der auch die Lilien des Feldes kleidet. Das alte Kleid — die Haut — platzt von selber, und unter demselben ist schon ein neues gewachsen. Der Engerling, der diese Verwandlung tief unter der Erde abgewartet hat, steigt in verjüngter Gestalt in die Höhe und fällt mit Begier über die Pflanzenwurzeln her.

Infolge dieser Gefräßigkeit leiden die Pflanzen sehr, lassen die Köpfe hängen und verwelken, wenn der Regen lange auf sich warten läßt. Darum ist der Landmann den Engerlingen ebenso wenig hold wie den Maikäfern; man vertilgt sie, wo man nur kann und sieht es gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahr hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche blicken lassen.

Drei bis vier Jahre treiben die Engerlinge ihr Wesen in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, oft über 1 m tief, machen sich noch einmal eine bequeme Höhle und harren darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Diese lassen auch nicht lange auf sich warten. Nach einer mehr-

tägigen Ruhe wird die Haut nochmals abgestreift; aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indes doch mit letzterem mehr Ähnlichkeit hat.

Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich; ebenso bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach 4 bis 6 Wochen sprengt die Puppe ihre Hülle, und es erscheint endlich der vollkommene Käfer. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen eine dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten sich die Käfer höher hinauf, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was Ende April oder anfangs Mai der Fall zu sein pflegt. Einzelne, die nicht so tief gelegen haben mögen, arbeiten sich auch früher, bei gelindem Wetter selbst mitten im Winter bis zur Oberfläche; aus Mangel an Nahrung und Wärme kommen sie natürlich um.

Das beste Mittel, die Maikäfer zu vertilgen, besteht darin, sie des Morgens, wo sie gewöhnlich vom Tau erstarrt sind, von den Bäumen zu schütteln und in Gruben mit heißem Wasser zu töten. Jung und alt, arm und reich sollten sich bei dieser nützlichen Arbeit beteiligen.

35. Die zwei Pflugscharen.

Von zwei neuen Pflugscharen wurde eine sofort benützt, die andere in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich letzterer, zog sie aus ihrer Ruhe hervor, und siehe! sie war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte sie, als sie ihre Gefährtin wieder sah und sich selbst mit ihr verglich! Denn diese fand sie hell und glatt, ja fast glänzender, als sie anfangs gewesen war. „Ist das möglich?“ rief die verrostete aus; „einst waren wir einander gleich; was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“ —

„Eben diese Ruhe,“ erwiderte jene, „war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, in der ich dich jetzt übertreffe.“

36. Der Star.

Der Star ist der Weltweise unter den Vögeln, der Immerfrohe, der beständig Gutgelaunte, der stets Sangfertige. Ich kenne keinen Vogel weiter, welcher gleich ihm stets zufrieden, stets froh, stets glücklich wäre. Der Star ist ein Narr, aber ein sehr kluger Narr. Wenn er im Frühjahre ankommt, ist oft noch rauhe Zeit, und der Schnee wirbelt vom trüben Himmel herunter und hüllt alles in seinen weißen Mantel ein: da sieht man ihn mitten im dichtesten Schneegestöber, im ärgsten Winde unbekümmert, fest und ruhig auf seinem erwählten Stande sitzen und vernimmt, daß er seinen Gesang eben so lustig vorträgt, als ob die Sonne heiter vom Himmel herablache.

Er bewohnt ganz Europa, einen großen Teil Asiens und geht im Winter bis nach Afrika und Nubien hinab. Gewöhnlich stellt er sich schon um die Mitte des Februar in unserem Vaterlande ein und verweilt da bis in den späten Herbst, manchmal bis zum November. Dann endlich drängen ihn Kälte und Nahrungssorgen südlicher. Man findet bereits viele in Süddeutschland, die Hauptmasse aber in Südeuropa als Wintergäste. Nach Afrika streichen nur wenige hinüber.

Das erste, was der heimgekehrte Star thut, ist, seine alte Wohnung aufzusuchen und in ihrer unmittelbaren Nähe einen fröhlichen Willkommgruß in die Welt hinauszusingen. Gleich am Morgen nach seiner Ankunft zeigt er sich wieder heimisch und schlüpft in seinem Nistkasten oder Baumloche aus und ein, als habe er sich erst gestern von ihm getrennt. Man kann sich stundenlang mit ihm beschäftigen und wird immer von ihm unterhalten werden; denn er zeigt sich zutraulich und vorsichtig, munter, lustig, gewandt, gefällig und

närrisch zugleich. Auf der Erde läuft er rasch und geschickt umher, ohne auch nur eine Minute lang ruhig zu sitzen; vor seinem Neste hüpft er ohne Unterlaß von einem Zweige auf den andern. Er fliegt leicht und schnell, gern in dichten Scharen und macht weite Ausflüge.

Am frühen Morgen sitzt jedes Pärchen in der Nähe seines Nestes, und das Männchen singt sein Lied; die mittlere Tageszeit wird zum Aufsuchen der Nahrung verwendet; gegen Abend versammeln sich Gesellschaften von drei bis fünfzig Stück auf hohen Bäumen oder auf Turmfahnen und singen gemeinschaftlich bis gegen Sonnenuntergang. Dabei blasen sie die Kehle auf und zittern mit den Flügeln, als ob ein gehaltreicher Gesang zu Tage kommen sollte; aber der ganze Gesang gleicht einem gemütlichen Geschwätz, in welchem das Schnabelgeklapper die Hauptsache ist. Nach Sonnenuntergang einigen sich die Paare und fliegen dem Walde zu, um im dichten Gezweig der Nadelbäume sicher zu schlafen.

37. Der Star des Königs Max Joseph I.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, woran er sich erfreuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn wie Kinder ihren Vater.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst anderem auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte, viele seltene Tiere, auch überseeische Papageien und deutsche Stare. Die letzteren waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, ein Vogel von sehr unscheinbarem Äufsern. Still und mit struppigem Gefieder safs er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübe, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgerät fortgeschafft wird, unter welchem er alt und

grau geworden ist, stumm umhergeht und sich grämt, dafs er alles überlebt.

Als nun der alte Star unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Star in eine Ecke gestellt und andere Dinge ausgerufen. Auf einmal schallt es: „Max Joseph! Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. „Wer ist's? Wer ruft?“ — fragten viele, und da einer sagte: „Es ist der Star“, da riefen alle wie aus einem Munde: „Den Star her, den Star her!“ So kam der arme Vogel auf einmal zu Ehren, weil es jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Star eine Stimme bekommen. — Jeder wollte nun den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich in unerhörter Weise. Der aber, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben und trug ihn im Triumphe nachhause. Das war denn auch eine Leichenfeier von eigentümlicher Art und gewifs keine der schlechtesten.

38. Nachtigall und Grasmücke.

Die geschätztesten unserer gefiederten Sänger sind die Nachtigall und die Grasmücke. Wer dieselben nach ihrem Äußern beurteilen wollte, der würde sie nicht hoch taxieren. Ihr Federkleid ist schlicht und schmucklos, das der Nachtigall auf dem Rücken rötlichgrau und am Schwanze rötlichbraun, jenes der Grasmücke braungrau. Die Bauchfedern sind bei beiden weißlich. Diese Vögelein setzen sich nicht durch äußern Glanz in Ansehen, sondern tragen wie edle Menschen ihren Wert in sich. Wie gerne lauscht man auf die flötenden, mannigfaltigen, uns fast wehmütig stimmenden Töne der Nachtigall, der Königin unter den beschwingten

Sängern! Der etwas sanftere Gesang der muntern Grasmücke steht hinter dem der Nachtigall kaum zurück und wirkt erheiternd auf das Herz des Menschen. Die Nachtigallen und Grasmücken gehören zu den Zugvögeln und verbreiten sich während des Sommers über ganz Europa.

Sie sind liebe, zutrauliche Tierchen, die sich gerne in der Nähe des Menschen aufhalten, als ob sie wüßten, wie sehr sie denselben mit ihrem Gesange erfreuen. Sie bauen ihre kunstlosen Nester in dichtbelaubte Hecken oder in niedriges Gebüsch und legen in dieselben 4—6 Eier. Der Schnabel ist wie bei allen Singvögeln ziemlich dünn, gerade und pfriemenförmig. Die Nachtigall ist etwas größer als die Grasmücke und wird nicht selten in Käfigen gehalten. Beide Vögelchen gewähren uns aber nicht bloß Vergnügen, sondern nützen uns auch durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten und Insektenlarven. Außerdem verzehren sie Beeren und Sämereien.

Auch das muntere und zutrauliche Rotkehlchen, das beständig mit dem Schwanze wippt und dabei possierliche Verbeugungen macht, ist ein vortrefflicher und durch Vertilgung der Insekten sehr nützlicher Sänger.

39. Der Bekehrte.

1. „Grasmücke, sag', was flatterst du so um das Nest umher? Du klagst und zirpest immerzu. Ist dir das Herz so schwer?"

2. „Mein Kind, o sieh' ins Nest hinein, dann weiſst du meinen Gram. Wie kann die Mutter fröhlich sein, der man die Kindlein nahm?"

3. Der Knabe nahm die Jungen aus. Jetzt wird ihm bang und schwer. Er rennet hurtig fort nachhaus und holt sie wieder her.

4. „Dran hab' ich wahrlich nicht gedacht. Verzeih' es mir, verzeih'! Es war nicht recht, was ich gemacht. — Da hast du alle drei."

(Hoffmann von Fallersleben.)

40. Das Ei des Vogels.

Auch das kleinste Ei ist merkwürdig. Es besteht aus Flüssigkeiten von weißlicher und gelber Farbe und aus einer Schale, welche diese umgibt. Außer der harten, kalkartigen Schale, die den Inhalt vor allen Verletzungen behüten muß, sind noch drei feine Häute vorhanden, welche verhindern, daß die feste Schale auf das Innere drückt. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kindlein in mehrere Tücher ein und legt die feinsten gerne zunächst um des Kleinen Glieder. Aber auch das Innere des Eies ist merkwürdig. Man entdeckt in demselben außer dem Eiweiß und dem Dotter zur Seite des letzteren eine kleine, linsenförmige Narbe. Man nennt sie den Keim. Diese Narbe ist der Anfang zum künftigen Vogel, zum Zaunkönig wie zum Schwan. Selbst die flüssigen Teile sind nur eine Hülle; sie dienen dem werdenden Vögelchen zur ersten Nahrung, so lange es nicht die äußere Schale sprengt und von den Eltern gefüttert wird oder sich selbst eine Speise suchen kann. Sie sind dem jungen Vogel gleichsam die erste Muttermilch, durch welche er erhalten wird, bis er fähig ist, stärkere Kost zu genießen.

Wenn die Brütewärme des Vogelweibchens das Ei durchdringt, regt sich der wohlverwahrte Keim und entwickelt sich zu einem Vöglein, das endlich die umgebende Schale zersprengt und hervordringt. Die Kraft, mit welcher das schwache Tierchen hervorbricht, ist bewundernswert. Wie kann doch überhaupt im Ei, das eines Kindes Finger zu zerdrücken vermag, solches Leben wohnen! Ja, hier ist Gottes Walten!

41. Der Specht.

Der Specht ist der Holzhacker und Zimmermann unter den Vögeln. Vier Brüder sind es, die dasselbe Handwerk treiben. Der erste mit schwarzem Rocke und einem feuerroten Käppchen auf dem Kopfe heißt Schwarzspecht. Er erreicht die Größe einer Krähe. Schön grün und rot ist der zweite, der Grünspecht. Er wird so groß wie eine Taube.

Die beiden andern dagegen sind schwarz und weiß, als wäre ihr Kleid aus bunten Flecken und Lappen zusammengesetzt.

Die Spechte sind Klettervögel und haben deshalb Kletterfüße. Von den mit starkgebogenen, scharfen Krallen versehenen Zehen sind nämlich zwei vorwärts und zwei, gleichsam als Daumen dienend, rückwärts gestellt. Hierdurch ist es dem Vogel möglich, sich an rissiger Baumrinde festzuhalten. Die kurzen, steifen Schwanzfedern dienen dabei dem Körper als Stütze.

Wo die stärksten Bäume des Waldes stehen, da hat der Specht seine Werkstätte aufgeschlagen. Unter der schuppigen Rinde der großen Waldbäume finden sich nämlich zahllose Insekten und deren Larven. Diese zernagen das Holz, nähren sich von dem Safte der Bäume und verursachen dadurch oft das Aussterben ganzer Waldungen. Dem Spechte sind aber diese Schmarotzer Leckerbissen; deshalb sucht er die Bäume von ihnen zu befreien. Kaum graut der Tag, so beginnt er seine Arbeit. Emsig klettert er die Baumstämme auf und ab, indem er mit seinem geraden, langen, festen und spitzigen Schnabel fast unaufhörlich an die Rinde klopft. Merkt er, daß dieselbe hohl ist, so hofft er, unter ihr Insektenlarven anzutreffen. Findet er keinen Eingang zu dem hohlen Raume, so hackt er sich einen solchen durch die Rinde. Nun streckt er seine lange, wurmförmige Zunge, deren Ende hart, spitzig und mit Widerhaken versehen ist, unter die Rinde, spießt die Larven an, zieht sie heraus und verzehrt sie. Der Nutzen, den der Specht durch Vertilgung schädlicher Insekten stiftet, ist sehr hoch anzuschlagen. — Findet er morsche Bäume, so hackt er, Nagewürmer suchend, tiefe Löcher in dieselben, die dann teils ihm selbst, teils den Meisen, Staren ꝛc. als Brutstätten dienen. Ein Nest baut er nicht, sondern das Weibchen legt drei oder vier Eier auf die Holzspäne und das Wurmmehl.

Zu den Klettervögeln gehört auch der **Kuckuck**, ein scheuer Zugvogel von der Größe einer Taube, den man wohl oft hört,

aber selten zu sehen bekommt. Da er seine Eier in so langen Absätzen legt, daß die ersten faul sein würden, ehe das letzte zu Tage gefördert wird, so kann er sie nicht selbst ausbrüten. Er legt sie deshalb in die Nester kleiner Vögel, welche sie ausbrüten und seine Jungen ernähren. Da er eine außerordentliche Menge von Käfern, Larven und Raupen vertilgt, so ist er ein höchst nützlicher Vogel.

42a. Der Kuckuck.

Wer ist der Vogel in dem Wald,
des Ruf zur schönen Zeit
so freundlich uns entgegenhallt
und jung und alt erfreut?
Der Name fällt vielleicht dir ein,
hörst du den lust'gen Vogel schrei'n:
Kuckuck!

Willst du einmal den Vogel seh'n,
so foppt er dich gar sehr.
Magst noch so leis' zum Baume geh'n,
du findest ihn nicht mehr.
Der lose Vogel sitzt schon weit
von dir auf einem Baum und schreit:
Kuckuck!

Rätsel.

Lies vorwärts mich, lies rückwärts mich,
immer bleib' ich, wer ich bin.
Kommt der Frühling, komm' auch ich,
geht er, zieh' ich mit ihm hin.
Ich bin ein lustiger Geselle,
musizier' im tiefen Wald;
in zwei Tönen ruf ich helle,
daß es weithin kräftig schallt.

42b. Der Kuckuck.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kuckuck das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel," sagte der abergläubische Jörg; „sein Ruf verkündet mir Glück, zum wenigsten eine Tasche voll Geld."

‚Warum denn gerade dir?' sprach Michel, der eben so abergläubisch war. ‚Ich sehe nicht ein, warum du bei dem Kuckuck höher in Gnaden stehen solltest als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkündet er Glück.'

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten. Vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn auseinander.

Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sei und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kuckuck ein Glücksvogel sein möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden, sondern mir. Denn euch beide hat der Kuckuck mit blutigen Köpfen nachhause geschickt; mir aber schafft er Geld in die Tasche!"

Ein Streit wird immer beide reuen
und oft den dritten nur erfreuen. (Chr. v. Schmid.)

43. Die Bienen.

Die Bienen sind das Sinnbild der Reinlichkeit und Ordnung, des Fleißes und Kunsttriebes. Sie leben gesellig in Schwärmen. Ein Bienenstaat besteht aus einem Weibchen, der Königin und Mutter des Hauses, gewöhnlich Weisel genannt, aus einigen hundert Männchen oder Drohnen, gefräßigen Müßiggängern und 15—30 000 fleißigen Arbeitsbienen. Die Bienen sind schwarz und bräunlich behaart.

Der Kopf hat zwei große Haupt- und drei Nebenaugen, zwei Fühler, eine Saug- oder Schöpfzunge und kräftige Kiefern. An dem Bruststücke sitzen oben vier geäderte Hautflügel, unten sechs borstige Beine mit je zwei Fußkrallen. Die Hinterbeine der Arbeitsbienen haben am ersten Fußgliede eine Narbe, das Körbchen, in das der Blütenstaub gebürstet und gedrückt wird; gefüllt heißt es „Höschen“.

Königinnen und Arbeitsbienen haben als Waffe einen Giftstachel, aus dem sie beim Stechen einen ätzenden Saft in die Wunde fließen lassen. Schmerz und Geschwulst können durch das Herausziehen des Stachels, durch Salmiak und kühlende Umschläge gelindert werden. Der Biene kostet der Stich meist das Leben.

Die Bienen hausen entweder wild in hohlen Bäumen, oder sie wohnen als Haustiere in hölzernen Kästchen und Strohkörben. In denselben hängen senkrecht die W a b e n, d. h. länglichrunde Wachsscheiben mit wunderbar regelmäßigen, sechskantigen Zellen. Es gibt Honig-, Brut- und Königinnenzellen. Letztere sind etwas größer als die andern. Die mit Honig gefüllten Zellen werden mit einem feinen Wachsdeckel geschlossen. Die Bienennahrung ist eine Mischung aus Honigsaft und Blumenstaub. Der Honig wird im Magen bereitet und ausgespieen, das Wachs zwischen den Ringen des Hinterleibes ausgeschwitzt.

Gegen den Herbst wird die Zahl der Fresser vermindert, indem die Drohnen von den Arbeitsbienen getötet oder aus dem Bienenstocke geworfen werden. Im Winter wird eine Zelle nach der andern angebrochen und der Honig verzehrt. Nicht selten tritt Mangel und Hungertod im Stocke ein, wenn die Blüten zu lange auf sich warten lassen. Um sich zu erwärmen, rücken die Bienen dicht zusammen und hängen als ein Klumpen aneinander. — Ihr Summen entsteht durch die ein- und ausströmende Luft der Atemlöcher am Hinterleibe.

Die Bienen sind wegen ihres köstlichen, goldgelben Honigs, ihres nützlichen Wachses und geschäftigen Wesens

Lieblinge der Menschen. Im Sommer schwärmen sie, d. h. eine Königin zieht mit ihrem Anhang aus dem übervölkerten Stocke und gründet einen neuen Haushalt. — In jede Brutzelle legt die Königin ein weißes, längliches Ei, aus dem nach 4 Tagen eine weiße Made schlüpft, die von den Arbeitsbienen gefüttert und gepflegt wird. Nach 9 Tagen verpuppt sich die Made, und die Arbeitsbienen schließen die Zelle mit einem Wachsdeckel. Abermals nach 9 Tagen bohrt sich die junge Biene durch den Wachsdeckel. Sie wird nun von den Arbeitsbienen beleckt, gestreichelt, gefüttert und in die Arbeit eingewiesen. Eine Königin kann jährlich 50000 Eier legen. Stirbt die Königin, ohne daß eine neue vorhanden ist, so geht der Stock zugrunde. Haben die Bienen jedoch Arbeiterlarven, so helfen sie sich, indem sie eine solche in eine königliche Zelle bringen, sie mit besserem Futter versorgen und dadurch zu einer Königin erziehen.

44. Was ruft uns das Bienchen zu?

Wenn das Bienchen reden könnte, so würde es uns zurufen: Seid fleißig! Denn Fleiß bringt Ehr' und Brot, aber Müßiggang nur Schand' und Not. Arbeit macht das Leben angenehm.

Das Bienchen würde uns ferner zurufen: Zanket nicht! Wo kein Friede ist, da ist auch keine Freude. Wo der Friede fehlt, da fehlt auch der Segen; denn Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Das Bienchen würde uns auch drittens zurufen: Seid gehorsam und dankbar! Wir sollen Eltern und Vorgesetzten nicht widerstreben. Ihre Sorge für unser Glück sollen wir zu würdigen wissen und nicht mit Undank vergelten; denn: Dankbarkeit gefällt, Undank haßt die ganze Welt.

Rätsel.

Es ist ein kleiner Soldat,
der ein giftig Spießlein hat.

Täglich zieht er mit Gesang ins Feld;
nur im Winter bleibt er in dem Zelt.
Er erobert ohne Zahl
die schönsten Schlößlein zu Berg und Thal.
Er bricht in ihre Keller ein
und trinkt aus goldnen Becherlein
immer neuen, süßen Wein.
Dann füllt mit feinem Mehl er jede Hand
und baut zuhause Kammern, Wand an Wand.
Die Kammern füllet er mit süßem Most
und sorgt im Sommer für des Winters Kost,
und wäre jedermann so arbeitsam wie er,
so gäb's im Lande keine Bettler mehr.

45. Die Grille und die Ameise.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. „Frau Nachbarin", sagt sie, „leiht mir doch einige Speise; denn ich habe Hunger und nichts zu essen." „Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?" fragte die Ameise. „Ich hatte ja keine Zeit dazu", war die Antwort. „Keine Zeit? Frau Grille! Was hast du denn im Sommer zu thun gehabt?" „Ich habe gesungen und musiziert", erwiderte die Grille. „Nun gut", liefs jetzt die Ameise sich vernehmen, „da du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!"

46. Wie der Schmetterling sein Kleid erhält.

Wie der Schmetterling sein Kleid macht, das möchtest du gewiß gern wissen; denn kein Kaiser und König hat ein so schönes Wams wie er.

Die Schmetterlinge werden nicht selten faule Burschen gescholten, die leichtfertig in den Tag hineinleben, ohne etwas

zu arbeiten, wie etwa die Biene und Ameise. Freilich ist der Schmetterling ein ganz anderes Wesen als eine Biene und hat eine ganz andere Lebensweise als diese; aber er ist darum keineswegs schlechter. Jedes thut, wie ihm befohlen ist, freut sich dann nach seiner Weise.

Vereint bauen die Bienen die feinen Zellen aus Wachs und tragen den vielen Honig nachhause. Sie thun es aber nicht deshalb, damit die Menschen den Zwirnfaden wichsen oder Honigkuchen backen können, sondern sie wollen zunächst für ihre eigenen Kinder sorgen. Die jungen Bienchen sind höchst hilflose Würmchen ohne Augen und Beine. Sie können nichts weiter thun als den Mund aufsperren, der immer hungrig ist, und die Alten müssen ihn mit Honig vollstopfen. Für den Schmetterling sorgt in frühester Jugend weder Vater noch Mutter. Er muß sich ganz allein in der Welt forthelfen und ein „selbstgemachter Mann“ werden. Er ist in jungen Jahren fleißiger als alle Bienenlarven im Stocke und schafft sich alles selber, was er zum Großwerden braucht.

Die Mutter des Schmetterlings kann für ihre Familie nichts weiter thun, als daß sie die Eier an einen Ort legt, an welchem die ausschlüpfenden Jungen auch Nahrung finden. Sie heftet darum ihre Eier nicht an die Blätter, welche absterben und vom Winde verweht werden, sondern klebt sie an Zweige, an die Stammrinde oder ähnliche sichere Stellen.

Die Eierschale ist des jungen Schmetterlings erstes Kleid, seine Windel und sein Kinderröckchen. Manche Schmetterlingskinder sind eine gute Winterkost für Meisen und Baumläufer; es bleiben aber noch genug übrig für den kommenden Sommer. Scheint die Frühlingssonne recht warm, und lockt sie die grünen Blätter aus den Knospen hervor, dann erwacht auch das junge Leben im Schmetterlingsei. Die Sonne ist die Bruthenne, und ein kleines Räupchen kriecht heraus, nachdem es ein Loch in die Eierschale gefressen.

Das Hauptarbeitszeug der Räupchen sind die Freßzangen vorn am Kopfe. Mit ihnen zerschroten die Tierchen ein Blatt nach dem andern. Sie klettern dabei auf die höchsten Spitzen der Bäume. Aber überall droht ihnen der Tod. Tausende von Singvögeln durchsuchen Feld und Busch nach Raupen, um ihre Jungen damit zu füttern. Auch der Landmann tötet sie, wenn sie von seinem Kohle und seinen Obstbäumen naschen.

Haben die kleinen Raupen einige Tage lang tüchtig gefressen, so setzen sie sich still an die Äste und werden ganz blaß, als seien sie krank. Jetzt platzt ihnen oben am Kopfe die Haut entzwei, und mit vieler Mühe ziehen sie den zu eng gewordenen Rock aus. Nun geht es wieder ans Fressen. Von früh bis abends zerschneiden sie die Blätter wie der Häckerlingsschneider; aber alles, was sie zerschnitten, verschlucken sie selbst. Haben sie noch mehrmals den Rock ausgezogen, so verpuppen sie sich. Sie spinnen sich einen Faden und binden sich irgendwo fest. Die Haut wird noch einmal abgestreift; das Handwerkszeug wird beiseite gelegt; Augen, Freßzangen und Füße verschwinden; die neue Haut wird hart, und die Puppe ist fertig. Manche, wie die Seidenraupe, umhüllen sich mit einem Gespinste, das aus einem äußerst feinen und langen Faden besteht.

Lange liegt oder hängt die Puppe wie tot; aber inwendig regt sich das Leben. Das Köpfchen mit den großen, zusammengesetzten Augen, die Fühler, die Brust mit 6 schlanken Beinen und der Hinterleib, der mit einem Stiele an der Brust festsitzt, bilden sich nach und nach aus. Die Flügel sind noch weich und zusammengefaltet. Endlich platzt die Puppenhülle, und der schöne Falter arbeitet sich heraus, besieht sich die schöne Welt und zeigt uns die Farbenpracht seiner Flügel, welche mit vielen Tausenden von Schüppchen bedeckt sind, die wie Dachziegel übereinander liegen.

Wer will es dem Schmetterlinge verdenken, wenn er nun nach so viel Arbeit sich der schönen Erde ein wenig freut, die rings auf Feld und Flur ungezählte Blumen trägt, eine immer schöner als die andere und alle vom Sonnenlichte übergossen wie vom flüssigen Golde? Er lebt ja nur kurze Zeit. Oft ist schon nach einem einzigen Tage seine ganze Herrlichkeit dahin, und Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling beginnen einen neuen Kreislauf.

(Hugo Weber nach H. Wagner.)

47. Die Grille und der Schmetterling.

Es saß eine kleine Grille im Grase und sah einen niedlichen Schmetterling auf der Wiese von Blume zu Blume fliegen. Wie sehr beneidete sie den Schmetterling um seine Schönheit und das herrliche Farbenspiel auf seinen Flügeln! „Ach“, seufzte sie, „warum bin ich denn nicht so schön als er; warum muß ich ihm in allen Stücken so weit nachstehen? Ich bin hier unbekannt und verachtet.“

Über die Wiese daher kam eben eine ganze Schar Kinder, Knaben und Mädchen. ‚Heida!‘ schrieen sie, als sie den Schmetterling kaum erblickt hatten, ‚seht doch den schönen Schmetterling; den müssen wir haben!‘ Gleich ging's mit Hüten, Tüchern, Netzen und Händen hinter dem Schmetterlinge her, welcher auch endlich gefangen wurde, so sehr er zu entwischen sich bemühte. Ein Knabe brach ihm unvorsichtig den einen Flügel beim Zugreifen ab, und der andere drückte ihm das kleine Köpfchen ein. — Die Grille hatte alles mit angesehen. „Ach“, sagte sie, „wenn diese Pracht und dieser Schimmer so viel Qual verursachen können, wie gut ist es, daß ich unbekannt und im Verborgenen lebe!“

(J. A. C. Löhr.)

48. Eine Frage.

1. Wer lehrt die Vöglein singen
so süß und mannigfalt
und Hirsch und Rehe springen
im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen
bald stürmisch und bald leis,
die Jahreszeiten gehen
in wundervollem Kreis?

3. Und wer die Bächlein gleiten
herab von steiler Höh'
und stolz die Ströme schreiten
zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret
mit goldnem Sonnenschein,
und wer am Himmel führet
die tausend Sternelein,

5. daß sie gleich guten Kindern
still gehen ihre Bahn
und nicht einander hindern
und sich nicht stoßen an?

6. O, sag, wer ist der eine,
der Meister so geschickt,
der mit so reichem Scheine
die Blümlein hat geschmückt?

7. Der hoch am Himmelskreise
sein Zelt gespannet aus
und auch mit treuem Fleiße
gebaut das Schneckenhaus?

8. Der über Länder zücket
die Blitze, weiß und blau,
und dann das Feld erquicket
mit kühlem, frischem Tau?

9. Den Meister groß und milde,
den nenne mir geschwind,
der dich mit seinem Bilde
geziert, mein liebes Kind!

10. Und der, bist du gegangen
dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen
in seiner ew'gen Ruh.
11. Und kannst du mir ihn nennen,
so folge ihm auch fromm;
dann wird er dich auch kennen
und sprechen: Sei willkomm'!

(Festkalender von Pocci und Görres.)

49. Der Sonntag.

„Mutter", sprach an einem Sonntage der kleine Edmund, „wäre es denn nicht besser, wenn man alle Tage fleiſsig arbeiten und sich so mehr Geld verdienen würde, statt den Sonntag müſsig zu steh'n und hin und her zu gehen?" ‚Mein Kind,' versetzte die Mutter, ‚du weiſst noch nicht, was du sagst! Menschen und Tiere müſsten erliegen, wenn sie diesen Tag nicht zur Ruhe hätten. Die meisten Menschenkinder, o, wie bald vergäſsen sie vor lauter Arbeit um Erdenlohn Gott und Gottes Lohn! Was nützte ihnen dann die ganze Welt?

Der Tag des Herrn kommt; früh schon weckt der Klang der Glocke die Christen und ruft sie laut zum Dienste Gottes in den Tempel hin; da hören sie auch Gottes Wort; das ist so klar und mild und labend der Seele, wie Brot dem Leib als Speise; da betet groſs und klein fromm zum lieben Gott und nicht umsonst; er hört sie alle und gibt zur rechten Zeit, was jeder braucht. Man sucht dann auch die Lieben heim, die drauſsen ruhen im Gottesacker, geht hin zu Armen, Kranken und tröstet, labet sie, bis man sich selbst zur Ruhe legt. Sieh, dazu ist der Sonntag! Ist das nicht schön und gut?'

„Liebe Mutter," schloſs dankend und mit einem Blicke zum Himmel das Kind, „ja, ja, so will auch ich von nun an den Sonntag feiern!"

50. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein Wie,
den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
und so ist dir's befohlen,
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen.

3. Das Kind, es denkt: Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
als lief es aus der Schule.

4. Die Glocke — Glocke tönt nicht mehr;
die Mutter hat gefackelt;
doch welch ein Schrecken! Hinterher
die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
das arme Kind in Schrecken,
es läuft, es kommt als wie im Traum;
die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag
nicht in Person sich laden.

(Wolfg. v. Goethe.)

51. Der betende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde und nahm niemand mit sich als einen einzigen alten

Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet. Eines Abends kamen sie nun spät zu einem abgelegenen Bauernhause im Gebirge und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen; es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott, erbarme dich eines armen Prinzen!“ Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: ‚Ich weiß, Euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist?‘ Der Bediente gestand die Wahrheit und bat, den Prinzen nicht zu verraten. Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: ‚Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Verhältnisse kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit sein sollen.‘ Der erstaunte Prinz dankte dem edelmütigen Bauern, noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann. Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an und ersetzte in der Folge dem braven Bauern das Geld zehnfach.

Bet recht von Herzen in der Not,
so rettet dich der liebe Gott. (Chr. v. Schmid.)

52. Die Bittwoche.

Nichts ist entzückender als der Anblick unserer fruchtbaren Felder in den letzten Tagen des Mai. — Inmitten der grünen Ähren, welche unter dem Säuseln des Windes sich wellenförmig bewegen, zeigen sich hier und da ländliche

Wohnungen, welche umgeben sind von duftenden Hecken und fruchtverheißenden Bäumen.

Die Luft ist mild; die Vögel singen; die Bienen summen; — alles spricht zum Herzen und stimmt zu heiligen Betrachtungen.

Was vernimmt jedoch mein Ohr? — Kaum sind die ersten Sonnenstrahlen unter der goldenen Wolke hervorgebrochen, so lassen alle Dorfglocken ihre silberklingenden Töne erschallen. Wohin gehen denn diese wackeren Ackersleute mit ihren Frauen und Kindern, die alle Festkleider tragen, am frühesten Morgen? Ja, ihnen genügt es nicht, das Land im Schweiße ihres Angesichts angebaut zu haben; sie wollen auch den Segen des Himmels über ihre Felder herabrufen, und deshalb steigt der Winzer von dem Hügel hernieder; der Ackersmann eilt aus der Ebene herbei; der Holzhauer verläßt den Wald; die Mütter kommen mit ihren Kindern, und die jungen Mädchen verlassen ihre Spindeln, ihre Schafe und die Quellen, um sich zu sammeln unter dem Zeichen des Kreuzes und unter der Fahne der Heiligen und den Herrn um Segen anzuflehen.

Alle Bäume prangen in ihrem Blütenschmucke; die ganze Natur gleicht einem Blumenstrauße. Ringsum erschallen die Gesänge der Ackersleute, und die Prozession bewegt sich von einem Dorfe zum andern. Nach derselben geht wieder jeder an seine Arbeit; denn der Tag, an welchem man Gott um Erdengüter bittet, soll kein Tag des Müßigganges werden. Mit neuer Hoffnung senkt der fromme Landmann die Pflugschar in die Furche, und mit neuem Eifer geht der Handwerksmann wieder an seine Arbeit.

53. Gottes Lob.

Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so?
Sie loben Gott, den Herrn; drum rauschen sie so froh!
Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal?
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blüh'n sie allzumal!

Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei?
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie so frei!
Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald?
Sie rühmen Gott, den Herrn; drum singen sie, dafs es schallt!
Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
den lieben Gott so preisen, wie sollt' ich stille sein!
Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
will singen dir und danken voll Freud' mein Leben lang!

II. Sommer.

54. Der Sommer.

Der Sommer, der Sommer,
ein heißer Gesell!
Wir suchen begierig
den labenden Quell!
Die Vögelein fliehen
dem Walde zu.
Dort finden sie Kühlung
und schattige Ruh'.
Doch reifet der Sonne
sengende Glut
die goldenen Ähren,
der Trauben Blut.

Sie spendet den Früchten
den süßen Saft
und gibt ihnen Würze
und nährende Kraft.
Und wird es hier außen
gar dämpfig und schwül,
im Walde da ist es
so duftig und kühl.
Wir eilen im Sommer
zum Walde, zum Wald',
wo Freiheit nur wohnet
und Vogelsang schallt.

(P. Auzinger.)

55. Waldlied.

1. Im Walde möcht' ich leben zur heißen Sommerszeit. Der Wald, der kann uns geben viel Lust und Fröhlichkeit.

2. In seinen kühlen Schatten winkt jeder Zweig und Ast. Das Blümchen auf den Matten nickt mir: „Komm, lieber Gast!"

3. Wie sich die Vögel schwingen im hellen Morgenglanz, und Hirsch' und Rehe springen so lustig wie zum Tanz!

4. Von jedem Zweig' und Reise, hör nur, wie's lieblich schallt! Sie singen laut und leise: „Kommt, kommt zum grünen Wald!"

(Hoffmann von Fallersleben.)

56. Der Sommer.

Am längsten sind die Tage im Sommer; morgens um vier Uhr schon gehen die fleißigen Landleute an ihre Arbeit,

und spät abends spielen die Kinder noch im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.

Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Viele Tiere liegen in ihren schattigen Erdlöchern; selbst die Vögel bergen sich im Schatten des dunkelbelaubten Waldes, ihren Gesang einstellend, und auch die Menschen suchen die kühlsten Plätzchen ihrer Wohnungen auf. Nur die meisten kaltblütigen Geschöpfe, Eidechsen und Insekten, sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume; Bienen summen; Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke; feine Blütenrispen nicken über dem fußhohen Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt; Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin ihre Wohlgerüche. Bald aber wird all dieser Herrlichkeit durch die Sense des Mähers ein Ende gemacht, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfelde zur Freude des Landmannes; denn durch ihre Strahlen wird in wenigen Wochen das Getreide reif sein. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Sind unter unzähligen Schweißtropfen die schweren Garben endlich auf den Wagen gebracht, dann schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Feldblumen und ziehen mit heiterem Gesange abends in das Dorf ein.

Da sendet wohl noch der Himmel eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor; am fernen Horizonte flammt es hell auf; näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein herrlicher Regen nieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft.

(Fr. Noll.)

57. Der Morgen.

Die Nacht ist vorüber. Es wird helle. Die Morgendämmerung beginnt. Die Hähne haben sie schon eine Zeit lang verkündigt. Die Schwalben zwitschern vor den Fenstern. Die Landleute verlassen ihre Betten, füttern das Vieh im Stalle, schirren die Pferde an und gehen an ihre Arbeit.

Die Sonne ist unterdessen hinter den Bergen hervorgekommen. Ihre Strahlen wecken die noch schlafenden Tiere. Die Bienen fliegen aus ihrem Stocke hervor und suchen in den Blumen und Blüten Honig. Die Tauben fliegen auf den Hof oder ins Feld, um ihr Frühstück zu finden. Auf den Wiesen und auf den Feldern glänzt alles von hellen Tautropfen.

Was gestern welk war, ist heute wieder frisch geworden. Die Menschen, welche gestern müde und schläfrig waren, sind jetzt wieder stark und gehen munter an ihre Arbeit. Auch die Tiere sind fröhlicher als am Mittage. (Curtman.)

58. Morgenlied.

1. Die Sterne sind verblichen
mit ihrem güld'nen Schein.
Bald ist die Nacht gewichen;
der Morgen dringt herein.

2. Noch waltet tiefes Schweigen
im Thal und überall;
auf frisch betauten Zweigen
singt nur die Nachtigall.

3. Sie singet Preis und Ehre
dem hohen Herrn der Welt,
der über Land und Meere
die Hand des Segens hält.

4. Er hat die Nacht vertrieben:
Ihr Kindlein fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
der Vater alles Lichts. (Hoffmann v. Fallersleben.)

59. Der Abend.

Es wird Abend. Die Sonne sinkt an den Rand des Himmels. Die Wolken in ihrer Nähe färben sich rot. Die Hitze hat aufgehört. Es weht ein kühles Lüftchen. Über dem Wasser erhebt sich Nebel. Das Gras wird von dem Tau befeuchtet. In der Luft spielen Mücken in zahllosen Schwärmen. Die Vögel in den Büschen singen ihr letztes Lied. Die Bienen kehren zu ihren Stöcken zurück, und alle schicken sich an zu schlafen. Desto munterer quaken die Frösche in den Pfützen. Die Maikäfer schwirren. Fledermäuse flattern umher, und Glühwürmchen leuchten in der Dämmerung. Die Arbeiter sind von dem Felde und die Viehherden von der Weide zurückgekehrt. Alles ist müde und sehnt sich nach Ruhe. Aber Menschen und Tiere sind auch hungrig und warten auf ihr Abendbrot. Die rauchenden Schornsteine und die heimkehrenden Wagen mit Futter zeigen, dafs dafür gesorgt wird. Bald werden alle satt sein und sich dem Schlafe überlassen.

(W. Curtman.)

60. Abendlied.

1. Der Abend ist gekommen;
das Glöcklein ruft zur Ruh';
der Hirte mit dem Schäflein
zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme
ein fröhlich Abendlied,
daß durch die stillen Fluren
es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde
die Kühe still nachhaus;
die Mutter an dem Herde
kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage;
das Huhn schläft schon im Stall;
ein Sternlein seh' ich blinken,
und still wird's überall.

5. Das Vöglein in dem Walde
schlüpft müde in sein Nest;
das Kindlein in der Wiege,
das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen;
das Glöcklein ruft zur Ruh',
und alles, nah und ferne,
schließt müd die Augen zu.

7. Nur Gott, der treue Hüter,
der schläft und schlummert nicht;
sein Aug' ist nie geschlossen,
ist ewig wach und licht.

8. Er sendet tausend Engel
wohl in der stillen Nacht;
die halten bei den Frommen
auf Erden treue Wacht.

(G. Chr. Dieffenbach.)

61. Die Fledermaus.

Kaum ist die Sonne gesunken, so schwirrt schon pfeilschnell die dunkle, unheimliche Gestalt der Fledermaus über dem Haupte des spät dahinschreitenden Wanderers. Der kleine, weiche Körper des Tieres hat das samtene Fell der Maus. Auch die Hinterfüße sind denen der Maus ähnlich; die Vorderfüße aber sind verschieden gebaut. Die Maus hat kurze Füße mit Krallen zum kräftigen Graben; die Vorderbeine der Fledermaus hingegen sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt. Ober- und Unterarm sind langgestreckt; der Daumen ist zwar kurz geblieben und mit einem Hakennagel zum Festhalten versehen; die übrigen vier Zehen hingegen sind dünn und lang und laufen in eine zarte Spitze ohne Nagel aus. Zwischen

ihnen ist, wie das Zeug zwischen den Stäben eines Regenschirmes, eine sehr zarte, graue Haut ausgespannt, die auch nach den Hinterfüßen und dem Schwanze verläuft. Sie umsäumt rings den Körper und kann ausgespannt und zusammengeklappt werden.

Vermöge dieser Haut flattert die Fledermaus während der Nacht mit größter Behendigkeit. Bald segelt sie in bedeutender Höhe und erschnappt dort Fliegen, welche sich verspäteten; bald schießt sie herunter auf den Teich oder Fluß und fängt Mücken oder nächtlich schwärmende Käfer, welche hier ihre Spiele halten. Ihr weiter Mund kommt ihr hierbei sehr zu statten. Nicht selten huscht auch wohl die eine oder die andere durchs offene Fenster oder durch den Schornstein und fängt eine Fliege weg, welche sich dort versteckt hat. Zum Zerbeißen der Insekten hat die Fledermaus kleine, scharfe Vorderzähne, lange, spitze Eckzähne und Backenzähne mit spitzen Kronen.

Wir haben Mühe, die kleinen Tierchen, von denen die Fledermaus sich ernährt, bei hellem Sonnenschein zu erkennen, und sie erspäht und erfaßt dieselben so sicher in düsterer Dämmerung. Wir stolpern leicht, wenn wir im Finstern wandeln; die Fledermaus aber schwirrt so geschwind wie eine Schwalbe zwischen den dunklen Zweigen des Baumes und dem Gebüsche des Teiches hindurch. Wie das Gesicht, so ist auch ihr Gehör von ganz besonderer Schärfe. Während ihr Flug selbst für unser Ohr unhörbar leise ist, vernimmt sie mit ihren großen Ohren vielleicht das Summen des Mückenschwarmes oder des einsamen Käfers, sowie den Flügelschlag der heimlich schleichenden Eule, welche ihr mit Kralle und Schnabel droht. Auch der Geruchssinn ist scharf. Noch auffallender aber ist die Zartheit, mit welcher die Fledermaus zu fühlen vermag. Mit ihrer feinen Flughaut empfindet sie die Nähe von Gegenständen schon, ehe sie dieselben berührt, wie wir die Nähe des Ofens oder der offenen Thüre im Dunkel an dem warmen oder kalten Luftzuge erraten.

Sobald die Fledermäuse von ihrem Fange gesättigt sind, oder der anbrechende Tag ihrer Jagd ein Ende macht, suchen sie wiederum ihre Schlupfwinkel auf. Die einen kriechen in hohle Bäume; andere verstecken sich unter die Strohdächer der Scheunen, und wieder andere schlüpfen auf die Böden der Kirchtürme, in Ruinen oder unbenützte Schornsteine. Sonderbar ist die Art und Weise, wie sie auszuruhen und zu schlafen pflegen. Sie haken sich mit den Krallen der Hinterfüße an Vorsprüngen ihres Versteckes auf und lassen den Körper herabhängen, den Kopf zu unterst. Sie rasten zwar gern in zahlreichen Haufen beisammen; aber sie sind doch untereinander sehr unverträglich, schreien einander an und beißen sich zornmutig wohl gar die Armknochen entzwei.

Beim Beginn der kalten Jahreszeit fehlt ihnen die Nahrung. Die Nachtinsekten sterben oder verkriechen sich; auch sind die Fledermäuse selbst gegen die Kälte sehr empfindlich. Darum suchen sie sich alsdann einen möglichst geschützten Schlupfwinkel, hängen sich auf und fallen in einen festen Winterschlaf. Kommen mitten im Winter einmal ein paar warme Tage und erscheinen im Dämmerlichte Mückenschwärme, so wachen auch die Fledermäuse auf und nehmen hurtig einen Mund voll nach dem langen Fasten. Sie fallen aber sogleich in Schlaf, sobald die Kälte von neuem anfängt und leben erst in der wärmeren Jahreszeit wieder auf.

(Herm. Wagner.)

62. Der Maulwurf.

Eigentlich heißt er Mullwurf oder Mulmwurf. Mulm ist lockere Erde; also bedeutet Maulwurf so viel als Erdwerfer. Die Leute heißen ihn meistens Schär.

Er wird nur 1½ dm lang und hat ein zartes, sammetartiges, schiefergraues, fast schwarzes Pelzchen Sein Gehör ist sehr scharf, und doch hat er keine Ohrmuscheln. Die Augen sind blöde und nicht größer als Pulverkörner. Er braucht auch bei seinem unterirdischen Leben keine besseren. Der Kopf hat eine rüsselförmige, zum Wühlen geschickte Schnauze.

Das Gefühl in dieser ist äußerst fein. Da er unter der Erde, wo er seiner Nahrung nachgeht, nichts sieht, so entdeckt er seine Beute durch das feine Gefühl. Er hat Vorder- und Eckzähne wie ein Raubtier, auch mehrere Backenzähne. Seine Beine sind kurz, die Füße fünfzehig, die vorderen sehr breit wie kleine Händchen mit starken Nägeln. Damit gräbt er gut. Er lebt beständig unter der Erde in Gärten, Wiesen und Feldern. Da gräbt er sich Gänge, aus denen er von Zeit zu Zeit die überflüssige Erde, den Mulm, an die Oberfläche des Bodens hinausstößt. So entstehen die kleinen Maulwurfshügel. Diese Gänge führen zu einer größern Höhlung tiefer im Boden. Das ist sein Haus, wo er seine Jungen auf einem Lager von dürrem Grase aufzieht. Der Maulwurf frißt keine Pflanzenstoffe, sondern Regenwürmer, Käfer, Engerlinge u. dgl. Er ist also ein Raubtier, aber kein gefährliches.

63. Das Bächlein.

„Du Bächlein, silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar;
am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
wo kommst du her, wo gehst du hin?"
‚Ich komm' aus dunkler Felsen Schoß;
mein Lauf geht über Blum' und Moos;
auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.
Drum hab' ich frohen Kindersinn;
es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
er, denk' ich, wird mein Führer sein.'

(J. Wolfg. v. Goethe.)

64. Am Bache.

1. Bächlein fliefset
und ergiefset
immer weiter hin sich fort.

Sieh' die schnellen
Silberwellen,
wie sie flieh'n zum fernen Ort!

2. Keine bleibet;
jede treibet
ohne Rast und Aufenthalt!
Immer munter
geht's hinunter,
und verronnen sind sie bald.

3. Und die Wellen
sind die schnellen
Stunden deines Lebens, Kind!
Bald verschwunden
sind die Stunden,
die dir jetzt so lustig sind.

4. Darum lerne
froh und gerne,
liebe Jugend, was dir frommt!
Stunden eilen
ohn' Verweilen,
und nicht eine wiederkommt!

(Lieth.)

65. Der Fluß.

Oben auf dem Berge ist die Quelle; daraus strömt der Fluß brausend und schäumend hervor und eilt hinunter in das Thal. Unterwegs begegnet ihm das Bächlein und ruft: „Nimm mich mit, Bruder!" Und er öffnet ihm sein Bett und sagt: ‚Komm her, Brüderchen! Fließe an meiner Seite!'

Und das Wasser des Flusses und das Wasser des Bächleins fließen nun friedlich zusammen zwischen den Blumen des Ufers. Die Fische schwimmen darin, und die kleinen Fischchen spielen auf der Oberfläche. Da kommen die Fischer mit ihrem Nachen; den treiben sie mit ihren Rudern und werfen ein Netz aus und fangen die Fische und

die Fischlein. Die kleinen lassen sie wieder ins Wasser, bis sie größer gewachsen sind; die großen aber tragen sie nachhause, wo sie in der Pfanne gebraten werden.

Aber der Fluß kommt an die Stadt mit den hohen Türmen und den schönen Häusern und den vielen Menschen; die haben eine Brücke über ihn hergebaut und gehen herüber und hinüber, und er muß ruhig darunter herfließen. Dann aber kommt er an die schönen Felder und die grünen Wiesen und guckt hinein und möchte gern darin herumgehen. Da schmilzt der Schnee, und der Regen fällt vom Himmel, und die Gewässer des Flusses steigen, bis sie über den Damm hinausströmen, der sie zurückhalten sollte. Sie dringen in die Felder und Wiesen, und die ganze Ebene wird ein See. Doch es dauert nicht lange, da kehrt der Fluß in sein Bett zurück und fließt wieder ruhig zwischen den Ufern weiter und immer weiter.

Da kommen die Schiffe mit ihren Mastbäumen und mit ihren bunten Fähnchen, die im Winde flattern und mit den weißen Segeln, die der Wind aufbläht wie die Leinwand auf der Bleiche. Auf den Schiffen sind Männer mit faltigen Hosen und bunten Jacken; die klettern an den Masten hinauf und spannen die Segel; es sind Matrosen. Die Matrosen sehen in das spiegelhelle Wasser und grüßen den Fluß freundlich und fragen: „Willst du uns ins Meer tragen?“ Der Fluß spricht: ‚Ja! Kommt mit mir; ich trage euch alle!‘ Und er trägt die Schiffe auf seinem Rücken, und der Wind treibt sie bei Tag und Nacht. Und bald sind sie am Ende. Sie sehen ein weites Gewässer vor sich, größer als zwanzig Flüsse; so weit man sehen kann, ist Wasser, — das ist das Meer. Das kommt ihnen mit gewaltigen Wellen entgegen und brauset, daß sie sich fürchten. Allein der Fluß ruft: „Hier bring' ich dir das Bächlein, das mit mir reisen wollte, und die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie nun auf, liebes Meer, ich bin müde und will ausruhen!“ (Wilh. Curtman.)

66. Die Forelle.

Am klaren Bache verweilen die Knaben gerne und sehen den Fischen zu, die im Wasser munter umherschwimmen. Weiter oben am Bache sitzt ein Fischer. Er hält die Angelrute in der Hand und richtet unverwandt den Blick auf das Wasser. Jetzt zuckt die Rute; er zieht aufwärts, und zappelnd hängt ein Fisch an der Schnur. Da eilen die Knaben, um den Fang zu sehen.

Welch ein schöner Fisch! Wie Silber schimmern die Schuppen. Oben am Rücken ist das Tier etwas dunkler mit schwarzen Punkten; die Seiten sind gelblich; der Bauch ist weiß; aber im Weißen sind viele schöne, rote Punkte mit blauen Rändern.

„Das ist eine Forelle“, spricht freudig der Fischer. „Sehet, sie atmet noch durch die Kiemen zur Seite des Kopfes; aber ihr Auge ist starr und unbeweglich. Sie hat sechs Flossen: zwei neben den Kiemendeckeln, zwei am Bauche, eine auf dem Rücken und eine Gabelflosse am Schwanze. Aber sehet die spitzen Zähne am Rande der beiden Kinnladen! Ja, noch Gaumen und Zunge sind mit Spitzen besetzt. Die Forelle hat ein starkes Gebiß; sie verzehrt nicht nur Mücken und Würmer, sondern auch kleine Fische. Aber wir wollen sie in den wassergefüllten Behälter legen; denn nur im Wasser kann der Fisch leben; außer demselben stirbt er bald.

Die Forelle lebt nur in Bächen und Flüssen mit frischem, klarem Wasser. Wie ein Pfeil schießt sie durch dasselbe. Sie hat ein feines Gehör und Gesicht und einen scharfen Geruch. Wie sie jemand am Ufer bemerkt, verbirgt sie sich eiligst. Wenn sie nach Mücken jagt, schnellt sie ziemlich hoch über das Wasser empor.

Im Herbste laicht die Forelle, d. h. sie gibt gar viele Eier von sich, aus welchen die jungen Fische in großer Anzahl kommen. Das Fleisch der Forelle wird gut bezahlt; denn es ist besonders zart und wohlschmeckend.“ (Scherr.)

67. Der Karpfen.

Der Karpfen ist nicht mit Haaren bekleidet wie die vierfüßigen Tiere und nicht mit Federn wie die Vögel. Auf seiner Haut liegen dünne, rundliche Schuppen wie Dachziegel übereinander. Sie sind hornig und mit Adern geziert. Dies Schuppenhemd sieht gewöhnlich auf dem Rücken blaugrün, am Bauche weißgelb und an den Seiten bräunlichgelb aus. An beiden Seiten ziehen sich schwarze Punkte in einer Linie hin. Schwanz- und Rückenflosse sind grau, Brust- und Bauchflossen braun. An seinem Kopfe hat er dicke, bewegliche Lippen, mit denen er beim Fressen schmatzt und große Augen mit schwarzen Sternen und gelblichen Kreisen um dieselben. Wozu mag er wohl die vier kleinen Bartfäden am Maule haben? Alle Fische fühlen sich kalt an; denn ihr Blut ist kalt. Es ist rot; das Fleisch aber ist weiß, und statt der festen Knochen haben die Fische spitzige Gräten.

Weil der Karpfen ein so wohlschmeckendes Fleisch hat, so pflegt man ihn in besonderen Karpfenteichen. Er nährt sich von Würmern und allerhand andern kleinen Wassertierchen; auch frißt er Aas und Modererde. Im Winter brauchen die Karpfen keine Nahrung Da halten sie im warmen Schlamme ihren Winterschlaf. Man fängt sie in Netzen und Rutenkörben oder Reusen, worin eine Lockspeise hängt. Der Karpfen legt viele Tausend kleine Eierchen, welche die Sonne ausbrütet. Der wohlbekannte Rogen besteht eben aus lauter Fischeiern. Glückt es einem schlauen Karpfen, den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, so kann er sehr alt werden. Solchen alten Knaben sieht man's bald an; denn ihr Rücken ist mit Wasserfäden bewachsen und sieht wie bemoost aus.

(Schurig.)

68. Der Aal.

Der Aal ist nach Gestalt und Lebensweise einer der sonderbarsten Fische. Er gleicht fast einer Schlange; denn bei einer Länge von 1/2 bis 1 m wird er nur 5 bis 6 cm dick.

Dazu ist der Körper vorn walzenrund, hinten zusammengedrückt, äußerst schlüpfrig und nur mit kleinen, fast unsichtbaren Schuppen bedeckt. Kiefer und Gaumen sind mit mehreren Reihen spitziger Zähne besetzt. Bauchflossen haben die Aale nicht, und die Rücken- und Afterflosse sind so lang, daß sie bis zur Schwanzflosse reichen. Der Aal ist oben dunkel-olivengrün, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Er findet sich in Flüssen und Seen der ganzen Erde, auch im Meere. Er liebt besonders klare, langsam fließende Gewässer mit schlammig-sandigem Boden. Haufenweise verkriechen sich die Aale im Winter im Schlamme. Selbst im Sommer hält der Aal sich am Tage darin verborgen und geht erst nachts seiner Nahrung nach, die in kleinen Fischen, jungen Fröschen, Regenwürmern, Insekten und Kräutern besteht. In warmen Sommernächten, wenn der Boden betaut oder beregnet ist, soll er sogar das Wasser verlassen und die Erbsenfelder besuchen, um sich an den grünen Erbsen gütlich zu thun, oder feuchte Wiesen, um Regenwürmer und Schnecken zu fangen*). In nasses Gras oder Moos verpackt, läßt er sich ziemlich weit lebendig verschicken, weil seine Kiemen nicht schnell trocknen. Er hat überhaupt ein außerordentlich zähes Leben. Abgeschnittene Stücke krümmen sich noch längere Zeit. Man fängt diesen Fisch seines wohlschmeckenden Fleisches wegen, das aber fett und daher schwer verdaulich ist. Die zähe, geschmeidige Haut wird bisweilen zu Flegelriemen verwendet.

69. Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal“,
sprach eine Schlange zu dem Aal;
„bin ich nicht wunderschön?
Hast du wohl eine Haut so schön gefleckt geseh'n?
Du bist zwar glatt; doch ich bin glatt und schön.“

---

*) Diese noch von namhaften naturwissenschaftlichen Schriftstellern der Gegenwart (z. B. Karl Ruß) beliebte Annahme wird von gründlichen Fischkennern entschieden als Irrtum bezeichnet.

„So", fragt der Aal, „bin ich nicht schön wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu,
Frau Nachbarin,
daß ich so wohl gelitten bin,
da jedermann vor deiner Schönheit graut
und, wenn er deine bunte Haut
im Grase sieht,
erschrickt und flieht?"
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Man flieht! Warum? Das weiß ich nicht!"
„Ich aber weiß es," spricht der Aal;
„auch wissen es die Leute alle:
Auswendig glänzest du; inwendig bist du
Gift und Galle."

70. Der Fischdieb.

Dionys, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube unweit des Dorfes, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme, so tief er konnte, in das Wasser und wühlte lange darin herum.

„Ha!" sagte er, „endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch, es ist, glaube ich, gar ein Aal." Er zog den Arm heraus — und sieh, um seine Hand wand sich eine greuliche Wasserschlange. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

‚Diesesmal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen,' sagte der Fischer. ‚Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute wie vor einem giftigen Tiere! Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn:

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
gereicht uns immer zum Verderben.'

(Chr. v. Schmid.)

71. Der Teich.

Nicht weit von der Mühle ist ein Teich, dessen Wasser so breit ist, daß man keinen Steg darüber legen, nicht einmal mit einem Steine darüber werfen kann. In diesem Teiche sind Fische, große und kleine, bräunliche und gräuliche; die schwimmen hin und her und sind bald oben auf der Fläche, bald unten auf dem Grunde. Wirft man ihnen ein Bröckchen Brot ins Wasser, so schwimmt ein ganzer Trupp herbei und schnappt darnach. Anfangs sind es nur kleine Fische, welche sich sammeln, hernach kommen aber auch größere, Karpfen, so breit wie meine Hand und Hechte, so lang wie mein Arm. Vor den Hechten fürchten sich die anderen; denn sie sind Raubfische; sie haben scharfe Zähne und beißen die kleinen Fische tot und fressen sie. Und ihr könnt euch auch hüten, daß euch kein Hecht in die Finger beißt. Der Müller will auch nicht haben, daß die kleinen Fische alle gefressen werden und läßt deshalb nicht viele Hechte in dem Teiche. Wollt ihr wissen, wie er sie fängt? Ich habe ihm einmal zugesehen. Da nahm er einen Angelhaken von Stahl, der war sehr spitz, band eine lange Schnur daran und befestigte sie an einem langen Stocke; das Ganze nannte er seine Angel. Nun nahm er einen Regenwurm unter einem Steine heraus, steckte diesen so an den Haken, daß man die Spitze nicht sah, und daß man meinte, der Wurm schwimme im Wasser. Hierauf setzte er sich ganz ruhig an das Ufer und ließ die Angel in das Wasser hängen. Über eine Weile kam ein großer Hecht, betrachtete den Wurm und dachte: „Ei, der soll mir gut schmecken!“ Geschwind fuhr er darauf los, sperrte sein Maul weit auf und biß hinein. Aber wie war er angeführt! Er hatte sich den spitzen Haken in den Gaumen gebissen und konnte ihn nicht wieder losmachen. Zwar riß er gewaltig an der Angelschnur und tobte hin und her; als aber der Müller merkte, daß etwas an der Angel zuckte, zog er sie in die Höhe, und der Herr Hecht mußte daran hängen bleiben, bis der Müller ihn tot machte.

Die Müllerin nahm ihn in die Küche und sott ihn in heißem Wasser, und des Abends ließen sie sich den Hecht gut schmecken. (W. Curtman.)

72. Die Wasservögel.

Auf dem ruhigen Spiegel des Teiches, wie auf dem eilenden Mühlbache schwimmt das geschäftige Volk der Enten und Gänse und taucht behende unter, die Wasserpflanzen oder andere Nahrung vom Grunde zu holen. Während einzelne das Wasser nach allen Richtungen befahren, ist eine Schar am Ufer beschäftigt, das Federkleid zu reinigen. Sie legen sich dann auf das Wasser, schütteln einigemale das Schwänzchen und tauchen unter. Die klaren Tropfen rollen, wenn sie heraufkommen, über die reinen Federn, und nun schwimmt groß und klein mit Leichtigkeit dahin.

Schöner als alle gefiederten Schwimmer auf dem Teiche ist der Schwan. Prächtig wie ein stolzes Schiff liegt er auf der Flut. Jetzt hebt er die Flügel; mit starken Stößen treibt er daher, daß die Wellen an seiner Brust aufschlagen. Bald hat er das Ufer erreicht und harrt des Bröckchens, welches ihm die am Ufer stehenden Kinder zuwerfen. Der Körper des Schwanes ist breit, daher zum Schwimmen wohl geformt; die Beine sitzen weit hinten, weshalb dieser Vogel ein schlechter Gänger ist; aber durch die Schwimmhaut sind seine Füße zum Rudern vortrefflich gebaut. Der schön gebogene Hals ist eine besondere Zierde dieses Vogels. Seiner Schönheit verdankt er auch die Pflege, die er genießt; denn sein Nutzen empfiehlt ihn nicht. Anders ist es hierin mit den Enten und Gänsen, und obgleich letztere sprichwörtlich für dumm gelten, sind sie doch unter dem Hausgeflügel unstreitig am nützlichsten.

73. Der Blutegel.

Der Blutegel gehört zu den Würmern, die weder Füſse noch Borsten haben. Er lebt in dem ruhigen Wasser schlammiger Sümpfe und Teiche, deren Grund

thonig ist. Bei hellem Wetter rudert er lebhaft umher, bei trübem rollt er sich zusammen. Im Winter verbirgt er sich im Schlamme. Seine Nahrung besteht aus frischem Blute, das er Tieren und Menschen abzapft. Vollgesogen, fällt er ab. Bestreut man ihn mit Salz, so gibt er das Blut von sich. Man bewahrt ihn in halbgefüllten Wassergläsern auf. Da er bei Entzündungen durch Entziehung von Blut sehr gute Dienste leistet, so wird er fleiſsig gezüchtet und weit verschickt. Die besten Blutegel kommen aus Ungarn, Polen und Ostpreuſsen.

74. Getreidekörner und Goldkörner.

Ein Schiff wurde vom Sturme an die Felsen einer wüsten Insel geworfen und scheiterte. Alle Menschen auf dem Schiffe gingen mit dem Schiffe zugrunde; nur zwei Brüder retteten sich an das Land.

Unter den Trümmern des Schiffes fanden sie einige Kisten und Fässer mit Mehl, Zwieback und eingesalznem Fleische. „O, laß uns Gott danken“, sprach John, der ältere Bruder, „daß er uns nicht nur am Leben erhielt, sondern uns noch mit Lebensmitteln versah, bis uns vielleicht ein anderes Schiff von dieser unfruchtbaren, unbewohnten Insel erlöst!“

In einem großen Kasten des Schiffes fanden sie einige Geschirre, Feuerzeuge und allerlei andere Gerätschaften. „Auch dafür laß uns Gott danken“, sprach John, „denn ohne Kochgeschirre und Feuer würde das Mehl und rohe Fleisch nicht wohl zu genießen sein.“

Tom, der jüngere Bruder, entdeckte ein zierliches Kästchen voll Goldkörner und hatte darüber große Freude.

John sagte: „Was helfen uns die Goldkörner? Die können wir nicht essen; auch müssen wir, wenn wir je wieder in unser Vaterland heimkommen, sie dem Eigentümer zurückgeben.“

„Doch sieh da!“ rief er auf einmal freudig, „in diesem fast leeren Sacke finde ich einige Hände voll Getreidekörner. Diese sind für uns wichtiger als all das Gold. Sie können uns, wenn unser Vorrat von Lebensmitteln ausgeht, vom Hungertode erretten.“

John fing sogleich an, ein Stück Landes zu einem Acker umzubrechen, und Tom half ihm dabei getreulich. Die Samenkörner trugen in dem neubearbeiteten Boden reichliche Früchte. Beide Brüder säeten nun die gewonnenen Körner auf einen größern Acker wieder aus und erfreuten sich, eben da ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, der glücklichsten Ernte.

Sie konnten freilich kein Brot backen. Sie mußten wie die Menschen uralter Zeiten die Körner am Feuer rösten oder im Wasser sieden. Sie befanden sich aber bei dieser Speise, wozu ihnen eine Felsenquelle den Trank bot, vollkommen gesund und wohl.

Endlich landete ein Schiff an der Insel und nahm sie mit nach England.

Sie übergaben das Gold dem Kaufmanne, dem das Schiff und alles, was darauf gewesen war, gehörte. Er nahm beide Brüder, weil sie so ehrliche und auch geschickte Leute waren, in seine Dienste und bezahlte sie reichlich.

Tom sprach nun zu John: ‚Der Schiffbruch wurde uns zum Glücke. Wir sind nun für unser Leben versorgt. Was aber noch mehr ist: wir haben auf der wüsten Insel bei steter Arbeit beten, auf Gott vertrauen und mäßig leben gelernt.‘

„Überdies siehst du nun“, sprach John zu Tom, „daß die Getreidekörner uns nützlicher waren als Goldkörner.“

(Chr. v. Schmid.)

75. Das Getreidefeld.

Wie wallet und woget die herrliche Saat! Ein Meer aus Halmen schwankt und wankt sie, wenn der Wind darüber streift. — Hörst du, wie's lispelt, wie ein geheimnisvolles Säuseln und Rauschen über das weite Gefilde zieht!

Hier, wo Halme an Halmen zu Tausenden stehen, war ehedem düsterer Wald oder sumpfige Wiese, ein Tummelplatz wilden Getiers. Hier kämpfte der rauhe Jäger mit Speer und Pfeil gegen den Bären und den Urochs; er selbst war rauh und wild wie seine Beute, unstet und flüchtig wie sie. Aber der Wald sank unter der Axt; der Pflug wandte die Scholle, und die zerrissene Erde nahm das Getreide auf. Aus dem Jäger und wandernden Hirten wurde ein Landmann; das leichte Zelt wurde zum Hause. Feste Wohnsitze und Dörfer entstanden. Mit dem friedlichen Landbau zogen auch mildere Sitten ins Land.

Gott der Herr ist's, zu dem der fromme Landmann emporschaut, wenn er den Samen der Erde übergibt; ihn bittet er um Segen, daß die Saat treibe und Frucht bringe vielfältig. Jahraus, jahrein vollendet der Allmächtige hier das Wunder, aus wenig Körnern Speise für vieles Volk zu schaffen. Ein kleines Säcklein voll streut der Säemann aufs Land; wagenweise fährt er zur Erntezeit die Garben nachhause und füllet die Speicher. (Hermann Wagner.)

Rätsel.

Was ist das für ein Diebsgesell:
Er geht auf Nachbars Acker aus,
stopft voll sich beide Taschen schnell
und trägt den Raub ins dunkle Haus.
Da packt er aus, als wär's das Seine,
legt eins zum andern in die Scheune.
Die Scheune liegt in Ackers Grund;
die Taschen hat er in dem Mund.

76. Die Einfahrt.

Die Sonne will bereits untergehen. Geschäftig tummeln sich Schnitter und Schnitterinnen, um die Garben zu sammeln und zu binden. Der Erntewagen steht hoch beladen auf dem Stoppelfelde. Die Pferde scharren unge-

duldig mit den Füßen. Jetzt fliegt die letzte Garbe auf den Wagen. Der Knecht läßt die Peitsche knallen, und nun ziehen die Pferde an, anfangs mühselig keuchend im lockeren Ackerboden, dann aber auf fester Straße lustig ausgreifend. Des Landmanns Buben und Mädchen begleiten den Wagen und begrüßen mit Freudengeschrei die Mutter, die mit dem zappelnden Kinde auf den Armen dem Wagen entgegen geht. Der schwerbeladene Wagen schwankt nun durch das geöffnete Thor in den Hof und in die Scheune hinein. Schnurrend wird das Seil herabgezogen. Die Garben wandern von Hand zu Hand an den bestimmten Platz. Die Pferde werden ausgespannt, und während die Bäuerin das Gesinde zum Abendbrot ruft, führt der Knecht die ermüdeten Tiere in den Stall an die gefüllte Krippe. (K. Nacke.)

Rätsel.

Was ist das: Vom Felde kommt's in die Scheune,
vom Flegel dann zwischen die Steine,
aus dem Wasser endlich in die große Glut;
dem Hungrigen schmeckt es allzeit gut.

77. Die Hühner.

Die Hühner gefallen mir eigentlich noch besser als die Gänse und Enten. Sie laufen so munter auf dem Hofe umher und sehen in ihren weißen, schwarzen, rötlichen und bunten Federkleidern, mit ihren Hauben und Kämmen gar niedlich aus. Am schmucksten ist der Hahn. Seine Federn schillern in den schönsten Farben; sein Kamm ist groß; seine Kehllappen hängen herunter wie ein langer, roter Bart; seine Schwanzfedern sind sichelförmig, und an den Füßen hat er einen Sporn wie ein Ritter. Er schreitet stolz einher, ruft die Hühner, wenn er Nahrung findet, beißt sie aber auch weg, wenn sie zu viel davon nehmen. Mehrere Hähne vertragen sich nicht auf einem Hofe; selbst die jungen, welche noch von der Mutter geführt werden, kämpfen schon heftig

miteinander. Noch ehe die Sonne untergeht, begibt sich das Hühnervolk zur Ruhe, erwacht dafür auch mit Tagesanbruch. Der Hahn ruft dann in seiner Sprache der Hausfrau zu: „Morgenstund' hat Gold im Mund'!"

Die Hühner werden ihres Nutzens halber allgemein gezogen. Ihre Eier sind uns fast unentbehrlich. Durch lautes Gackern verkündet die Henne jedesmal ihr köstliches Geschenk, das Ei. Zahlreiche junge Hühner werden am Bratspieße oder auf andere Weise für unsern Tisch zubereitet. Die Furchtsamkeit der Henne ist sprichwörtlich geworden. Hat sie aber Junge, so verwandelt sich ihre Furchtsamkeit in Mut, der aller Gefahr Trotz bietet. Ihre aufopfernde Mutterliebe ist so rührend, daß selbst der Heiland sich ihrer in einem schönen Gleichnisse bedient.

78. Der Haushahn.

Eine fleißige Hausfrau weckte ihre beiden Mägde jeden Morgen, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig und sagten zu einander: „Wenn der verwünschte Hahn nicht wäre, so könnten wir gewiß länger schlafen." Sie drehten ihm daher in aller Stille den Hals um und meinten, nun wären sie geborgen. Allein die Hausfrau, die schon sehr alt war, hatte einen leisen Schlaf und wachte oft mitten in der Nacht auf. Sonst weckte sie die Mägde nicht eher, als bis der Hahn gekräht hatte; jetzt mußten sie aber oft schon um Mitternacht aufstehen und waren viel schlimmer daran als vormals.

Durch Unrecht macht man Übel nur ärger.

79. Die Wachtel.

Aus dem halmenreichen Ährenfelde tönt der einfache Schlag der Wachtel. „Fürchte Gott, fürchte Gott!" ruft sie uns zu. Die Kinder hören diesen einfachen, kunstlosen Ruf lieber als den reizendsten Gesang manches Singvogels. Die Wachtel hält sich am liebsten in Getreidefeldern und zwar

in der Nähe der Wälder auf. Pfeilschnell kann sie durch die dichtgedrängten Halme laufen; aber im Fliegen ist sie nicht sonderlich geschickt. Zwar fliegt sie ziemlich schnell; aber sie erhebt sich nicht hoch über die Erde und fällt auch bald wieder nieder. Sie legt sich gern in den Sand oder in trockene Erde. Ihre Nahrung besteht aus Getreide, Hanf, Mohn, grünen Pflanzen und Insekten. Ihr Nest ist ganz einfach und kunstlos. Sie scharrt eine kleine Vertiefung in den Boden und bedeckt dieselbe mit einigen Strohhalmen. Das Weibchen legt nur einmal im Jahre und zwar im Juli 8—14 Eier mit gelber Grundfarbe und braunen Tupfen. Sobald die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, können sie schon den Alten hurtig nachlaufen, und bald sind sie imstande, für sich selbst zu sorgen. Raben, Wiesel und Iltisse suchen die Wachtelnester auf, um Eier und Junge zu rauben. Katzen und Füchse stellen auch den alten Wachteln sehr nach. Die Menschen fangen die Wachteln auf verschiedene Weise weg, um sie als Leckerbissen zu verzehren. Im September ziehen die Wachteln in großen Scharen von uns weg, reisen über das Mittelmeer und bringen den Winter in Ägypten zu. Wir wissen auch aus der heiligen Schrift, daß Gott den Israeliten große Scharen von Wachteln zugeführt hat.



80. Der Wachtelschlag.

Das Wächtelein rufet mit munterem Schlag;
es ruft schon früh, bevor es noch Tag —

schlagt und sagt:
Weckt den Knecht, weckt die Magd;
weckt den Knecht, weckt die Magd!

Das Wächtelein rufet am heifsen Mittag;
es rufet den Schnitter mit munterem Schlag —
schlagt und sagt:
Bück' den Rück', bück' den Rück';
bück' den Rück', bück' den Rück'!

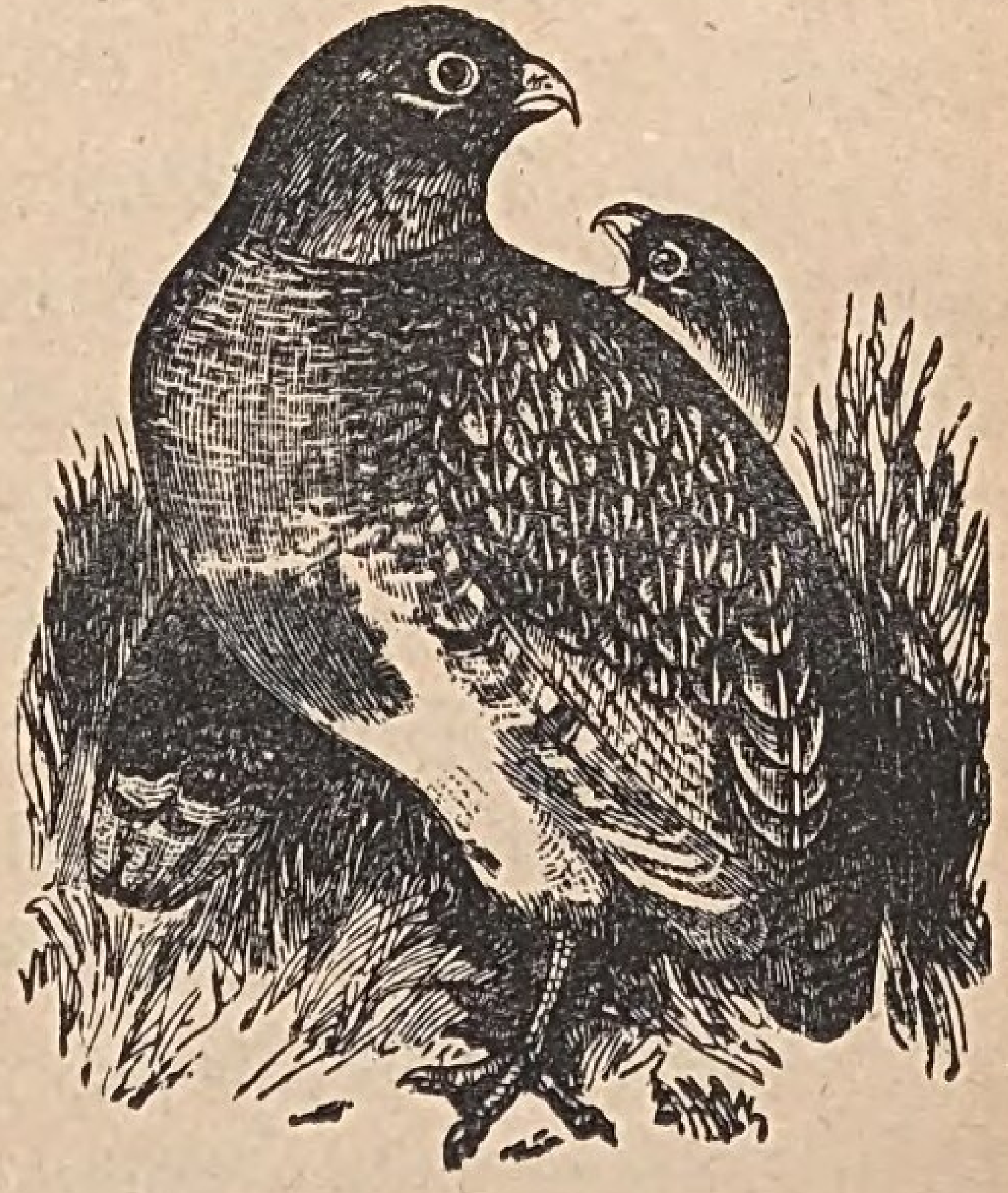
Doch neigt sich am Abend der glühende Tag,
so ruft es der Bäu'rin mit freudigem Schlag —
schlagt und sagt:
Gebt dem Knecht Kraut und Speck,
gebt der Magd Weck, Weck, Weck!

81. Das Rebhuhnnest.

..... den 21. Juni 18...

Lieber Karl!

Gestern war ich recht glücklich. Ich mußte unsern Mähdern Brot und Wein auf die Langwiese tragen, die Dir vom letzten Herbste her gewiß noch wohl in Erinnerung ist. Wie ich nun die Haselhecke entlang ging, flog plötzlich mit Geräusch aus einem nahen Getreideacker ein Rebhuhn auf. Schnell stellte ich meinen Korb auf den Boden und eilte nach der Stelle, wo es sich erhoben hatte. Da fand ich ein Nest mit sechzehn grünlich-braun-grauen Eiern. Ich habe sie wohl sechsmal gezählt; denn ich dachte immer, so viel könnten es nicht sein, und gewiß, es waren so viele. Wenn Du das Nest niemand zeigen willst, so verspreche ich Dir, am künftigen



Sonntage nach der Christenlehre mit Dir dahin zu gehen. Besichtigen dürfen wir das Nest wohl; ausnehmen wollen wir es aber nicht.

Herzlich grüßt Dich

Dein

treuer Freund

N. N.

82. Das Rebhuhnnest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du," sagte der größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel wert als die Henne." ‚Wenn das ist,' sagte der kleinere, ‚so gib mir die Henne, und behalte du die Eier.'

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken und gerieten sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem größeren Knaben die Henne, und der kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie beide gar nichts und sagten zu einander: „Der Vater hat recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
als um die Henne sich in Haaren liegen."

(Chr. v. Schmid.)

83. Das Landleben.

1. Ihr Städter, sucht ihr Freude,
so kommt aufs Land heraus!
Seht! Garten, Wald und Weide
umgrünen jedes Haus.

2. Kein reicher Mann verbauet
uns Mond- und Sonnenschein,
und abends überschauet
man alle Sternelein.

3. Wir seh'n, wie Gott den Segen
aus milden Händen streut,
wie Sonnenschein und Regen
uns Wald und Flur erneut.

4. Uns blüh'n des Gartens Bäume;
uns wallt das grüne Feld;
uns singen in dem Haine
die Vöglein ohne Geld.

5. Die rasche Arbeit würzet
dem Landmann seine Kost,
und heitre Freude kürzet
die Müh' in Hitz' und Frost.

6. Ja, wollt ihr Freude schauen,
so wallet Hand in Hand,
ihr Herren und ihr Frauen,
und kommt heraus aufs Land!

(Joh. Heinr. Voß.)

84. Der Mohn.

Aus einem kleinen, braunen Samenkorn entstand die hübsche Pflanze. Der Stengel ist schlank und glatt; die Blätter sind ohne Stiele, sitzend; länglichrund sind sie geformt; ihr Rand ist schwach gezähnt. Ein eigener, grauer Schein liegt auf dem ganzen Kraut, als sei der Abendnebel auf ihm festgewachsen und verhülle wie ein Zauberschleier den Engel des Schlafes, der in dieser Pflanze wohnt. So straff und frisch die Blätter stehen, so lange die Pflanze noch im Boden wurzelt, so schnell verwelken sie und sinken schlaff zusammen, wenn sie abgepflückt dem Strauße oder dem Kranze einverleibt sind. Zu oberst erheben sich die Blüten.

Träumerisch nickend hängen die Knospen, verhüllt vom bleichgrünen Kelche. Er erschließt die rote Glut der Blüte. Die Knospe ist einem Schlafenden vergleichbar. Von außen erscheint sie wie ein solcher regungslos. Die Augen sind geschlossen. Aber sie öffnen sich, und wie ein Kind das Spielzeug fallen läßt, das es noch in der Hand hielt, als es der Schlaf überraschte, so fallen auch der Blume des Schlafes die beiden Kelchblätter zu Boden. Vier Blütenblätter quellen hervor, rot oder weiß mit rabenschwarzen

Flecken am Grunde; sie bilden ein Kreuz, geformt aus Abendrot und Nacht. Inmitten der wundervollen Blüte steht ein grauer Kopf mit einer Strahlenkrone. In geheimnisvolles Silbergrau gekleidet, umstehen ihn eine große Anzahl Staubgefäße wie ebensoviele Ehrenwächter im purpurausgelegten Schlosse des Schlafes. Nur kurze Zeit prangt die schöne Blüte; gar bald sinkt sie, dem Kelche folgend, zur Erde nieder. Fallblume nennen sie deshalb in manchen Gegenden die Kinder.

Fern von uns im heißen Morgenlande, wo die Sonne die Blumen liebevoller pflegt, so daß sie üppiger gedeihen als bei uns, dort wächst auch der Mohn viel höher, und seine Köpfe werden viel größer. Wenige Tage nach dem Abfallen der Blütenblätter, gerade wenn die runde Fruchtkapsel im vollsten Safte steht, durchwandeln die Leute ihre Mohnfelder und ritzen mit scharfem Messer jeden grünen Kopf. Ein weißer Saft von äußerst bitterem Geschmacke quillt heraus. Der heiße Sonnenstrahl verdickt diesen Milchsaft, so daß er den Tag darauf schon klebrig hart wie Gummi oder Harz geworden ist. Die weiße Farbe verwandelt sich in eine braune. Nun heißt er Opium. Dieser verdickte Mohnsaft ist ein kostbares Geschenk des lieben Gottes. Es ist der Schlaftrunk, den der Arzt dem kranken Menschen verordnet, um ihn einzuschläfern und unempfindlich gegen Schmerzen zu machen. (H. Wagner.)

85. Die Lilie.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
wer hat in solcher Pracht
dich vor die Augen mir gestellt
und dich so schön gemacht?

2. Wie trägst du so ein weißes Kleid
mit goldnem Staub besät,
daß Salomonis Herrlichkeit
vor deiner nicht besteht!

3. Du schöne Lilie auf dem Feld,
in aller deiner Pracht
bist du zum Vorbild mir gestellt,
zum Lehrer mir gemacht.

4. Du schöne Lilie auf dem Feld,
du kennst den rechten Brauch.
Du denkst: „Der hohe Herr der Welt
besorgt sein Blümchen auch." (Spitta.)

86. Gefunden.

1. Ich ging im Walde
so für mich hin,
und nichts zu suchen,
das war mein Sinn.

2. Im Schatten sah ich
ein Blümlein steh'n,
wie Sterne leuchtend,
wie Äuglein schön.

3. Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
gebrochen sein?"

4. Ich grub's mit allen
den Wurzeln aus.
Zum Garten trug ich's
am hübschen Haus

5. und pflanzt' es wieder
am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
und blüht so fort. (Goethe.)

87. Die Erdbeere.

Im Mai und Juni blüht überall in lichten Gebüschen und Wäldern ein niedriges Pflänzchen, das eine recht hübsche weiße Blume und noch schönere rote Beeren hat, die jung und alt gar wohl bekannt sind; es ist die Erdbeere. Die Erdbeere vermehrt sich nicht durch Samen wie sonst die Pflanzen, sondern durch die sehr langen Nebenstengel, die auch Ranken heißen. Daß es so ist, ist recht schön; denn nun können wir alle die wohlschmeckenden Früchte verzehren, ohne befürchten zu müssen, daß dadurch die Erdbeeren ausgerottet werden. Die Früchte sind ganz kleine, unscheinbare

Körnchen, kaum halb so groß wie ein Hirsekorn, aber in großer Anzahl vorhanden. Darüber wird sich mancher wundern, der die Erdbeeren nur der Farbe und dem Geschmacke nach kennt. Dennoch ist es so. Das, was uns an heißen Sommertagen so labt, ist nicht die Frucht, sondern die fleischig gewordene Fruchtachse, auf der die Samen in kleinen Vertiefungen sitzen. Wenn ihr wieder Erdbeeren eßt, seht euch die Sache einmal genauer an! (A. Lüben.)

88. Die Erdbeeren.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheune auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agatha, die Tochter eines Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal ein Zwanzigpfennigstück. Eines Tages aber sprach der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Pfennig annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte." — ‚O,' sagte Agatha, ‚seid außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körbchen voll, verkaufe sie im Flecken und bekomme allemal dafür zwanzig Pfennig. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: Es gibt noch viel ärmere Leute als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben.' Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab.

„Gutes Kind," sprach er, „Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!"

(Chr. v. Schmid.)

89. Drei Giftpflanzen.

I.

Vergiftung mit Tollkirschen.

Zwei Kinder waren in den Wald gegangen, um Brombeeren zu suchen. Sie fanden nur wenige. Wie sie so suchten, erblickten sie an einem abgeholzten Bergabhang ein buschiges Gewächs mit großen, kirschenähnlichen, schwarzen Beeren. Die Kinder kannten die glänzenden Früchte nicht und aßen darauf los, bis sie genug hatten. Nun begaben sie sich auf den Heimweg.

Kaum waren die Kinder zuhause angekommen, so beklagten sie sich über Brennen und Drücken im Halse und über immer heftigere Leibschmerzen; ihr Gesicht rötete sich, die Augensterne wurden ganz auffallend groß; sie fingen an, sinnloses Zeug zu schwätzen, und in den heftigsten Krämpfen wälzten sie sich in ihren Betten. So schnell wie möglich wurde ein Arzt herbeigerufen. Durch starke Brechmittel gelang es zwar eine Anzahl der verschluckten Beeren wieder zu entfernen, aber die Menge der genossenen Tollkirschen war zu groß; die Mittel wirkten nicht genügend. Besinnungslos, wie toll rasten und schrien die beiden Kinder, kannten weder Vater und Mutter, die, ohne helfen zu können, an ihren Betten standen und jammerten. Gegen den Abend erlöste sie der Tod von ihren Schmerzen.

Außer der Tollkirsche zählen zu den betäubenden Giftpflanzen das Bilsenkraut, der Stechapfel, der Nachtschatten, der Mohn, der Fingerhut, der Taumellolch.

II.

Der Eisenhut.

Der Eisenhut ist sehr häufig an etwas feuchten Orten der Gebirge zu treffen, wird aber auch oft als Zierpflanze in Gärten gezogen. Seine schönen, blauen, helmförmigen Blüten trägt er in einer Traube. Der Eisenhut ist ein scharf giftiges Gewächs. Der Saft desselben zieht nämlich

Blasen auf der Haut, bewirkt heftige Entzündungen in Mund, Magen und Gedärmen, ja wenn nicht durch reichliche Brechmittel das Gift rechtzeitig aus dem Körper geschafft wird, die heftigsten Krämpfe und selbst den Tod.

In der Hand des Arztes wird aber der Eisenhut, wie die Tollkirsche, der Fingerhut, die Herbstzeitlose und andere gefährliche Giftpflanzen zum wirksamen Heilmittel.

Zu den scharf wirkenden Giftpflanzen gehören auch der Hahnenfuß, die Küchenschelle, die Nieswurz, die Herbstzeitlose, die Wolfsmilch, der Wasserschierling, der gefleckte Schierling, der Giftlattich, die Eibe.

III.

Die Hundspetersilie.

In Gärten und in der Nähe von Häusern findet man häufig ein sehr giftiges Unkraut, die Hundspetersilie, auch Gartengleiße genannt. Ihr Stengel ist gefurcht, die Blätter sind mehrfach gefiedert. Am oberen Ende des Stengels verzweigen sich von einem Punkte aus mehrere Stielchen, an deren Spitzen die zahlreichen kleinen, weißen Blüten sitzen, so daß das Ganze wie ein aufgespannter Schirm oder eine Dolde aussieht. Pflanzen, welche ihre Blüten in einer solchen Dolde tragen, nennt man auch Doldengewächse.

Das Gift der Hundspetersilie wirkt scharf und betäubend. Da die Hundspetersilie mit der echten Petersilie, die als Gewürzpflanze in Gärten gezogen wird, große Ähnlichkeit hat, so wäre eine Verwechslung und infolge davon eine Vergiftung leicht möglich. Bei einer solchen sind zur schnellen Entfernung des Giftes aus dem Magen Brechmittel, Essig, saure Milch ganz besonders zu empfehlen.

Eine Verwechslung ist aber zu verhüten, wenn man die Wurzeln, Stengel und Blätter beider Pflanzen genau beachtet: Die Wurzeln der Hundspetersilie sind dünn, trocken und riechen widerlich, die der echten Petersilie dagegen dick, fleischig und angenehm riechend. Zerreibt man Stengel und Blätter der Hundspetersilie, so macht sich ein

ekeliger Geruch bemerkbar, während die der echten Petersilie stark wohlriechend sind.

Scharf und betäubend wie die Hundspetersilie wirkt auch die in Laubwäldern vorkommende Einbeere.

(Nach Bumüllers und Schusters Lesebuch.)

90. Die Taube.

Die Tauben sind liebe, sanfte Tierchen. Sitzen sie auf dem Dache, so putzen sie sich mit dem Schnabel und legen jedes Federchen sorgfältig zurecht. Darum sehen sie auch stets reinlich aus wie ordentliche Kinder. Die Taube legt zwei weiße Eier in das aus Strohhalmen zugerichtete Nest. Beim Brüten wechseln Männchen und Weibchen miteinander ab. Die jungen Täubchen sind nackt und hilflos; aber sie werden von ihren Eltern erwärmt und aus dem Kropfe gefüttert, bis sie sich selber helfen können. Gar manche werden aber geschlachtet und gebraten, ehe sie zum Ausfliegen kommen.

Zur Saatzeit muß man die Tauben einsperren, weil sie sonst viel Schaden anrichten. Während der Ernte kann man ihnen aber wohl einen Ausflug auf das Feld gönnen, da sie dort ja nur nehmen, was liegen geblieben ist. Im Winter werden sie gefüttert. Der Hausherr stellt sich auf den Hof und pfeift. Dann kommen alle vom Schlage und vom Dache, lassen sich ohne Furcht vor ihm nieder und fallen begierig über die hingestreuten Erbsen und Wicken her. Alles pickt und drängt sich, um nicht zu kurz zu kommen.

Manche Leute haben in den Zimmern Turteltauben. Die Brieftauben werden zum Versenden der Briefe benützt.

91. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach.
Dies sah von oben eine Taube
und warf ein Blättchen von der Laube
ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach
und half sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saſs unsre Taube
ganz sorglos wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn auf sie gespannt.
Das Bienchen kam — pick! stach's ihn in die Hand.
Puff! ging der ganze Schuſs daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

Hilf jedem Armen in der Not!
Er wird gewiſs auch dir zu helfen sich bestreben,
sobald ein Unfall dich bedroht.

92. Das Gewitter.

Die Luft ist schwül und drückend. Am Himmel ziehen schwarze Wolken auf. Immer dunkler und düsterer wird es um uns her, und ein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich unserer Herzen. Das Rollen des Donners schlägt an unser Ohr; es kommt näher und wird immer mächtiger und mächtiger. Blendende Blitze zucken aus den Wolken. In den mannigfaltigsten und seltsamsten Windungen durchkreuzen sie den Luftraum, und mit grellstem Lichte fahren sie auf die Erde herab. Jetzt flammt es plötzlich auf, greller als je zuvor. Ein Augenblick tiefsten, ängstlichsten Schweigens — dann ein fürchterliches Krachen, daß die Grundfesten der Erde erbeben. Endlich öffnen sich die Schleusen des Himmels. Ein mächtiger Regen rauscht herab auf die bangende Erde. Dazwischen grollt noch der Donner; aber er wird immer schwächer; auch die Blitze werden seltener und matter. Das Gewölke gewinnt nach und nach eine ruhigere, festere Haltung. Bald bricht die Sonne wieder hervor, und im reinsten Blau strahlt der Himmel. Wie erquickend ist nun die Luft! Wie saugen wir sie in vollen Zügen ein! Alles fühlt sich neu gestärkt nach dem Gewitter. Gewiß, die Gewitter gehören nicht nur zu den großartigsten und furchtbarsten, sondern auch zu den wohlthätigsten Erscheinungen der Natur.

93. Der Blitz.

Gustavs Mutter war krank und lag am Fieber darnieder. Der Arzt hatte der Kranken kühlende Früchte empfohlen. Daher beschloß Gustav in den Wald zu gehen, um seiner Mutter Erdbeeren zu pflücken. Es war ein heißer Sommertag. Emsig suchte der Knabe und freute sich sehr, wenn zwischen dem dunklen Laube ein rotes Beerchen ihn anlachte. Wohl preßte die Hitze seiner Stirne Schweißtropfen aus; allein er achtete es nicht und pflückte fort, um seiner Mutter Freude zu bereiten. Endlich war das Körbchen voll der schönsten Erdbeeren. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein Körbchen und setzte sich endlich nieder, um im Schatten einer Eiche auszuruhen. Aber er hatte sich müde gesucht, und bald umfing ihn der Schlaf. Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf; Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer lauter und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Ästen der Bäume; Regen stürzte hernieder; der Knabe erwachte. Das Gewitter verwandelte seine frühere Freude in Schrecken; er blieb weinend unter der Eiche sitzen. Da fiel ihm ein, daß sein Lehrer gesagt habe, man dürfe bei Gewittern nie unter Bäume treten. Rasch sprang daher Gustav auf, nahm sein Körbchen und eilte fort. Bald darauf leuchtete ein heftiger Blitz; laut krachte der Donner gleich darauf, und erschreckt sah der Knabe um. Die Eiche, unter der er eben gesessen, hatte der Blitz zerschmettert. Durchnäßt kam Gustav zuhause an. Die Eltern hatten ängstlich auf ihn gewartet und freuten sich sehr, als sie ihn unverletzt sahen. Die kranke Mutter erquickte sich jetzt und dankte ihrem Gustav.

(L. Kellner.)

94. Die Ringelnatter.

Die Ringelnatter oder Schwimmnatter ist unsere bekannteste Schlangenart. Sie lebt besonders gern in Gebüschen und Hecken am Ufer von Gewässern; sie taucht und schwimmt

ganz vorzüglich. Ihr langgestreckter Körper wird bis 1,2 m lang, ist mit Schuppen und Schildern bedeckt, oben stahlblau oder aschgrau, unten weißgelb mit schwarzen Flecken oder blauschwarz. Am Hinterkopf befindet sich fast ausnahmslos beiderseits ein halbmondförmiger, weißgelber Fleck. Der Rücken ist mit zahlreichen schwarzen Flecken gezeichnet. Die Ringelnatter hat in den Kiefern und am Gaumen sehr viele kleine Hakenzähnchen, aber keinen Giftzahn. Die Augen sind klein, lebhaft, stets offen. Das Ohr ist unsichtbar. Wie bei den Schlangen überhaupt ersetzen sehr viele, leichtbewegliche Rippen gewissermaßen die fehlenden Füße. Das dreikammerige Herz enthält rotes, kaltes Blut; dieses wird in der Lunge gereinigt.

Die Ringelnatter ist ein sanftes, ungefährliches Tier, das sich leicht zähmen läßt. Ihre Nahrung besteht aus Fröschen, Molchen, Fischen, Eidechsen, Mäusen und anderen kleineren Tieren. Die Beute wird gefaßt und lebendig mittels der Vor- und Rückwärtsbewegung des Unterkiefers langsam durch den sich stark erweiternden Rachen hinuntergeschoben. Die Ringelnatter häutet sich, d. h. sie streift die dünne Oberhaut etwa fünfmal im Laufe eines Sommers ab. Im August legt sie in Mist- und Laubhaufen und an ähnliche feuchtwarme Orte 20—30 taubeneiförmige, lederhäutige Eier. Drei Wochen später schlüpfen die Jungen aus und sind gleich imstande, junge Fröschchen zu fangen und zu bewältigen. Gegen den Winter verkriecht sich die Ringelnatter zum Winterschlafe und verharrt darin bis zum April.

(Nach Bumüllers und Schusters Lesebuch.)

95. Die Kreuzotter.

Die schlimmste unserer einheimischen Schlangen ist die Kreuzotter oder Kupferschlange. Sie ist die einzige, welche durchbohrte Giftzähne im Oberkiefer hat, die sich niederlegen und aufrichten lassen. Ihr Biß zieht schlimme, mitunter selbst tödliche Folgen nach sich. Die Färbung der

Kreuzotter ist so veränderlich, daß fast nicht zwei Schlangen einander völlig gleichen. Das bezeichnendste Merkmal ist der aus zwei Reihen verschmolzener Vierecke gebildete Zickzackstreifen, welcher den Rücken entlang hinzieht.

Die Kreuzotter findet sich in manchen Gegenden Deutschlands noch in ziemlicher Anzahl. Sie liebt Orte, an denen Verstecke für sie vorhanden sind, zugleich aber auch lichte, der Sonne ausgesetzte Stellen. Als Wohnung wählt sie ein Maus- oder Maulwurfsloch, auch wohl Höhlungen unter Wurzelwerk, Löcher und Ritzen in Steingeröll und Felsen. Sie bewohnt ebenso die Moor- und Heidegegenden Norddeutschlands, wie sie in manchen Gebirgen Mitteldeutschlands und in den Alpen bis zu ansehnlicher Höhe hinauf vorkommt. Als nächtliches Raubtier verhält sie sich während des Tages träge und ziemlich teilnahmslos. Bei warmem Sonnenschein kriecht sie langsam aus ihrem Verstecke hervor und rollt sich an einer von der Sonne beschienenen Stelle zu einem sogenannten Teller zusammen, in dessen Mitte der Kopf ruht. So verweilt sie stundenlang regungslos im Halbschlummer. Naht sich ihr ein Mensch, so mag sie vielleicht in vielen Fällen sich geräuschlos in ihr Versteck zurückziehen; in andern Fällen aber richtet sie sich drohend auf, blickt den Ankommenden mit zornfunkelnden Augen an, streckt zischend und fauchend die Zunge mehrmals hervor und zieht Kopf und Hals etwas zurück. Kurz darauf schnellt sie die Zunge etwa 15 cm weit rasch vorwärts und beißt mit weit geöffnetem Rachen zu. Sie wiederholt ihre Bisse auch ziemlich rasch, springt jedoch nicht in die Höhe, noch weniger verfolgt sie den sich zurückziehenden Menschen. Es ist leicht, sie zu töten, da ein kräftiger Rutenschlag ihr das Rückgrat zerbricht. Selbst dann aber ist noch Vorsicht geboten; denn sogar der abgehauene Kopf schnappt und beißt noch um sich und vermag ebenso tödlich zu verwunden wie die gesunde Schlange. Das Gift der Kreuzotter, das

in den Giftdrüsen unterhalb der Fangzähne sich befindet, wirkt sogar noch, nachdem es eine Zeit lang eingetrocknet gewesen und nachher wieder aufgelöst worden ist.

Bei Nacht benimmt sich die Kreuzotter lebhafter. Sie kriecht dann schlängelnd umher und jagt ihrer Beute nach. Ihre Lieblingsspeise sind Mäuse. Sie versetzt denselben einen Biß und wartet die Wirkung ab, die schon nach wenigen Sekunden eintritt. Wahrscheinlich verzehrt sie auch die Jungen solcher kleinen Vögel, die am Boden brüten. In der Jugend verspeist sie auch Eidechsen, dagegen Frösche nur in der Hungersnot.

Beim Anbruche des Winters suchen die Kreuzottern ein besonders geschütztes Versteck auf: eine Felsspalte, eine Baumhöhle u. dgl. und liegen dort in halber Erstarrung mitunter zu 10 bis 25 zusammen. Der Iltis kennt diese ihre Gewohnheit, sucht sie daselbst aufzuspüren und verspeist sie.

Wer das Unglück hat, von einer Kreuzotter gebissen zu werden, soll suchen, das Gift rasch aus der Wunde zu saugen oder durch Schröpfköpfe herauszuziehen, die Wunde durch Ausschneiden und Ausbrennen unschädlich zu machen oder an Stellen, wo dies nicht möglich ist, einen harten Gegenstand, etwa einen Stein, fest aufzubinden. Man rät auch als Gegenmittel starke Gaben weingeistiger Getränke. Der Patient soll sonderbarerweise davon nicht betrunken werden. Man rechnet, daß gewöhnlich jedes Jahr in Deutschland zwei Menschen am Bisse der Kreuzotter sterben und etwa zwanzigmal so viel durch Schlangenbisse ernstere oder geringere Krankheiten davontragen. So nützlich einerseits die Kreuzotter durch ihre Mäusekost ist, so ist es doch durchaus geraten, jede zu töten, deren man habhaft werden kann. (H. Wagner.)

96. Die Eidechse.

Die kleine Eidechse wohnt im Sandhügel am Walde. Dort scheint die Sonne am heifsesten. Die Eidechse

hat sich eine Höhle in den Sandhügel gegraben, tief unter die Wurzeln des Haselstrauches. In dieser schläft sie während der kühlen Nacht, ja den ganzen langen Winter hindurch. Schnee und Frost mag sie nicht leiden. Im Frühjahre kommt sie aus ihrem Verstecke wieder hervor. Sie ist noch müde und schläfrig. Sie fröstelt und sucht sich ein Plätzchen, auf welches die Sonnenstrahlen am heifsesten fallen. Dort legt sie sich auf den heifsen Sand und pflegt sich. Je heifser die Sonne scheint, desto behaglicher wird es ihr. Sie wendet sich bald links, bald rechts, damit alle Seiten ihres Körpers das liebe Sonnenlicht hinreichend bekommen. Ihre alte Haut blättert ab, und die neue kommt prächtig zum Vorscheine. Diese sieht aus, als sei sie aus brauner Seide gewebt und mit goldgrünen Perlen und Edelsteinen gestickt. Von dem heifsen Sonnenscheine wird die Eidechse munter und guter Dinge. Sie springt lustig umher, fängt Spinnen und Käfer, dazu auch Würmchen, Heuschrecken und Nachtfalter. Nachher läuft sie zum Wasser und trinkt. Dann spielt sie mit ihren Kameraden Verstecken und Haschen und treibt allerlei Kurzweil. Sobald aber die Sonne am Abend sich neigt und hinter den Bäumen verschwindet, schlüpft auch die Eidechse wieder in ihr verborgenes Kämmerchen. Dort schläft sie und träumt wahrscheinlich vom lieben Sonnenscheine auf heifsem Sande. (H. Wagner.)

97. Die Blindschleiche.

Ein sonderbares Mittelding zwischen Eidechse und Schlange bildet die Blindschleiche. Die gelehrten Leute zählen sie zu den Eidechsen und führen viele triftige Gründe dafür an; alle übrigen Leute nennen das Tierchen aber eine Schlange, da es gerade so lang und rund ist wie eine solche und auch keine Beine hat. Hinten sieht es fast aus wie vorne, nur daß es am Kopfe zwei Augen trägt, die mit ihrem

lebhaften Glanze den Namen des Tieres Lügen strafen. Der ganze Körper ist etwa einen Finger dick und wird eine bis zwei Spannen lang. Auf der Oberseite sieht er blaßgrau aus, manchmal mit drei dunkleren Streifen versehen. Die Bauchseite ist dunkler.

Es macht kaum ein zweites Tier unserer Heimat einen so sonderbaren Eindruck auf den Naturfreund wie die Blindschleiche. Du überraschest sie vielleicht im Grasbusche, in dem sie den jungen Nacktschnecken nachspürt, die sich dort vor dem austrocknenden Sonnenstrahle verkrochen haben. Du willst sie ergreifen; denn du weißt ja, daß sie kaum imstande ist, mit ihrem kleinen Munde und ihren noch viel kleineren Zähnen dich in den Finger zu beißen. Da erschrickt das arme Wesen über alle Maßen vor dir. Du erscheinst ihm wahrscheinlich als ein so fürchterlicher Riese, daß es vor Angst in eine Art Starrkrampf verfällt und — mitten entzwei bricht. Der abgebrochene Teil ist der Schwanz. Jeder Teil schlängelt nun in seiner Weise weiter, und es sieht aus, als seien aus der einen Blindschleiche zwei geworden. Nach einiger Zeit hört freilich im Schwanze jede Spur von Leben auf. Er verwest. Immerhin aber ist uns dies ein Fingerzeig, wie das Leben im Körper dieser Tiere so viel Abweichendes hat von dem anderer Tiere. Nach einigen Wochen hat die Blindschleiche wieder einen Schwanz, der fast gerade so lang ist wie der abgefallene. (H. Wagner.)

98. Die Sperlinge unter dem Hute.

Ein ziemlich großer Bauernjunge Namens Michel hatte Spatzen gefangen, und weil er nicht wußte wohin damit, so that er sie in seinen Hut und stülpte diesen so auf den Kopf. Man kann denken, was das für ein Getümmel auf dem Kopfe war!

Nun begegnete ihm ein Fremder; der grüßte ihn freundlich und sprach ihn an: „Guter Freund, wo geht der Weg hinaus?“ Weil aber der Michel die Spatzen auf

dem Kopfe hatte, so dachte er: ‚Was geht dich der Fremde an!' ließ den Hut sitzen und gab gar keine Antwort. Der Fremde sagte zu sich selbst: „Hier müssen grobe Leute wohnen!“ und ließ den Michel weiter gehen.

Jetzt begegnete diesem der Amtmann; den pflegten alle Leute zu grüßen. Der Michel that es aber nicht, einmal, weil er die Spatzen unter dem Hute hatte und zweitens, weil er ein Grobian von Haus aus war. Der Amtmann aber sagte zu dem Gerichtsdiener mit dem roten Kragen: „Sieh doch einmal, ob dem Burschen dort der Hut angeleimt ist!“ Der Gerichtsdiener ging hin und sprach: „Hör einmal, Michel, der Herr Amtmann möchte sehen, wie dein Hut inwendig aussieht. Flugs zieh ihn ab!“ Der Michel aber zögerte immer noch und wußte nicht, wie er es machen sollte. Da riß ihm der Gerichtsdiener den Hut herunter und — brr! — flogen die Spatzen heraus nach allen Ecken und Enden. Da mußte der Amtmann herzlich lachen, und alle Leute lachten mit. Der Michel aber hieß von der Stunde an Spatzenmichel, und wenn einer seinen Hut oder seine Kappe vor Fremden nicht abzieht, so sagt man noch heutzutage: Der hat gewiß Spatzen unter dem Hute.

(Curtman.)

Wer auf dem Kopf hat einen Hut,
dem steht er noch einmal so gut,
wenn er ihn oft herunter thut. (Fr. Güll.)

99. Der liebe Gott ist zuhause.

1. O, fürchte dich nicht in dunkler Nacht!
Geh ohne Sorg' im Freien;
der Gott, der über uns allen wacht,
wird seinen Schutz dir leihen.

2. Er geht im Sonnenschein mit dir;
er geht mit dir im Düstern,
und was so säuselt dort und hier,
ist seiner Stimme Flüstern.

3. Glaub nicht, er sei dir jetzo fern!
Er ist dir nah wie immer;
er hat die frommen Kinder gern,
verläſst sie bei Nacht auch nimmer.

4. Und sieht es gleich schwarz und gespenstisch aus,
wenn Nacht und Nebel feuchtet,
der liebe Gott ist doch zuhaus;
seine Fenster sind ja erleuchtet. (Gabriel Seidl.)

100. Zum Marienbilde.

1. Zum Walde, ach, zum Walde,
zum Walde sehn' ich mich,
zur stillen grünen Halde,
dort ist mir heimatlich.

2. Ade, ade, du wilde,
du Welt voll Neid und Streit!
Mich zieht es zu dem Bilde
in Waldeseinsamkeit,

3. das mir, so abgeschieden
in tiefer Waldesnacht,
so mild und so voll Frieden,
so traut entgegen lacht.

4. Am Abend und am Morgen
begrüß' ich dich, mein Bild,
vertraue meine Sorgen
der Mutter süß und mild.

5. Dort an der heil'gen Stelle,
wo manche Blume sprießt,
und kühl und silberhelle
das Brünnlein ruhig fließt,

6. und wo die Rehe grasen
so friedlich rings im Kreis,
und durch den grünen Rasen
das Bächlein rinnt so leis:

7. dort bet' ich ganz verborgen,
von Gott allein gehört,
am Abend und am Morgen
mein Ave ungestört.

8. Und rings die Vöglein singen
mit mir in vollem Chor,
und aus den Blumen dringen
die Düfte süß empor.

9. Die Wolken aber malen
im Bach ihr Bild so rein,
und licht die Wellen strahlen
wie goldner Kerzenschein.

10. Gott grüß' dich, Vöglein kleine,
das aus dem Brünnlein trinkt,
o, lob mit mir die Reine,
die uns im Bilde winkt!

(G. Görres.)

101. Ave Maria.

Der Westwind säuselt;
das Glöcklein schallt;
das Vöglein lauschet;
es hallt im Wald:
Ave Maria!

Das Schifflein schaukelt
auf sanfter Well';
vom See her lispelt
es wunderhell:
Ave Maria!

Die Sternlein blinken
im trauten Kreis!
das Kindlein lallet,
es spricht der Greis:
Ave Maria!

Das Bächlein plaudert;
der Himmel lacht;
es klingt im Herzen;
ein Lied erwacht:
Ave Maria!

(Alb. Werfer.)

III. Herbst.

102. Herbst.

Die Rebe trägt die Traube;
die Frucht erglänzt am Baum;
mit goldgefärbtem Laube
prangt des Gehölzes Saum.
Wen grüßt die stolze Eiche?
Sie rauscht gebeugt aufs Feld.
Es ist der Herbst, der reiche,
der seinen Einzug hält.

Er bringt der Gaben viele,
die halb verborgen glüh'n,
und die des Sommers Schwüle
still zeitigte für ihn.
Reif sind sie zum Genusse;
wir sammeln fröhlich ein,
uns an dem Überflusse
auch später zu erfreu'n.

103. Der Herbst.

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die munteren Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend

zurück. Einige, wie Rotkehlchen und Drosseln, werden in Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Holunders und der Vogelkirschen dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge gefangen.

Nur wenige Blumen, wie die Aster und Georgine, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemäht; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rotwangigen Äpfel und legen sie in die Körbe. Vieles Obst wird bis zum Winter aufgehoben. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und dann noch besser schmeckt. Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter; sie werden gepreßt, und dann quillt jener süße Most heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie tot ist bald alles auf dem Felde! Haber und Gerste sind gemäht worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann oder säet Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen.

Alles ist jetzt eingeerntet. Der Mensch hat nun für den Winter zu leben. Er vergesse nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm so reichlich wachsen ließ.

104. Der Herbst, ein Zahlmeister.

Der Herbst ist der Zahlmeister des Jahres. Der Sommer hat schon manche Zahlung auf Abschlag gemacht; aber der Herbst führt doch die Hauptkasse.

Auch hat er nicht bloſs einen Zahltag, sondern gar viele, so daſs die Menschen beinahe nicht genug einnehmen können. Hat man den Herbst nur erblickt, so hat er etwas zu verschenken, und er schenkt nicht wie ein Geiziger, daſs man nicht weiſs, ob es ihm ernst sei oder nicht, sondern er hat seine Hände immer offen, solange er etwas zu verschenken hat. Darum findet der Herbst überall fröhliche Gesichter. Wie schön putzt er aber auch seine Gaben heraus! Betrachtet nur die rotbackigen Äpfel an den Bäumen, groſse und kleine und von allen Mustern! und dann die Birnen, von denen manche aussehen, als ob sie von Wachs gemacht seien! Aber diese sind nicht immer die besten, und es heiſst auch bei ihnen oft: Der Schein trügt. Manche haben eine rauhe Schale, sind aber inwendig doch voll Saft und Wohlgeschmack, ähnlich den braven Menschen in groben Kitteln. Die Zwetschgenbäume hängen oft so voll, daſs die Äste die Last kaum tragen können und ordentlich froh sind, wenn die Menschen nur zugreifen. Die Nuſsbäume warten erst gar nicht darauf; sie haben monatelang in der Stille geschafft, öffnen jetzt ihre grünen, bittern Schalen und lassen die Nüsse mit den süſsen Kernen zur Erde fallen. Die Haselnuſssträucher haben ebenfalls ihre Nüsse in Bereitschaft und lassen sie aus gar zierlichen, grünen Bechern oben heraussehen, damit die Menschen gleich wissen, was in ihnen steckt.

Von den Schatzgräbern, diesen Betrügern, mag ich nichts hören; aber die Schatzgräber im Herbste sehe ich mit Lust. Gold und Silber graben die freilich nicht aus dem Boden, aber dafür etwas, was tausendmal mehr wert ist. Geht in ein Haus, in welches ihr wollt, und ihr werdet nicht vergeblich nach Kartoffeln fragen, wenn ihre Zeit da ist. Was wollten arme Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen, wenn sie nicht eine tüchtige Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch setzen könnten!

Aber auch die Reichen wissen diese gemeine, unansehnliche Knolle zu schätzen und sehen sie gern auf ihren Tafeln.

So gross aber der Nutzen und der Segen der Kartoffeln ist, so geht es doch bei ihrer Ernte ganz still her, und man hört nichts von Jubeln und Jauchzen und Böllern und sieht nichts von geputzten Wägen und Menschen. Diese Ehre widerfährt nur den Weintrauben und dem Weine. So ist der Mensch! Allen Respekt vor dem Weine; denn er erfreut des Menschen Herz; aber wenn man auf den Nutzen sieht, so sind doch die Trauben mit den Kartoffeln nicht zu vergleichen. Der Wein ist nur ein Freund der Reichen; die Kartoffeln aber sind Freunde der Reichen und der Armen. (Walther.)

105. Die Obsternte.

Die letzte Woche im September, die Michaeliswoche, heißt Goldwoche, weil in ihr die Obstbäume ihrer goldenen Schätze entladen werden. Reizend ist der Anblick der blühenden Obsthaine im Frühlinge; aber noch erfreulicher ist der Anblick der Obstbäume im Herbste, wenn sie sich unter der Last ihrer süßen Früchte tief niederbeugen. Wie blinken da die goldgelben Birnen, wie lachen die rotbackigen Äpfel, wie winken die blauen Pflaumen so einladend aus dem grünen Laube uns entgegen! Für die Jugend insbesondere ist die Zeit der Obsternte eine hochwillkommene. Da geht es hinaus in die Obstgärten und auf die Berghänge mit Leitern und Haken, mit Körben und Säcken. Die Männer steigen auf die Bäume, um das zur Aufbewahrung für den Winter bestimmte Obst zu brechen. Sind zu diesem Zwecke die schönsten Äpfel und Birnen abgenommen, was teils mit der Hand, teils mit einem besonderen Geräte, dem Apfelbrecher, geschieht, so werden die Bäume kräftig geschüttelt. Ei, wie prasselt's da nieder auf den Grasboden! Das ist eine Freude für die Kinder, — und diese klagen gar nicht,

wenn's auch Püffe auf die Köpfe gibt. Nun geht's ans Einsammeln. Schürze, Körbe und Säcke werden gefüllt. Das Obst wird teils zum Dörren, teils zu Wein, teils zu Branntwein verwendet. Die Bäume werden aber nicht immer ganz rein abgeleert. Gar mancher Apfel und gar manche Birne bleibt, hinter grünem Laube versteckt, am Baume hängen. Diese Reste gehören fast allenthalben den kecken Knaben, welche nach der Obsternte an das „Stoppeln", d. h. an die Nachlese gehen. Wie jubeln sie, wenn sie spät im Oktober, nachdem das Laub bereits abgefallen, auf dem einen oder dem andern Baume oder unter demselben einen vergessenen Apfel oder eine übriggebliebene Birne erspähen! Und beim Hirtenfeuer, nun, da schmeckt selbst ein gebratener Holzapfel gut.

Diese Nachlese kann man der Jugend schon gönnen. Nur nehmt euch in acht, ihr Knaben, daß ihr beim Erklettern der Bäume keinen Schaden nehmt, oder daß ihr bei Eroberung der Stoppelbeute den Baum nicht verderbt! Daß ihr kein Obst von Bäumen nehmen dürft, die euch nicht gehören und die noch nicht abgeerntet sind, brauche ich euch nicht erst zu sagen, da ihr ja das siebente Gebot längst kennt. Überhaupt müßt ihr die Bäume, deren Früchte euch so trefflich munden, gewissenhaft schonen, und ihr dürft euch nie verleiten lassen, einen Obstbaum zu beschädigen, weder aus Mutwillen, noch weniger aus Bosheit.

In öden Raum pflanz einen Baum
und pflege sein; er bringt dir's ein.

(G. N. Marschall.)

106. Der Apfelbaum.

1.

Der Apfelbaum, das ist ein Mann!
Kein andrer gibt so gern wie der.
Im Winter, wenn man schüttelt dran,
da gibt er Schnee die Fülle her.

Im Frühling wirft er Blüten nieder;
im Sommer herbergt er die Finken;
im Herbste streckt er Zweige nieder,
die voller Frucht zur Erde sinken.
Drum kommt und schüttelt was ihr könnt;
ich weiß gewiß, daß er's euch gönnt! (R. Reinick.)

2.

Was ißt der Apfelbaum?
Er ißt die Erde und wächst dann groß
und wirft uns Äpfel in den Schoß.
Was trinkt der Apfelbaum?
Er trinket Regen, Luft und Licht;
da bekommen die Äpfel ein rot Gesicht.

3.

Rätsel.

Was hab ich für ein Bübchen
im Sinn?
Es hat ein rotes Grübchen
im Kinn,
dazu ein rotes Bäckchen
wie Glut;
es steht sein grünes Jäckchen
ihm gut.
Die Käppchen und Läppchen
sind fein;
doch ist ihm fast sein Käppchen
zu klein.

Es hat sich oft geschwungen
im Wind,
ist hin und her gesprungen
geschwind.
Da fiel's vom Steckengäulchen
ins Gras;
dort fand's nach einem weilchen
die Bas —
und thät's ins Kämmerlein
tragen; dort liegt's. —
Wer kann den Namen sagen?
Der kriegt's! (Fr. Güll.)

107. Wie der Apfelbaum entsteht.

In einem Dorfe wohnte ein reicher Mann; der saß einmal in seinem großen Garten auf der Rasenbank. Neben ihm stand ein Korb mit schönen, goldgelben Äpfeln. Er griff in den Korb hinein, nahm einen Apfel heraus und aß ihn.

Mitten in dem Apfel war ein Häuschen mit niedlichen Stübchen. In jedem dieser Stübchen saß ein schöner, schwarzer Kern. Einen von diesen Kernen nahm der Mann in die Hand, tupfte neben sich in das Gartenbeet ein Loch mit dem Finger, steckte den Kern hinein und bedeckte ihn mit Erde. „Was soll jetzt aus mir werden?“ sprach der Kern zu sich selbst. „Wäre ich doch lieber noch in dem Apfel, in dem schönen, blanken Stübchen!“ — Mit allerlei Gedanken schlief er endlich ein. Da ging eine finstere Gewitterwolke über den Garten; es donnerte, und warme Regentropfen fielen auf die Erde. Einige davon fielen dem Kerne gerade in den Mund, und er schlürfte sie begierig ein. Am andern Morgen schien die Sonne so warm, daß es der Kern bald bemerkte. Er dehnte und reckte sich und wäre gern oben gewesen. Auf einmal platzte ihm das schwarze Röckchen. Unten kam ein feines Löchlein hinein. Das ist aber so zugegangen: Mitten in dem Kerne lag ein niedliches Bäumchen mit Würzelchen, Stämmchen und Blättchen. Als der Kern getrunken hatte, verschluckte das Bäumchen den Tropfen, und davon wurde es so dick, daß sein Röcklein einen Riß bekam. Durch diesen Riß schlüpften nun die Würzelchen in den Boden und suchten überall herum, ob sie nichts Gutes zum Trinken fänden. Zum Glück gab's dort Leckerbissen in Hülle und Fülle. Sie tranken und tranken und wurden immer größer und stärker. Aber sie teilten auch dem Stämmchen und den Blättern davon mit, und die nahmen auch immer mehr zu.

Einige Zeit nachher kam der Mann wieder in den Garten und setzte sich auf die Rasenbank. Da sah er vor sich ein kleines Stückchen Erde, das sich in die Höhe hob und dann zur Seite fiel. Gleich hinterher kam der Apfelkern, der zu einem winzigen Bäumchen geworden war. Um das kleine Köpfchen hatte er sich den verschlissenen Rock gewunden, damit ihn die Sonne nicht zu sehr stechen sollte. Gegen den Mann verneigte er sich sehr freundlich, als wenn er danken

wollte, daß ihn derselbe aus dem Apfelhäuschen befreit. Der Mann aber freute sich, daß er einen Apfelbaum bekommen würde und goß einen Fingerhut voll Wasser darauf. Gegen Ende des Sommers war das Bäumchen schon so dick wie ein Federkiel und hatte hübsche, grüne Blätter. Im andern Jahre wuchs es noch höher; kaum war es drei Jahre alt, so trieb es nach allen Seiten hin Zweige und wiegte mit dem Kopfe im Winde.

Es war wieder Sommer geworden, und das Bäumchen schaukelte sich lustig an dem bekannten Plätzchen. Da kam der Mann mit einem spitzigen Federmesser, faßte das Bäumchen mit den Zweigen und setzte das Messer in die Rinde. „Lieber Mann," sprach da das Bäumchen voller Angst, „töte mich nicht, ich bin noch so jung und klein." — ‚Ich will dich auch nicht töten,' gab der Mann zur Antwort; ‚ich will dir vielmehr ein neues und besseres Leben geben. Ließe ich dich so fortwachsen, so trügest du später nur schlechte Äpfel, die einem den Mund zusammenziehen würden. Unnützer Baum, würden die Leute sagen, dich muß man umhauen und ins Feuer werfen! Ich aber will einen nützlichen Baum aus dir machen.' Da schwieg das Bäumchen und ließ alles mit sich geschehen. Der Mann schlitzte ein Kreuz in den Baum, nahm ein Auge von einem edlen Apfelbaume und setzte es in die Öffnung; dann band er einen Streifen Leinwand darum und ging weg. Das Auge wuchs und trieb ein neues Reis. Im künftigen Jahre war es schon groß. Der Mann kam wieder und schnitt mit dem scharfen Messer das Bäumchen über dem edlen Zweige glatt ab, legte etwas Baumwachs darauf und sprach: ‚So, nun wachse und gedeihe!' —

So geschah es auch. Das Bäumchen wurde in wenigen Jahren ein Baum und trug alle Jahre eine Menge der besten Äpfel.

108. Einkehr.

1. Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen, grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

(Ludwig Uhland.)

109. Der Walnußbaum.

Wohl noch lieber als Äpfel und Birnen sind den Kindern die Nüsse, besonders die großen Walnüsse, gewöhnlich welsche Nüsse genannt. Wir erhalten diese vom Walnußbaum, der eigentlich ein Fremdling unter unseren Bäumen ist und aus dem fernen Asien stammt. Er gedeiht auch nur in milden Lagen gut, und große Kälte kann er gar nicht vertragen. Man sieht es ihm an, daß er ein Kind anderer Gegenden ist. Im Frühlinge, wenn Apfel- und Kirschbäume schon lange ihr grünes Kleid angelegt haben, steht er noch kahl da. Endlich kommen die ersten Blätter-

sprossen hervor. Aber diese sind nicht hellgrün wie bei den andern Bäumen, sondern düster braun, und erst später erhalten sie ihre lichte, grüne Farbe. Sie zeichnen sich eben sowohl durch ihre Größe und eigentümliche Gestalt, als durch einen starken, aber nicht unangenehmen Geruch aus. Auf seinen Blütenschmuck kann sich der Walnußbaum nichts zugute thun, aber wohl auf seinen mächtigen Stamm und auf seine herrliche Laubkrone, und nicht mit Unrecht hat er den Namen „königlicher Baum.“ Die Rinde ist weißlich und wird am ältern Stamme unten rissig. Es gibt Nußbäume, welche eine Dicke von mehr als 1 m und eine Höhe von etwa 25 m erreichen. Dafür braucht dieser Baum aber auch gegen fünfzig Jahre, bis er ganz ausgewachsen ist; Früchte aber trägt er oft schon im achten Jahre. Die Früchte dieses Baumes haben eine äußere grüne Schale, in welcher die eigentliche Nuß eingeschlossen ist. In der harten Schale liegt dann der vierteilige, höckerige Kern, der sehr ölreich ist und süß schmeckt. Ißt man den Kern kurz nach der Abnahme vom Baum, so schält man erst den bitter schmeckenden häutigen Überzug ab; später ist dieses nicht mehr nötig. Die Walnüsse werden nicht nur zum Essen, sondern auch zur Bereitung eines sehr guten Öles benützt. Unreife Walnüsse werden in Zucker eingemacht. Aus der äußern Schale, den Blättern und der Rinde kann man eine dauerhafte, schwarzbraune Farbe bereiten. Der Stamm des Baumes liefert ein treffliches, hartes Holz zu feinen Tischlerarbeiten. Mit den frischen Blättern reibt der Bauer seine Pferde, um diese vor den Stechfliegen zu schützen.

Rätsel.

Zur schönen Sommerszeit
da trage ich ein grünes Kleid;
doch wenn da kommt der Herbst daher,
brauch' ich das grüne Kleid nicht mehr.

Ich trage dann ein Kleid von Stein;
ein Hammerschlag dringt kaum hinein.
Und kommt die schöne Weihnachtszeit,
so trag' ich gar ein goldnes Kleid.
Das zieht mir dann das Kindchen aus
und ißt mich selbst zum Weihnachtsschmaus.

110. Das Märchen vom Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten die Nüsse essen; aber keiner hatte sein Messerlein bei sich, und mit den Zähnen konnten sie dieselben nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr und sagten: „Ach, käme doch nur jemand, der uns unsere Nüsse aufknacken wollte!" Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einhergegangen. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing, eine goldene Mütze und ein rotes Kleid mit gelbem Höslein. Indem es nun so einher trippelte, brummte es das Lied:

‚Heiß, heiß,
beiß, beiß!
Geh gern in den grünen Wald,
wann die Nuß vom Strauche fallt,
mach's dem lust'gen Eichhorn nach,
knack und nag den ganzen Tag!'

Die Knaben mußten sich schier zutode lachen über den kleinen, drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: „Wenn du Nüsse beißen willst, so komme her und knacke uns diese auf, damit wir sie essen können!" Da brummte das Männlein in seinen langen, weißen Bart:

‚Hans heiß' ich,
Nüsse beiß' ich.
Hab' ich aber mich beflissen,
euch ein Dutzend aufgebissen,

gebt mir zum Lohn
ein paar davon!'

„Ja, ja," schrieen die Buben, „du kannst mitessen, knacke nur fleißig auf." — Das Männlein stellte sich zu ihnen hin — denn am Sitzen hinderte es sein Zopf — und sprach:

'Hebet auf den langen Zopf,
schiebt die Nuß in meinen Kropf,
drücket nieder und sofort;
schnell ist jede Nuß durchbohrt!'

Also thaten sie und hörten das Lachen nicht auf, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten, und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Maule sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

'Heiß, heiß,
beiß, beiß;
will meinen Lohn
nun auch davon!'

Der eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden; der andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: „Warum willst du dem Bürschlein von unsern Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!"

Da wurde das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

'Gibst du mir keine Nuß,
so machst du mir Verdruß.
Ich nehme dich beim Schopf
und beiß' dir ab den Kopf.'

Da lachte der böse Bube und sagte: „Du mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß du fortkommst, sonst lass' ich dir mein Haselstaudengertlein fühlen!" Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein. Der Nußknacker wurde ganz rot vor Zorn, hob sich mit seinen Händchen den Zopf auf

und schnappte wie ein Fisch im Wasser, und knack — der Kopf war weg.

Das ist die Geschichte vom ersten Nußknacker. Habt wohl acht, Kinder, daß euch die Köpfe oder wenigstens die Fingerlein nicht abgebissen werden; denn wie ihr Urahnherr, so machen auch die Enkel und Urenkel des Nußknackergeschlechtes mit bösen Kindern nicht lange Federlesens!

(Graf v. Pocci.)

111. Der Weinberg.

Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklassen als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleiſsig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem gröſsten Fleiſse um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleiſsig bearbeitet hatten, eine viel gröſsere Menge von Trauben hervor als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit groſsen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiſs
für den, der ihn zu üben weiſs.

(Chr v. Schmid..)

112. Die Kartoffeln.

Die Kartoffeln sind erst vor 300 Jahren aus Amerika nach Europa gekommen. Fast hätte sie der Freund des Seefahrers Franz Drake, dem dieser aus Amerika einige zur Aussaat schickte, aus seinem Garten wieder ausreißen und wegwerfen lassen; denn er dachte, es würden die Früchte gegessen, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknollen gelb wurden, lud er eine

Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen von einer Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Alle meinten, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wegwerfen.

Eines Morgens ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen und siehe, er duftete so lieblich wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was für Knollen das wären, und dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden, amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln und zubereiten und lud dann die Herren wieder zu Gaste. Jetzt lobten alle den Geschmack der Kartoffeln, und ihr sollt selbst sagen, ob sie nicht recht hatten.

(v. Schubert.)

113. Das Samenkorn.

1. Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land.
Und wundersam! was er gesä't,
das Körnlein wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im Stillen los;
ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein rötlich Haupt empor.

3. Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Tau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

4. Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm.
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n;
es muß in Wind und Wetter steh'n.

5. Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel deckt mit weißem Schnee
der Erde Kindlein freundlich zu;
dann schlummert es in stiller Ruh'.

6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
die Lerche singt; das Korn erwacht;
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

7. Voll krauser Ähren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat ersteh'n,
und wie ein grünes, stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

8. Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Ährenfeld;
die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

9. Die Ernte naht; die Sichel klingt;
die Garbe rauscht; gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

(Krummacher.)

114. Die Eiche.

Die Eiche ist der stattlichste und kräftigste Baum unserer Laubholzwälder, ein wahrer Riese des Waldes. Tief in die Erde schlägt sie ihre starken, knorrigen Wurzeln.

Ihr mächtiger Stamm hebt sich gerade empor und erreicht eine beträchtliche Höhe. Ihre hundert kräftigen Äste reckt sie wie riesige Arme schirmend aus. Der müde Wanderer eilt freudig zu ihr hin; in ihrem Schatten findet er süße Ruhe. Hoch in den Zweigen singt der Vögel Chor ihm das Schlummerlied.

Ihren Stamm können oft mehrere Männer kaum umfassen; er erreicht einen Umfang von 8—10 m. Unzählige schöngeschweifte Blätter bilden eine große, grüne Krone.

Und welche Menge von Tieren pflegt die königliche Eiche! Schnecken kriechen langsam empor, um von dem Laube zu speisen. Kleine Gallwespen laufen auf den Blättern hin und her und bohren mit ihrem feinen Stachel ein kleines Loch hinein. Ein winziges Ei kommt dann ins grüne Blatt; der Saft strömt hinzu, und ein runder Gallapfel bildet sich. Marienkäferchen und Florfliegen geben dem Eichbaume ihre Eier in Verwahrung. Verschiedene Raupen in Menge zehren von dem Laube und puppen sich am Eichenstamme ein. Schöne Eichenschmetterlinge kriecheu aus ihnen hervor. Die Eiche ist ihr Vaterland und und ihre Ernährerin. Maikäfer schmausen hier; Hirschkäfer zerreißen mit ihrem zackigen Geweih die jungen Zweige und trinken ihren Saft. Der Laubfrosch verbirgt sich zwischen den grünen Blättern. Der Specht kommt an und klopft an den Stamm und zieht die fliehenden Würmchen ans Tageslicht. Eichhörnchen bauen zwischen den breiten Zweigen ihr Haus und sammeln ihren Wintervorrat. Die Holztaube hat nicht weit davon ihr Nest und führt ihre Jungen auf dem Aste aus. Der Marder späht nach Eiern; der Kuckuck sucht nach Raupen, und die Eule umschwebt zur Nachtzeit den Stamm und forscht nach einem Vöglein. Auf dem höchsten Wipfel hat manchmal der Adler seinen Horst und bringt seinen Kleinen Rebhühner und Kaninchen zur Speise.

Auch den Menschen erweist sich die Eiche sehr nützlich. Ihren Überfluß an dürren Ästen wirft sie den armen Leuten

herab. Ein Mütterchen sucht die Eicheln unterm Baume sorgsam zusammen. Es will Eichelkaffee fürs kranke Kind kochen, das davon gesund wird. Der Apotheker sucht die Galläpfel auf zur Arznei. Die Rinde schält man nach dem Ausschlagen der Blätter ab. Sie wird getrocknet und gemahlen, heißt dann Lohe und dient zum Gerben der Häute.

Das Holz der Eiche findet vielfache Verwendung. Der Zimmermann schlägt mächtige Eichenpfähle in den sumpfigen Boden und baut darauf das schöne, hohe Haus. Ganze große Städte samt den Kirchen und Türmen sind auf Eichenpfählen aufgebaut. Am Meeresufer fertigen die Menschen aus Eichenholz starke Dämme, welche das Land vor Überschwemmung schützen. Da zimmern sie auch große Schiffe daraus; diese fahren in ferne Länder und bringen Kaffee und Zucker, Thee und Gewürze nachhause. Der Tischler verarbeitet das harte Holz der Eiche zu feinen Möbeln.

Die Eiche wird aber auch von allen Menschen hoch gehalten. Sie ist ein Sinnbild der Stärke. Unseren Vorfahren, den alten, heidnischen Deutschen, war sie ein heiliger Baum. Auch jetzt muß sie oft Festlichkeiten verschönern helfen. Aus ihren Blättern werden Gewinde und Kränze gebunden zum Schmucke des Festes. Verdiente Männer ehrt man durch silberne Eichenlaubkränze, und tapfere Krieger erhalten Ehrenzeichen mit Eichenlaub geziert.

Die Eiche ist erst nach 200 Jahren ganz ausgewachsen und wird über 500 Jahre alt. Was kann ein solcher Baum nicht alles erzählen!

115. Der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich'; es seufzte und murrte bei jeglichem Streich: „Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruſs, wie unsereins immer sich peinigen muſs. Wie ist doch der Arme so elend daran! Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

Da kommet ein holder, schönlockiger Knab' im Silbergewande mit goldenem Stab. Er redet gar freundlich das Bäuerlein an: „Gott grüfs' dich, du armer, unglücklicher Mann! Verlange, was immer dein Herz nur begehrt! Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt."

Dem Bäu'rlein wird es ganz schau'rlich und bang; aber dennoch bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang. Es ziehet gar höflich sein Pelzkäpplein ab und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab', ich bitte — weil ihr doch selber so wollt — was ich nur berühre, das werde zu Gold!"

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab', berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab: „Ich wollte, du hättest was Bess'res begehrt. — Indessen sei dennoch die Bitte gewährt." So spricht er, verschwindend im goldenen Duft, und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

„Gottlob!" ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!" Es prüfet die herrlichen Kräfte sogleich. Kaum fafst er der Eiche gekrümmeten Ast, so bricht er von goldener Eichelein Last. Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl, sie schimmern von lauterem Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nachhaus! Die Arbeit hier mache ein anderer aus. Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst. Nur diesmal noch ess' ich vom Brot da genug und trinke die letzte aus irdenem Krug!"

Er langet sein irdenes Krüglein herbei. Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei! ei! Doch weh'! auch das Wasser gerinnet zu Gold; kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt. Es bricht von dem Brote und beifset, o Graus! am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

„O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an? Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan? Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst, und

Gold statt des Wassers stillt nimmer den Durst. O, hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot! Ach, was mir mein Glück schien, das wird jetzt mein Tod!"

Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht; denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht. „Gottlob!" spricht es, froh der verschwundenen Not, „ich habe statt Goldes mein tägliches Brot! Gottlob, daſs ich wieder bei ruhigem Sinn und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!

Gar gut ist's — so hat mich das Träumlein belehrt, — daſs Gott nicht gleich jeglichem jedes gewährt. Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh und würde doch nimmer zufrieden und froh. Ja mancher fleht manches mit thörichtem Mund und ginge an Leib und an Seele zugrund!"

(Chr. v. Schmid.)

116. Das Eichhörnchen.

Heißa, wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter,
fein mit Manier!
Immerfort
von Ort zu Ort;
jetzo hier,
jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh', ohne Rast,
vom Zweig auf den Ast,
vom Ast auf den Wipfel hoch in die Luft
im Blättersäusel und Blütenduft!
Immerzu,
ohne Rast, ohne Ruh'.
Heut ist Kirmeß, und heut ist Ball!
Spielet, Drossel, Nachtigall,
Stieglitz, Amsel, Fink und Specht,
pfeift und geigt und macht es recht!

Ich bin ein Mann,
der tanzen kann.
Hänschen Eichhorn heiß' ich;
was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in den Wald herein,
will mir kein Vogel singen;
Hänschen läßt das Tanzen sein,
Tanzen, Hüpfen, Springen.
Hänschen schlüpft hinein zum Haus,
Hänschen schaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

(Hoffmann von Fallersleben.)

117. Der Baumstamm.

Sehe ich auf meinem Wege einen gefällten Baumstamm liegen, so kann ich nicht vorübergehen, ohne den Toten zu betrachten und sein Geschick zu erforschen. Ich zähle die Ringe auf der Durchschnittsfläche und weiſs nun, wie alt er geworden, wie viele Jahre er gegrünt und geblüht hat. Ich sehe, daſs einige der Jahresringe dünner und schmäler ausgefallen sind als die übrigen, z. B. der sechste und siebente. Das sind Hungerjahre für den Verstorbenen gewesen; da hat er mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt. Dagegen finde ich den zwölften ungemein breit; in diesem Jahre ist es ihm wohl ergangen; da hat es an Sonnenschein und Regen nicht gefehlt. Ich bemerke ferner, daſs der Kernpunkt, das Mark, nicht in der Mitte der Durchschnittsfläche liegt, daſs auf der linken Seite des Stammes die Jahresringe enger zusammenstehen als auf der rechten und weiſs nun, daſs nach seiner rechten Seite die Nahrung ihm reichlicher zugeströmt ist als nach der linken. Vielleicht hat der Tote, der jetzt am Wege liegt, einst am Saume eines Waldes gestanden; vom Walde, wo er mit vielen seiner Brüder die Nahrung zu teilen hatte, konnte ihm

nicht so viel gespendet werden als von der Waldwiese. Doch ich sehe an meinem Stamme, daſs nur die erste Hälfte seines Lebens diese Erscheinung bietet, die zweite Hälfte hat die Jahresringe rings herum gleichmäſsig stark angesetzt. Wahrscheinlich sind seine Nachbarn früher gefällt worden als er; ihn, als einen Spätling, hat man noch eine Zeit lang stehen lassen.

118. Die Zugvögel.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Herbstes gehört das Fortziehen unserer meisten Vögel. Lange vor Antritt ihrer Reise schon versammeln sich die Schwalben zu zahlreichen Scharen und halten eifrige Flugübungen. Abwechselnd erheben sie sich in der Luft, umfliegen stundenlang die Gebäude und lassen sich dann auf das Kirchendach nieder. Malerisch sitzen sie dann an der Mauer des Rathauses oder eines andern großen Gebäudes, und an den weißen Wänden nehmen sich die zierlichen Schwarzfräcke allerliebst aus. Gegen Abend ziehen sie gemeinsam nach einem Teiche, in dessen Rohrhalmen sie die letzten Nächte in der Heimat zubringen. In großen Zügen treten sie dann die Reise an.

Die Uferschwalben verlassen uns von allen Zugvögeln zuerst, schon Mitte Juli, während die letzten Schwalben erst im Oktober aufbrechen.

Die Störche scharen sich vor dem Abmarsche aus einem Umkreise von vielen Meilen zusammen und steigen mit ihren langen Stelzfüßen gravitätisch auf Wiesen und Brachfeldern umher. Allabendlich suchen sie aber ihre Nester wieder auf, bis auch sie von unserer Heimat Abschied nehmen.

Sonderbar ist das Benehmen der Stare vor dem Abzuge. Sie sammeln sich nach der Brütezeit mit vielen Familien zu großen Schwärmen und fliegen dann meilenweit auf Wiesen und Triften umher und mischen sich dann auch gerne unter Dohlen, Krähen und Tauben. An-

fangs September finden sich dann auf einmal wieder die alten Paare bei den längst verlassenen Brutkästen ein, schlüpfen ein und aus, übernachten in ihnen und singen auf den Sitzhölzchen ganz wie im Frühjahre, gerade als wollten sie noch einmal brüten. Dies treiben sie drei bis vier Wochen, je nach der Witterung; dann eilen sie wieder zu dem Haufen ihrer Jungen und verschwinden in einigen Tagen mit ihnen.

Die wilden Gänse, Kraniche und andere große Vögel reisen in mehreren Familien gemeinschaftlich und in strenger Ordnung. Ein altes Männchen fliegt voran, und ihm reihen sich die übrigen in zwei ganz genau abgemessenen, schrägen Linien an, so daß der Zug ein gleichmäßiges, hinten offenes Dreieck bildet. Nach und nach wechselt der Vordermann mit einem andern ab, weil das Vorfliegen mehr ermüdet als das Fliegen in der Reihe.

Einige Vogelarten führen während des Zuges prächtige Flugkünste aus. Indem sie nämlich in bedeutender Höhe gerade fortziehen, stürzt sich plötzlich ein Vogel gegen hundert Meter schnurgerade sausend herab. Ihm folgt ein anderer, und in kurzer Zeit befindet sich der ganze Zug kaum mannshoch über der Erde. Hierauf erheben sie sich wieder, und bald beginnt dieses Spiel von neuem. Sie haben hierbei keinerlei Absicht, sondern es ist dies nur ein lustiges Vergnügen auf der Reise.

Merkwürdig ist auch, daß die Zugvögel am liebsten gegen den Wind fliegen, wenn dieser nicht zu heftig ist. In letzterem Falle wird die Reise freilich sehr erschwert und verzögert. Die Zahl der wandernden Vögel ist sehr groß; sie beträgt mehr als die der Standvögel, und die verschiedensten Vogelarten stellen ihren Teil: Wasser- und Sumpfvögel, Singvögel und Raubvögel; Fleisch-, Körner- und Insektenfresser. Unsere Vögel ziehen teils südwärts, teils südwestlich, teils westlich. Sie überwintern in den Ländern am mittelländischen Meere, viele in Afrika, besonders die Sumpfvögel.

Sie ziehen sowohl bei Tage als bei Nacht. Die großen und starken, welche keiner besonderen Verfolgung ausgesetzt sind, schweben ungescheut am Tage dahin; doch auch viele kleinere thun dies; nur benützen sie dann oft die Wälder und Gebüsche für alle Fälle der Gefahr. Manche Vögel reisen getrennt nach Geschlechtern; die Weibchen voran und dann erst die Männchen. Wieder andere reisen getrennt nach Altersklassen. Alle Gesellschaften aber bleiben während der ganzen Reise beisammen und trennen sich erst wieder nach der Rückkehr in die Heimat. Wie sie dann nicht nur die Gegend, das Dorf, ja das alte Nest, sondern sich selbst nach der Trennung wieder finden, das gehört zu den unerforschten Rätseln der Natur, vor denen der Menschengeist staunend und eine höhere Hand bewundernd steht.

(K. Ruß.)

119. Abschied der Vögel.

1. Wie war so schön doch Wald und Feld!
Wie ist so traurig jetzt die Welt!
Hin ist die schöne Sommerszeit,
und nach der Freude kam das Leid.

2. Wir wußten nichts von Ungemach;
wir saßen unterm Laubesdach
vergnügt und froh beim Sonnenschein
und sangen in die Welt hinein.

3. Wir armen Vöglein trauern sehr;
wir haben keine Hoffnung mehr.
Wir müssen jetzt von hinnen flieh'n
und in die weite Ferne zieh'n.

(Hoffmann von Fallersleben.)

120. Das Märchen vom Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagsmorgen in den Wald, hieb sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nachhause.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern; der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Tiere und die Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot: Gedenke, daß du den Sabbat heiligest?" Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: ‚Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel: was geht das mich an, und was geht es dich an?'

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!" sagte der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir gar so unwert ist, so sollst du fürder ewigen Montag haben und im Monde stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!"

Von der Zeit an steht im Monde immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit. (L. Bechstein.)

121. Der Mond.

Ein König bin ich in der Nacht;
ich zeige mich in goldner Pracht.
Das Heer der Sterne weit und breit
ist Dienerschaft mir und Geleit;
still ziehe ich am Himmel hin,
an dem so lange Zeit ich schien.
Es ist noch nicht erblafst mein Glanz,
und meine Scheibe ist noch ganz.
Die Sonne leiht mir gern ihr Licht,
erhellet mir mein Angesicht;
doch wenn sie aufgeht, zieh' ich fort
und leucht' an einem andern Ort.

122. Die dunkelblaue Wiese.

(Gespräch.)

Vater. Ich kenne eine große, dunkelblaue Wiese.

Emil. Vater, du machst nur Spaß; solche gibt's ja gar nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du und ihr, alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen jahraus, jahrein, einen Tag wie den anderen, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts dort wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe; denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahre, und immer sind sie noch so wie ehemals, obwohl sie weder hungern noch dürsten.

Lida. Über tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor; unser Lehrer hat gesagt, die Schafe werden nur höchstens vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind, und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien, in Spanien! Sieh Vater, ich hab's behalten.

Vater. — daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Herde hat goldene Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche gibt's nicht; mit goldenen Fellen — wie könnten die schwachen Tiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben!

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder; die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf; aber man sieht sie nicht immer. Auch habe ich sie noch nicht schreien hören.

Lida. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten? Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe acht geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er gleich weit länger als tausend Jahre die Erde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein; der muß weder stehen noch gehen können und blind sein wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist.

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen; denn seine Hunde werden die Herde schon bewachen.

Vater. Seine Hunde? — Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes, silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirte mit seinen Schafen, die über tausend Jahre alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und doch munter ist, das begreif' ich nicht.

Emil. Vater, in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fliegen und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möcht' ich fliegen sehen!

Vater. Du kannst sie alle Tage fliegen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach, nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind; aber der Hirte?

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus; denn dort kommt er soeben herauf.

Alle Kinder. Der Mond, der Mond! O, nun wissen wir's, und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel. Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch, noch eins!

Vater. Morgen, Kinder, heute weiß ich keins mehr.

(Besseldt.)

123. Die Sterne.

1. Ich seh' so oft in stiller Nacht,
wann ich mein Werk gethan
und niemand mehr im Hause wacht,
die Stern' am Himmel an.

2. Sie geh'n da, hin und her zerstreut,
als Lämmer auf der Flur;
in Häuflein bald, bald aufgereiht,
wie Perlen an der Schnur.

3. Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön.
Ich seh' die große Herrlichkeit
und kann nicht satt mich seh'n.

4. Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
Es gibt was Beſſ'res in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust.

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
und suche es in meinem Sinn
und sehne mich darnach.

(Claudius.)

124. Die Riesin und die Zwerge.

1. Es ging die Riesentochter,
zu haben einen Spaß,
herab vom hohen Schlosse,
wo Vater Riese saß.

2. Da fand sie in dem Thale
die Ochsen und den Pflug,
dahinter auch den Bauern;
der schien ihr klein genug.

3. Pflug, Ochsen und den Bauern —
es war ihr nicht zu groß —
sie faßt's in ihre Schürze
und trägt's aufs Riesenschloß.

4. Da fragte Vater Riese:
„Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: ‚Ein schönes Spielzeug
hab' ich mir mitgebracht!'

5. Der Vater sah's und sagte:
„Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu' es zusammen wieder
an seinen Ort geschwind.

6. Wenn nicht das Volk der Zwerge
schafft mit dem Pflug im Thal,
so darben auf dem Berge
die Riesen allzumal." (Friedr. Rückert.)

125. Die Drachen im Winde.

Kennst du die Vöglein, liebes Kind,
die steigen auf bei lust'gem Wind
mit langem Schweif und Troddeln schön,
bis hoch sie bei den Wolken steh'n?
Ach, Vöglein gar! Da muß man lachen;
es sind papierne Drachen!
Wenn alle Felder von Halmen leer,
und wenn am Baume kein Apfel mehr,
und sausen die Mühlen mit klapp, klipp, klapp,
dann laufen wir Knaben hinaus im Trab,
uns lustigen Kurzweil zu machen;
juchheißa, wie steigen die Drachen!
Wär' dann der gute Storch noch da
und nicht schon fort nach Afrika,
rief lustig der Kuckuck noch aus dem Holz,
und stiege die Lerche noch fröhlich stolz,

sie würden sich wundern und Augen machen
wohl über die fliegenden Drachen.

(Fröhlich.)

Rätsel.

Wenn Storch und Schwalben fortgezogen
und öd geworden ist die Flur,
so kommt ein Ungetüm geflogen;
doch furchtbar ist sein Name nur.
Mit kurzen Flügeln, dünnem Schweife,
entgegen bäumt sich's wohl dem Wind;
dagegen lenkt's an einer Schleife
zum bloſsen Spiel ein schwaches Kind.

(Friedr. Güll.)

126. Der Igel.

Der Igel, ein nächtliches Raubtier, findet sich in ganz Mittel- und Südeuropa und ist durch den graubraunen Stachelpanzer, welcher die obere Seite seines Körpers bedeckt, merkwürdig. Die Stacheln sind eigentlich zusammengewachsene Haarbündel und dienen dem Tiere als Schutzwehr. Der eigentümliche Bau seiner Hautmuskeln macht es ihm möglich, sich zu einer Kugel zusammenzurollen, so daß dem angreifenden Feinde nach allen Richtungen Stacheln entgegenstarren. Der Bauch des Igels ist mit weißgrauen Haaren bedeckt. Seine Schnauze ist rüsselförmig, das Gebiß scharf, das Ohr kurz und rund, der Schwanz sehr kurz; die Füße sind fünfzehig.

Als Wohnung dienen ihm dichtes Gebüsch, hohle Bäume, Scheunen, Ställe und Erdlöcher. Während des Tages schläft er meistens; auch hält er einen Winterschlaf. Nachts wandert er, Nahrung suchend, geräuschlos umher. So dumm er dareinschaut, und so schwerfällig und träge sein Gang erscheint, so geschickt weiß er Würmer, Schnecken, Engerlinge, Frösche, Kröten, Mäuse, selbst Schlangen zu fangen. Der Genuß der giftigen spanischen Fliegen, sowie der ebenfalls giftigen Kreuzotter schadet ihm nicht. Ja, letztere ist ihm sogar eine

sehr willkommene Speise. Wenn ihm Fleischkost fehlt, so verschmäht er auch süßes Obst nicht.

Der Igel läßt sich leicht zähmen und wie die Katze zum Vertilgen der Mäuse benützen. Im gezähmten Zustande wird er mit eingeweichtem Brote, mit Gemüse und Milch gefüttert.

Zu den Insektenfressern gehört auch die **Spitzmaus** mit zugespitztem Kopfe und langem Rüssel. Sie verzehrt nie Pflanzen, sondern nur Insekten und Würmer und ist daher ein sehr nützliches Tier.

127. Der Fuchs.

„Fuchs, rede! Sage deine Geschichte mit deinen listigen Streichen selbst her!“

‚Ich, Meister Fuchs, bin so groß wie ein mittelmäßiger Schäferhund und sehe auch diesem Hunde fast so ganz ähnlich, habe rotgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse und habe einen langen, zottigen Schwanz, wohne in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen, Eidechsen und Kröten vorlieb. Ach, und wie gerne fresse ich erst Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich sowohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch ganz jämmerlich zerstechen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dies mache ich so: Erst mache ich mich mit den nahen Dörfern, Meierhöfen und abgelegenen Häusern genau bekannt; sodann spüre ich Federvieh darin aus. Nun untersuche ich die Mauern, Hecken und andere bedeckte Stellen, wo ich am

leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung; dann setze ich über Zäune und Mauern oder krieche und grabe mich unter dieselben durch; endlich breche ich in die Bauernhöfe ein und erwürge alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.‘

„Und das geht dir alles so ungestraft hin?“

‚O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Jäger und Bauern mit ihren Hunden stellen mir oft ganze Tage lang nach. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zutode. So lange ich aber noch Kräfte und Atem habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Überfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, fliehe mit Weib und Kind davon und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen gefangen gebe und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nichts, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze nicht eher, als bis man mich lebendig ergreift und zutode prügelt. Und auch das hält schwer; denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich tot, während ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meinen Feinden zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich im Winter tot, so gibt

mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz thut allerhand Dienste. Ermordet man mich aber im Sommer, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ißt man auch mein Fleisch.'

„Du hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter als dein Winterbalg."



,Soll ich nun auch erzählen, wie ich mich von meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze oder Füße dazu nötig zu haben, und wie ich bei dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit Krebse fange?'

„Gut, erzähle! Wir hören dir ganz gerne zu!"

,Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich aller gern auf einmal los sein will, so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu oder sonst so etwas in die Schnauze, gehe sodann rückwärts, doch sehr langsam und allmählich, immer

tiefer ins Wasser, damit meine Flöhe Zeit behalten nach und nach an den Hals, vom Hals auf den Kopf, vom Kopf an die Schnauze und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind nun alle im Moose oder Heu, so tauche ich plötzlich unter und lasse es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal all dieser häßlichen Peiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich Krebse an meinen wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will.'

„Dies klingt wohl recht lustig. Aber weißt du, Fuchs, daß man dir diese Geschichten gar nicht glaubt?"

‚So, man hält mich für einen Lügner? Nun, so will ich auch nichts mehr erzählen.' (Raff.)

128. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs kam auf einem Gange nach Beute an einen Weinstock, der voll süſser Trauben hing. Lange schlich er vor demselben auf und ab, überlegend und versuchend, wie er zu den Trauben gelangen könne. Aber umsonst; sie hingen zu hoch. Um sich nun von den Vögeln, welche ihm zugesehen hatten, nicht verspotten lassen zu müssen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer; ich mag sie nicht haben." (Äsop.)

129. Der Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs bemerkte, wie der Rabe einen Käse von dem Fenster eines Bauernhauses stahl und damit auf einen hohen Baum in dessen Nähe flog. Geschwind schlich sich jener herbei und rief diesem die betrügerischen Worte zu: „Ich kann dich nicht genug ansehen! Wie prächtig sind nicht deine schwarzen Federn! Wie schön gebaut ist nicht dein ganzer Leib vom Fuße bis zum Kopfe! Nur eins, bemerke ich, scheint dir zu fehlen; sonst würdest du im ganzen Tierreiche für den ersten Vogel gelten; du scheinst keine Stimme zu haben." — Schnell wollte der thörichte Rabe hören

lassen, daß er auch eine sehr laute Stimme habe und ließ darüber aus seinem Schnabel den Käse fallen, der von Ast zu Ast herabstürzte. Sogleich griff der Fuchs denselben auf und ließ sich ihn vortrefflich schmecken. Jetzt erst bemerkte der Rabe die List des Fuchses und erinnerte sich der Lehre: Wer einer Schwachheit frönt, wird leicht durch sie betrogen.

130. Der Wolf, der Fuchs und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Tier könnte ihm widerstehen, sondern jedes müßte List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme; ich wollte doch auf ihn losgehen." — ‚Dazu kann ich dir helfen,' sprach der Fuchs; ‚komme nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.' Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam.

Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. ‚Nein,' antwortete der Fuchs, ‚das ist einer gewesen.' Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — ‚Nein, das will erst einer werden.' Endlich kam der Jäger. Er hatte die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: ‚Siehst du, dort kommt ein Mensch; auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen.'

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger sprach, als er ihn erblickte: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe", legte an und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts

ein paar Hiebe, daß er blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief.

‚Nun, Bruder Wolf,' sprach der Fuchs, ‚wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?' — „Ach," antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Zuerst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht; das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt. Darnach pustete er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe kam, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit schlug er so auf mich los, daß ich beinahe tot liegen geblieben wäre." — ‚Siehst du,' sprach der Fuchs, ‚was du für ein Prahlhans bist; du wirfst das Beil so weit, daß du es nicht wieder holen kannst.'

(Grimm.)

131. Der Hase.

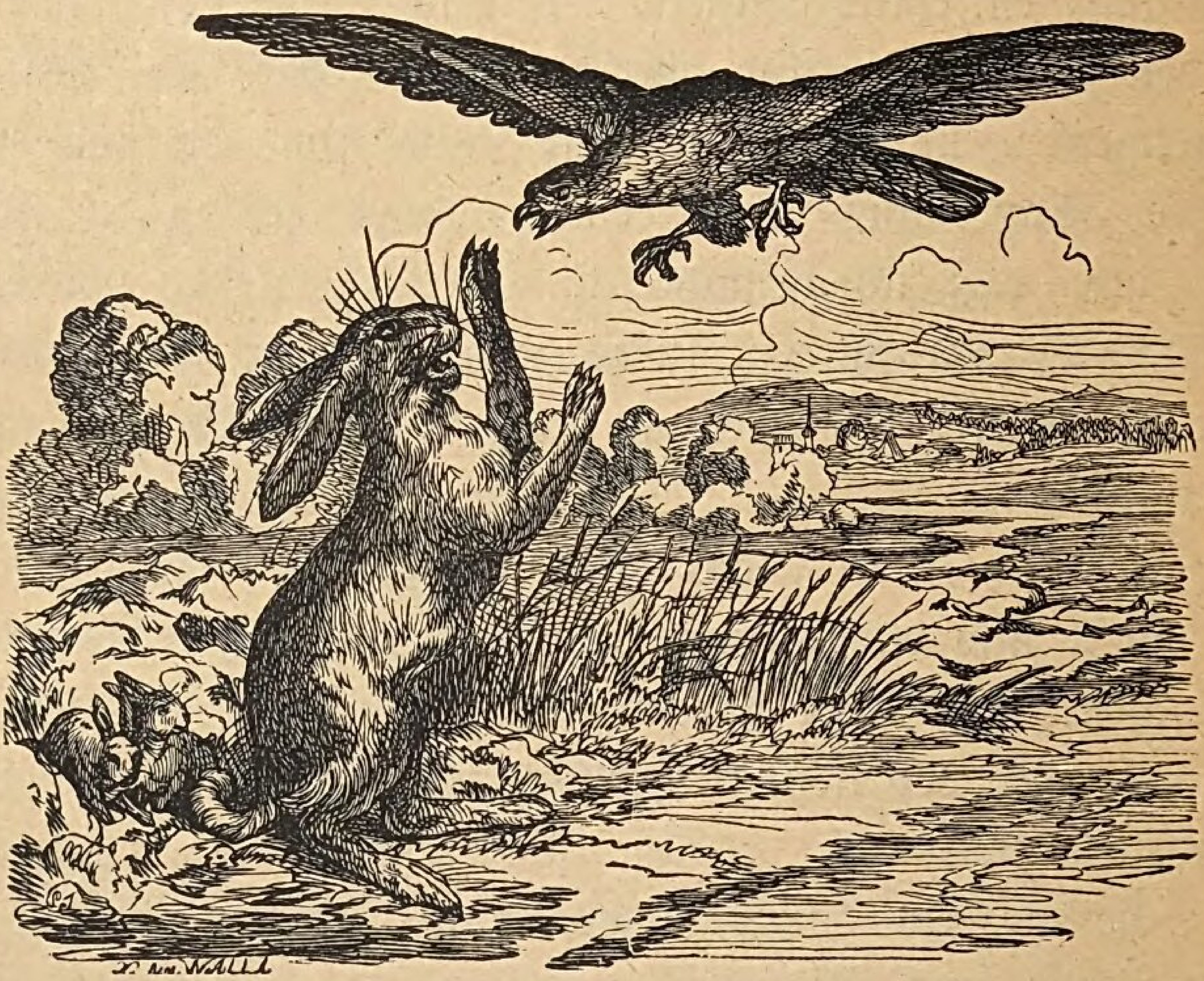
Laßt uns etwas von dem Hasen hören, diesem armen Burschen, dem jeder Sonntagsjäger beliebig auf den Pelz brennt, und der seiner Furchtsamkeit wegen sprichwörtlich geworden ist.

Er ist ein langbeiniger, schnellfüßiger, wunderlicher Kauz, der nur Pflanzen genießt und doch seine eigenen Jungen tot beißen soll, unerhört dumm aussieht und doch mit allerlei feiner List den klugen Jäger und seinen noch klügeren Hund foppt und betrügt.

Der Hase ist über die ganze Welt verbreitet. Der größte ist der Berghase, der zuweilen über 12 Pfund schwer wird. Wenn er in Not ist oder gepackt wird, läßt er ein gewisses Knurren hören; dabei kratzt er mit den Vorderläufen, sucht sich loszuschnellen und beißt oft tüchtig. Er wehrt sich trotz der angebornen Feigheit mit großem Mute gegen Raben und Habichte und gegen andere Feinde, besonders wenn diese die Jungen angreifen wollen, wie es Füchse, Eulen, Adler, Wiesel, Katzen und Hunde thun. Auch hat man schon bemerkt, daß der alte Hase die jungen

Häschen mit Maulschellen aufs ärgste mißhandelte, wobei diese klagende Laute hören ließen.

Den Tag über halten sich die Hasen gewöhnlich still in Gebüschen auf, wo sie sich ein weiches Lager bereitet haben und schlafen anscheinend mit offenen Augen. Auch verkriechen sie sich zuweilen, besonders nachts, unter Steine oder in Erdlöcher; im Winter liegen sie oft im bloßen Schnee. Früh



morgens und spät abends rücken sie auf die Äsung. Sie lieben zarte Gräser und Kräuter, junge Saaten und Knospen. Wird im Spätherbste das Feld öde und leer, dann zieht sich der Feldhase zurück in die Wälder zu seinen Vettern, den Wald- und Berghasen. Hier muß er nun freilich gar oft im harten Winter quälenden Hunger leiden, und dieser treibt ihn dann in die nahegelegenen Dörfer, um in den Gärten die Reste der Kohlpflanzen oder gar die Rinde junger Bäume zu benagen. Solche Verwegenheit muß er dann oft mit dem Leben bezahlen.

Das Gesicht des Hasen ist sehr schwach; er rennt oft geradezu auf den Jäger los; dagegen ist sein Geruch scharf und das Gehör vortrefflich. Bergan läuft er sehr schnell

und wird selten von einem Hunde eingeholt; muß aber der Hase scharf bergab laufen, so überkugelt er sich gar oft wegen seiner langen Hinterläufe; darum zieht er es stets vor, an der Seite des Berges hin abwärts zu springen.

Obwohl während des Jahres viele Hasen erlegt werden, so sind sie dennoch immer in großer Zahl vorhanden; denn sie vermehren sich schnell, und die Alten ziehen jährlich oft 10—14 Junge mit sorgsamer Pflege heran. Ein aufgefundenes Nest dieser Tierchen gewährt einen niedlichen Anblick; die Kleinen lassen sich mit Milch und Brot leicht erhalten, gehen aber doch in der Gefangenschaft größtenteils zugrunde.

Rätsel.

Der Jäger kennt ein Tier;
das lebt und hat kein Blut;
das hört und hat keine Ohren;
das läuft und hat keine Beine.

132. Klage des Hasen.

Ich armer, verfolgter Hase, was soll ich noch anfangen, wohin mich flüchten? Allenthalben droht mir der Tod. Nicht bloß der Jäger und sein Hund stellen mir nach, Raubvögel aus der Luft stürzen auf mich herab, Füchse aus den Höhlen schleichen mir nach, selbst Katzen und Raben wagen sich an meine Jungen. Niemand erbarmt sich meiner; nichts gewährt mir Schutz vor all diesen Verfolgern. Ich kann nicht auf Bäume klettern wie das Eichhorn, nicht in Höhlen schlüpfen wie meine Brüder, die Kaninchen. Ich habe wohl Zähne zum Nagen, und mancher Baum kann von der Schärfe derselben reden; aber zum Beißen, zur Verteidigung, fehlt mir der Mut. Höre ich ein Geräusch, sogleich muß ich meine langen Ohren in die Höhe recken und horchen, wer kommt, und kann ich mich nicht in eine Hecke oder Furche ducken, so laufe ich lieber so weit mich meine Beine tragen. Es ist wahr, im Laufe holt mich so leicht keiner ein, es müßte

gerade ein Windspiel sein; auch an Kreuz- und Quersprüngen lasse ich es nicht fehlen, um meine Feinde irre zu führen; aber was hilft es mir? Ehe ein Jahr vergeht, bin ich doch ein Kind des Todes. Es paßt mir der Jäger auf, wenn ich des Abends aus dem Walde komme und meinen Hunger an dem fetten Grase stillen will. Da sitzt er in der Dämmerung hinter einer Mauer oder einer Hecke, und ehe ich mich versehe, knallt sein Gewehr, und ich habe das tödliche Blei im Leibe. Habe ich noch Leben genug, um dem Walde zuzufliehen — flugs kommt auch noch der Hühnerhund, packt mich unbarmherzig und trägt mich seinem grausamen Herrn zu; quieke ich dann in meiner Todesangst vielleicht ein wenig, so werde ich noch ausgelacht.

Im Winter verfolgen die bösen Menschen meine Spuren im Schnee oder füllen den Wald und das Feld mit häßlichen Treibern, welche klappern und schreien, bis ich meinen Zufluchtsort verlasse und vor die offenen Gewehre der Jäger laufe. Und wäre mein Tod noch ehrenvoll, und würde ich begraben wie ein Hund oder ein Pferd! Allein mein Los ist, in die Küche zu wandern. Die Köchin streift mir den Balg ab, spannt ihn auf und verkauft ihn später. Mein Kopf, meine Beine und Eingeweide werden zu einem braunen Pfeffer zerkocht, und der Rest, das Beste an mir, wird mit Spicknadeln zerfleischt und dann erst gebraten. Haben die Menschen mein Fleisch verzehrt, dann werfen sie meine Knochen ihren Hunden vor.

Nein, es ist ein jämmerliches Schicksal, ein Hase zu sein!

(Wilh. Curtman.)

133. Die Rehfamilie.

Im schönen Mai, wenn die Singvögel im Walde ihre schönsten Lieder singen, sucht das alte Reh oder die Ricke ein stilles, verstecktes Plätzchen, ein verborgenes Dickicht im Buschwerke. Dort erhält es ein oder zwei Junge, die so klein sind wie junge Zicklein und gelbbraun aussehen, mit hellen Flecken

und Streifen gezeichnet. Die Rehkälbchen genieſsen anfänglich nichts weiter als Milch. Sie werden vom alten Reh gesäugt wie das Kalb von der Kuh und das Füllen vom Pferde. Schon nach wenigen Tagen folgen sie ihrer Mutter bei den Spaziergängen im Walde; dann werden ihre dünnen Beinchen kräftiger und flinker, und nach einigen Wochen fangen sie auch an, im Walde ihre Nahrung zu holen. Sie suchen sich die zarten Grasspitzchen heraus oder die weichsten Blätter der Kräuter und verspeisen sie.

Jetzt wird es lebendig im Walde. Auf der einen Seite schlagen die Holzhauer eine Abteilung Bäume nieder, und auf der andern ziehen ganze Scharen Kinder durchs Gebüsch und suchen Heidelbeeren, Preiselbeeren und Himbeeren. Da ist's den Rehen dort nicht mehr behaglich. Sie wandern am Abende im Dämmerlichte aus, der Rehbock voran, die Ricken mit den Kälbchen ihm nach, hinaus ins Getreidefeld. Dort lagert sich die Familie am Tage, versteckt in den hohen Halmen, und am Abende oder in der Morgendämmerung gehen sie grasen. Sobald die Sensen klingen, wandert die Familie wieder zurück in den Wald. Die braunen Haare, welche das Sommerkleid bildeten, fallen aus, und es wachsen an ihrer statt neue von graubrauner Farbe, die nicht weich und geschmeidig, sondern rauh und brüchig sind. Im Herbste verliert der Rehbock sein Geweih, und wenn es nicht von selbst abfallen will, so stöſst er sich's an den Baumstämmen ab. Im Winter geht es der Rehfamilie nicht immer gut, zumal wenn der Schnee jedes Grasspitzchen und Krautblättchen zudeckt. Dann verkriechen sich die armen Tierchen ins Fichtengebüsch und werden beim Sturme mitunter halb eingeschneit. Was gibt's da zu fressen? Nur die harten Knospen der Büsche, nur Fichtenreiser oder einen Grashalm, der mühsam unter dem Schnee hervorgescharrt

werden muſs. Da kommt der Jäger, der sonst ihr Feind ist, als Freund und legt Heu für sie an bestimmten Plätzen aus. Zu diesen Plätzen hin führen dann viele Spuren und Fährten. Jedesmal sehen wir die Eindrücke von zwei Klauen neben einander, etwa ähnlich wie beim Schafe, nur zierlicher. Wir sehen daraus schon, daſs das Reh auch der Ziege und der Kuh verwandt ist. Es gehört zu den Wiederkäuern, die ihre Nahrung beim Ausruhen noch einmal kauen.

(Hugo Weber nach H. Wagner.)

134. Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer und erblickte in demselben sein Bild. „Fürwahr,“ rief er, „die Natur meinte es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein; ich würde dann an vornehmer Gestalt alle Tiere übertreffen.“

Indem er dies sprach, hörte er Jagdhörner in der Ferne ertönen und sah schon die Hunde, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald; aber indem er sich hier ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih an den Ästen eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder. „Ach,“ seufzte er, indem er verschied, „ich Unglücklicher habe thörichterweise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet; aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

135. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch;
sie wollten erlegen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum;
da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch;
da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!

Der zweite:

Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!



Der dritte:

Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
da stieß ich lustig ins Horn, trara!

* * *

So lagen sie da und sprachen die drei;
da rannte der weiße Hirsch vorbei,
und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
so war er davon über Tiefen und Höh'n;
Husch, husch! piff, paff! trara! (Ludw. Uhland.)

136. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier; viele Menschen fürchten sich sogar davor. Und doch ist auch sie ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Die Spinne hat nicht zwei, sondern acht Augen. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele Tausend Augen und nimmt doch das Netz nicht genug in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will.

Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand zur andern zu ziehen weiß! Und doch versichern die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßem Auge sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie aber so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur e i n e, sondern s e c h s Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von den Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl 6000 nichts auszusetzen. Und da kann man wohl auch begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Tiere erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß!

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären und läuft davon oder zertritt sie, sobald er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unseren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden.

Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Aber sie verzehren auch eine große Menge anderer sehr kleiner Mücken, welche uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich würden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgentau? Wie manches Mücklein geht da zugrunde!

Ein Gefangener machte einst in seiner einsamen Zelle eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm in seinem Gefängnisse, wo ihn kein Freund besuchen durfte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdiger: ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht; er merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt: Sturm, Regen oder Sonnen-

schein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut.

Und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Blut- und schmerzstillend wirkt dieses Gewebe aber nur dann, wenn es völlig rein ist.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gibt, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch viel mehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf den Straßen werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, woher diese Fäden und Flocken kämen und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen, schwarzen Spinnen, welche deswegen „Spinnen des fliegenden Sommers“ genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte ausgerichtet werden kann, wenn nur viele das nämliche thun.

137. Der Krebs.

Unter den Insekten oder Kerbtieren unserer Gegend ist der Krebs das größte und zugleich einzige, welches wir essen. Er ist ein ganz sonderbarer Geselle, sowohl nach seiner Gestalt, als nach seiner Lebensweise. Auffallend sind besonders die großen und starken Scheren oder Zangen an seinen beiden Vorderfüßen. Außer diesen besitzt er auch noch acht kleinere Füße. Sein ganzer Körper ist in einen harten Panzer gehüllt, als ob er ein Ritter aus früheren Jahrhunderten wäre. Der Krebs, der gar keinen schlechten Appetit hat, wächst Jahr für Jahr. Da aber sein harter Panzer nicht

mitwächst, so wird dieser bald zu enge, und der Krebs wirft ihn alle Jahre ab, um sich einen neuen und größeren wachsen zu lassen. An den Seiten seines Kopfes stehen zwei große Augen, und vorne streckt er neben vier kleineren zwei sehr lange Fühlfäden aus. Sein Schwanz besteht aus mehreren Gliedern, und er kann ihn einwärts zusammenrollen. Unter demselben sitzen beim Weibchen zeitweilig die Eier.

Am liebsten wohnt der Krebs in Uferlöchern, die er sich selbst gräbt, und die er so enge macht, daß er gerade hineinpaßt. Um aber bei etwaigen Angriffen seine Waffen sogleich gebrauchen zu können, kriecht er rückwärts in sein Loch und streckt seine Scheren nach vorne aus. Hier liegt er gewöhnlich bei Tage ruhig, und erst nachts geht er seiner Nahrung nach, welche vorzugsweise in Wasserpflanzen, Wassertieren und Aas besteht. Letzteres liebt er besonders, und es wird deshalb als Köder verwendet, um ihn anzulocken und zu fangen. Auf dem Trockenen kriecht er nur schwer und langsam; im Wasser aber bewegt er sich rasch; da wie dort kann er sowohl vorwärts als rückwärts vom Flecke kommen.

Wenn eine Sache rückwärts geht, sagt man: sie geht den Krebsgang. Schüler, hütet euch, daß ihr nicht wie der Krebs rückwärts geht!

Rätsel.

Mir ward gegeben
ein schwarzes Kleid im Leben,
und erst im Tod
wird's feuerrot.

138. Der Fuchs und der Krebs.

Ein Krebs kroch aus seinem Bache hervor auf das grüne Gras einer Wiese, wo er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen und sprach

spöttisch zu ihm: „Herr Krebs, wie geht Ihr doch so gemächlich? Wer nahm Euch Eure Schnelligkeit? Oder wann gedenkt Ihr über die Wiese zu kommen? Aus Eurem Gange merke ich wohl, daß Ihr besser rückwärts als vorwärts gehen könnt!“ Der Krebs war nicht dumm; er antwortete dem Fuchse: ‚Herr Fuchs, Ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin schneller und leichter und laufe rascher als Ihr und Eure Art, und wer mir das nicht gönnt, den möge das Mäuschen beißen. Herr Fuchs, wollt Ihr mit mir eine Wette laufen?‘

„Nichts wäre mir lieber,“ sprach der Fuchs. „Wollt Ihr von Bern nach Basel laufen oder von Bremen nach Brabant?“

‚O nein,‘ sprach der Krebs, ‚das Ziel wäre zu fern. Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile miteinander; das wird uns beiden nicht zu viel sein.‘

„Eine Meile, eine Meile!“ schrie der Fuchs eifrig, und der Krebs begann wieder: ‚Ich gebe Euch eine hübsche Vorgabe; ohne daß Ihr die annehmt, mag ich gar nicht laufen.‘

„Und wie soll die Vorgabe beschaffen sein?“ fragte der Fuchs neugierig. Der Krebs antwortete: ‚Gerade eine Fuchslänge soll sie beschaffen sein. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter Euch, daß Eure Hinterfüße an meinen Kopf stoßen, und wenn ich sage: Nun wohl hin! — so heben wir an zu laufen.‘

Dem Fuchse gefiel die Rede wohl; er sagte: „Ich gehorche Euch in allen Stücken.“ Da kehrte er dem Krebse seinen Rücken zu mit dem großen, haarigen Schwanze; in den schlug der Krebs seine Scheren, ohne daß der Fuchs es merkte, und rief: ‚Nun wohl hin!‘ Jetzt lief der Fuchs, wie er in seinem Leben noch nicht gelaufen war, daß ihn die Füße schmerzten, und als das Ziel erreicht war, drehte er sich geschwind herum und schrie: „Wo ist nun der dumme Krebs? Wo seid Ihr? Ihr säumt gar zu lange!“

Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher stand als der Fuchs, rief hinter ihm: ‚Herr Fuchs, was will diese Rede sagen? Warum seid Ihr so langsam? Ich stehe schon eine hübsche Weile hier und warte auf Euch! Warum kommt Ihr so saumselig?'

Der Fuchs erschrak ordentlich und sprach: „Euch muß der Böse aus der Hölle hergebracht haben!" — zahlte seine Wette, zog den Schwanz ein und strich von dannen. (L. Bechstein.)

139. Gesundheit ist ein grofser Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirtshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot geben liefs. Er war unzufrieden, dafs er seine Reise zu Fufs machen mufste und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen angefahren, in dem ein reicher Mann safs, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen liefs und dann in seinem Wagen verzehrte.

Kunz sah ihm verdriefslich zu und dachte: ‚Wer es doch auch so gut hätte!'

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?"

‚Das versteht sich,' antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken, ‚steige der Herr heraus und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.'

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, dafs sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott, welcher Anblick!

Seine Füfse waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mufste sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun," fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?"

‚Bei Gott nicht!' gab der erschrockene Kunz zur Antwort. ‚Meine Beine sind mir lieber als tausend Pferdefüſse. Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigener Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte mich!'

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, kurz alles dafür haben! Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!“ (Salzmann.)

140. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuschmücken; den Armen aber that er wenig Gutes. Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: ‚Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.' Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin möget Ihr immer fragen; ich will Euch gerne antworten.“ Der Pilger fragte ihn nun: ‚Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?' „Mein Vater,“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: ‚Wer wohnte vor Eurem Vater da?' „Mein Großvater,“ antwortete der Ritter. ‚Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?' fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“ ‚Nun,' sprach der Pilger, ‚wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnt, und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr dann anderes hier als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus, das Euch nur kurze Zeit beherbergt, so

prächtig auszuschmücken. Thut lieber den Armen Gutes, so baut Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel!' Der Ritter nahm sich diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht;
nur was wir Gutes thun besteht. (Chr. v. Schmid.)

141. Der Gottesacker.

1. Auf dem Gottesacker in langen Reih'n,
bedeckt mit Blumen und grünem Gras,
steh'n viele Hügel groß und klein;
sag Vater, was bedeutet das?

2. In diese Bettchen, weich und nett,
bringt der liebe Gott seine Menschen zu Bett'
und deckt mit Blumen und Rasen sie zu,
damit sie schlafen in guter Ruh'.

3. Er deckt sie zu vor Regen und Wind;
er bringt sie zu Bett', wenn sie müde sind;
denn jeder Mensch ist sein liebes Kind.
Einst kommt ein Morgen, schön und klar;
darüber vergeht noch manches Jahr;
da feiert Gott droben ein prächtiges Fest,
wo er die Frommen zum Himmel einläßt.
Dann hebt er auf all die grünen Decken,
um endlich die lieben Kinder zu wecken.

4. Und wer dann Vater und Mutter recht liebte,
durch Ungehorsam sie nie kränkt' und betrübte,
den nimmt Gott in den Himmel hinein,
da wird seine Freud' ohn' Ende sein. (Gentzel.)

142. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen

Gleichmut in sich bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in acht nehme; denn das Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: Erstens erhebe ich sie zum Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei.

Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden.

Drittens endlich schaue ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer geht als mir. Auf diese Weise getröste ich mich des Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott.“ (Ludw. Auerbach.)

143. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeeres, wohin sie durch Schiffbruch geraten waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung; eine Quelle gab ihnen Trank, und eine Felsenhöhle war ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts mehr von dem großen festen Lande; Brot, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen. Der Vater wagte die Fahrt zuerst.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser, und ihr alle kommt ja bald nach!“

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder!“

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirteten. ‚O, wie thöricht war unsere Furcht!‘ sagten die Kinder; ‚nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen.‘

„Liebe Kinder,“ sprach der Vater, „unsere Überfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung.

Es steht uns allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein — wiewohl nur schwaches — Bild des Himmels; die Überfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarz gekleidete Männer einst forttragen werden. Aber wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich, eure Mutter oder ihr, diese Welt verlassen müssen, so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Übergang ins bessere Land.“ (Chr. v. Schmid.)

144. Der Engel der Kindheit.

1. Es geht durch alle Lande
ein Engel still umher;
kein Auge kann ihn sehen;
doch alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland;
vom lieben Gott ist er gesandt.

2. Er geht von Haus zu Hause,
und wo ein gutes Kind
bei Vater oder Mutter
im Kämmerlein sich find't,
da wohnt er gern und bleibet da
und ist dem Kindlein immer nah'.

3. Er spielet mit dem Kinde
so traulich und so fein.
Er hilft ihm fleißig lernen
und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Mut;
drum bleibt es auch so lieb und gut.

4. Und geht das Kind zur Ruhe,
der Engel weichet nicht.
Er hütet treu sein Bettchen
bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
zur Arbeit und zum Frohgenuß.

5. Wenn ich den Engel sähe,
ich träte zu ihm hin
und dankte ihm mit Thränen
für solchen treuen Sinn
und bäte: Laß mich mit dir geh'n,
so gute Kindlein stets zu seh'n! (Lieth.)

145. Der bekehrte Dieb.

Im nächsten Städtchen gab es Kirchweih und Jahrmarkt. Deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dort-

hin gezogen, um einzukaufen und lustig zu sein. So war es denn am Abende gar still im Orte, kein Mensch war zu sehen und zu hören. Allmählich kam die Dämmerung herauf, es wurde immer dunkler und stiller, und nachdem die lauten, lustigen Vögel in ihre Nester gekrochen waren, schlüpften die häßlichen Fledermäuse hervor und schwirrten und huschten durch die Abendluft.

Da kam um die Ecke einer Scheune ein Mann daher. Er schlich leise und ängstlich immer die Mauer entlang, wo es am dunkelsten war. Dabei sah er sich scheu nach allen Seiten um, ob nicht ein Mensch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er sich aber ganz sicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch dort auf allen Vieren wie eine Katze weiter bis an eine Stelle, wo die Mauer an ein Haus stieß und schwang sich dann in ein Fenster desselben, das gerade offen stand, hinein. Der Mann aber hatte recht böse Dinge im Sinne; denn er war ein Dieb und gedachte die Leute, die im Hause wohnten, zu bestehlen. Nachdem er durch das Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer. Dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner; eine Thüre, die in dieselbe hineinführte, war nicht verschlossen, sondern nur leicht angelehnt.

Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen waren; doch dachte er, es könnte vielleicht zufällig jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte. Drinnen hörte er ein Kind laut sprechen, und wie er durchs Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerscheine, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß. Das Kind betete, wie es immer vor dem Schlafengehen that, laut sein Vaterunser.

Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am besten ausführen könnte; da hörte er, wie das Kind mit lauter, klarer Stimme eben die Worte betete: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse

uns von dem Übel!“ Das ging dem Manne tief zu Herzen, und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände, und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!“ Und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, ging er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden. (Robert Reinick.)

146. Die Thräne.

Ich stand bei meiner Mutter, die mich so herzlich liebt.
Sie war ganz still und traurig. Ich hatte sie betrübt.

Ich hatte meine Hände auf ihren Schofs gelegt,
war auch ganz still und traurig und herzlich tief bewegt.

Da fiel ein heifser Tropfen herab auf meine Hand.
Er kam aus ihren Augen. Ich hab' ihn wohl erkannt.

Schnell stand sie auf vom Stuhle und sprach dabei kein Wort.
Sie drückte meine Hände und ging dann schweigend fort.

Ich habe sie verstanden, warum sie hat geweint.
Ich habe auch verstanden, wie gut sie's mit mir meint.

Nie mehr will ich betrüben das gute Mutterherz.
Nie soll sie wieder weinen um mich vor Gram und Schmerz.

(K. Enslin.)

147. Sankt Korbinian und der Bär.

Es zieht vom rauschenden Donaustrand
Korbinian fort in das welsche Land.
Er reiset sicher, er wandert froh;
treu läßt ihn geleiten Fürst Theodo.

Nun ging es hinan, wo niederschau'n
die Berge und wecken ein Gottesgrau'n.
Mit riesigem Arm umfängt sie der Wald,
und die Nacht wird finster und feucht und kalt,
und frostige Luft streicht über den Plan,
wo lagern und ruhen Roß und Mann.
Doch kaum umzittert die Höhe das Licht,
mit Macht ein Bär aus der Wildnis bricht.
Er tötet zornig des Heiligen Tier;
die Recken selber erbeben schier.
Da tritt ihm nahe der Gottesmann,
bezwingt sein Wüten mit strengem Bann.
Als sei es zu Ehren und hoher Zier,
gebeut er zu tragen, was trug das Tier.
Und bis ins heiße Welschland hinein
des Waldes König ihm diente fein. —
In allen Landen rings umher
ward kund die wunderbare Mär;
und Freising, Sankt Korbinians Stadt,
den Bären noch heut im Wappen hat.

148. Sankt Augustin.

Es ging einmal Sankt Augustin
am Meeresgestade her und hin.
Das Wesen Gottes, unsers Herrn,
wollt' er erforschen gar zu gern
und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her
und meint' wohl schon im eitlen Wahn,
ihm sei der Himmel aufgethan.
Auf einmal ward sein Aug' gewahr
ein Knäblein schön und wunderbar;
es macht ein Grüblein in den Sand

und bückt sich dann hinab am Strand
und schöpft am Meer das Wasser drein
mit einer Muschel, weiſs und fein.
„Du lieber Knab', was machst du da?“
fragt Augustin. — ‚Du siehst es ja;
zum Zeitvertreibe fass' ich mir
die See in dieses Grüblein hier.‘
Der Heil'ge lächelt. „Dieses Spiel,
mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel.“
‚Ei,‘ sagt der Knab', ‚wer das nicht kann,
der bleibe hübsch auf seiner Bahn.
Viel ist dem Herzen offenbar;
doch wird es dem Verstand nicht klar.‘
Und flugs, da schieſst ein Flügelpaar
dem Knaben an, und wie der Aar
schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
„Der Knab' hat recht; des Menschen Sinn
kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
der weiſs vom lieben Gott genug.“ (Schreiber.)

IV. Winter.

149. Dezember.

Dezember jetzt,
der kommt zuletzt,
ist ein gar strenger Mann;
doch wenn er just am strengsten ist,
da schickt er uns den heil'gen Christ,
da geht die Freude an.
Du lieber, schöner Weihnachtsschein,
wie strömst du uns ins Herz hinein!
Wir haben dein gedacht so oft,
ein ganzes Jahr auf dich gehofft.
Nun ist von dir in aller Welt
ein jedes Herz und Haus erhellt;
selbst in der engsten Hütte Raum
strahlst du herab vom Weihnachtsbaum.
Wie ist der Liebe Baum so reich,
bringt Blüt' und Früchte dar zugleich!
Die Lichtlein sind der Blütenflor;
doch zieh'n wir wohl die Früchte vor.
Gesegnet sei, der ihn erbaut,
gesegnet, wer ihn freudig schaut!
Und der die Eltern uns gesandt,
und der da segnet Stadt und Land,
der Baum und Früchte wachsen ließ,
in Kunst die Menschen unterwies,

den guten Gott, der alles gibt,
als Vater alle Menschen liebt,
den Lenker in den Sternen droben,
den wollen wir Kinder dankend loben.

(Rudolf Löwenstein.)

150. St. Niklas.

Die Winde sausen um das Haus;
da erzählt der Vater vom Nikolaus:
„Ihr Kinder, hört! ich hab' vernommen,
daß bald Sankt Niklas werde kommen.
Er ist bereits auf seiner Fahrt,
zu besuchen die Kindlein zart,
zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
in diesem Jahre gelernet haben
im Beten, Singen, Schreiben und Lesen,
auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
gar schöne Sachen, geschnitzt und gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
will er solch' schöne Sachen verehren."

Die Kinder rufen: ‚Wir bitten sehr,
daß Niklas auch bei uns einkehr';
so wollen wir mit Lust und Freud'
stets thun, was der Eltern Mund gebeut.'
Und horch! Wer kommt die Stieg' herauf
mit schwerem Tritt? Die Thür geht auf —
er ist's; doch die Kleinen nicht erschrecken
trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüß euch", spricht er, „Kinderlein!
So ihr Vater und Mutter gehorchet fein,
so soll euch viel Schönes bescheret sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern',
auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern'.
Doch so ihr der Eltern Willen nicht thut,
erhaltet den Stecken ihr und die Rut'."

Der Vater spricht: „Sind alle brav,
bedürfen zum Lernen nicht Schelten noch Straf'."
Da schüttet Sankt Niklas aus der Hülle
der köstlichsten Gaben reiche Fülle
und spricht: „Ade! Nun bleibet fromm,
daß nächstes Jahr ich wieder komm'!"

(Des Knaben Wunderhorn.)

151. Rätsel.

1.

Es fliegt ein Vöglein, federlos,
setzt sich aufs Bäumchen, blätterlos.
Dann kommt ein Vogel, schnabellos,
und frißt das Vöglein, federlos.

2.

In der Luft da fliegt's;
auf der Erde liegt's;
auf dem Baume sitzt's;
in der Hand da schwitzt's;
auf dem Ofen zerläuft's,
in dem Wasser ersäuft's:
Wer gescheid ist, begreift's.

3.

Das Erste, blendend weiß und klein,
herab vom Himmel fiel;
das Zweite, rund und bunt und klein,
ist euer Lieblingsspiel.
Mein Ganzes nennt der Gärten Zier,
die Blüte eines Baumes dir.

4.

Es schnaubt und heult die Straß' herauf
und hat doch keine Lunge;
es leckt den Schnee wie Butter auf
und hat doch keine Zunge.

5.

Ist's drückend schwül,
so bleib' ich kühl,
verbring' die Zeit
in Einsamkeit.
Gibt's Schnee und Eis,
so bin ich heiß;
mich sucht geschwind
Mann, Weib und Kind.

6.

Im Ofen ist sein Aufenthalt;
fressen kann's einen ganzen Wald;
mit Wasser macht man's mausetot;
wen's beißt, der leidet Schmerz und Not.

152. Der erste Schnee.

1. Ei, ei! Wer hätte das gedacht,
daſs in der einz'gen kurzen Nacht
sich unsre gute, liebe Erde
so ganz und gar verändern werde!

2. Noch gestern sah sie kohlschwarz aus,
und heut schon putzt sie sich heraus;
sie hat ein schneeweiſs' Kleidchen an,
und tausend Sternlein funkeln dran.

3. O, sagt: Wer hat dies Kleid gemacht?
Wer hat die Erde so bedacht?
Das hat der liebe Gott gethan;
der zog das Winterkleid ihr an.

4. Das hält sie warm, und ganz getrost
erwartet sie des Winters Frost;
der kann nun noch so grimmig sein,
er dringt ihr nicht ins Herz hinein.

5. Und unterm Schnee, da liegt so warm
wie's Kindlein in der Mutter Arm
das Saatkorn dort und wartet still,
ob's wieder Frühling werden will.

(Knauth.)

153. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während eines Krieges in großen Ängsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten rot wie Blut. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten! Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indes ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie sich am andern Morgen vor die Thüre wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf keinen Sand gebaut.“

(Chr. v. Schmid.)

154. Die Eisblumen am Fenster.

1. Wer hat die Blumen da gemacht
an unserm Fensterlein?
Sind all gewachsen über Nacht
im lieben Mondenschein.

2. Der Herrgott saß im Himmel fein
und dacht' an jedes Kind,
sprach zu den lieben Engelein:
„Fliegt 'mal hinab geschwind!

3. Ist wohl kein Blümchen weit und breit
im Garten, Feld und Wald.
Das thut den lieben Kindern leid,
will helfen ihnen bald.

4. Tragt hurtig doch in jedes Haus
an alle Fensterlein
die Blümchen, daß sie zart und kraus
dasteh'n im Morgenschein."

5. Da flogen all die Engel fort
wohl aus dem Himmelssaal
und brachten auf des Herren Wort
die Blümlein allzumal.

155. Der alte Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt und schneite und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen; allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder, alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimat vertrieben worden war und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedeknecht nährte, erbarmte sich des Taglöhners und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh! am späten Abend kam ein junger, schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz auf der Brust, in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei. „O Gott, das ist ja mein Sohn Rudolf!" rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er hörte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem größeren Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umherstanden, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der arme Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Not errettet hat."

Wer sich erbarmet fremder Not,
den segnet auch der liebe Gott.

(Chr. v. Schmid.)

156. Der Grimm des Winters.

Der Winter hatte sich einmal vorgenommen, alle Menschen und alle Tiere auf der Erde auszurotten. Deshalb kam er mit einer so grimmigen Kälte, daß alle Flüsse und alle Seen mit dickem Eise belegt wurden. Das ganze Feld war von tiefem Schnee bedeckt, und die Fensterscheiben waren jeden Morgen mit so dicken Eisblumen überzogen, daß sie

den ganzen Tag nicht auftauen konnten. Allein der Winter hatte sich doch ein wenig verrechnet. Zwar ging es den armen Vögelchen gar übel, weil sie wegen des hohen Schnees draußen nichts zu fressen fanden; allein sie kamen in die Städte und Dörfer, und es streute ihnen gar manches mitleidige Kind einige Körnchen und Brotkrümchen hin, so daß die meisten am Leben blieben. Auch waren schon vorher große Scharen von Zugvögeln in wärmere Länder gewandert, wo der Winter nicht viel ausrichten kann. Auch die übrigen Tiere erfroren nicht. Der liebe Gott hatte ihnen einen dickeren Pelz wachsen lassen, und die Hasen und Rehe scharrten sich einiges Kraut und einige Knospen unter dem Schnee heraus, so daß sie zwar ein wenig Hunger litten, aber doch nicht umkamen. Die Haustiere aber standen in warmen Ställen, deren Thüren und Fenster mit Stroh verwahrt waren; und da ihnen alle Tage Heu und Hafer in die Krippe gebracht wurde, so hielten sie es aus und erfroren nicht. Die Menschen aber hatten sich Öfen verfertigt und machten Feuer hinein. Je ärger es der Winter mit seinem Froste machte, desto mehr Holz, Torf und Steinkohlen brannten sie in dem Ofen. Und wenn schon das Trinkwasser in die Wohnstube gebracht werden mußte, damit es nicht zu einem Eisklumpen gefror, und obgleich hier und da einer einen Finger oder gar die Nase erfror, so blieben doch die Menschen am Leben und holten sich aus dem Keller ihre Nahrung wie zuvor. Da merkte der Winter, daß er nicht Kraft genug besaß, die Tiere zu vertilgen, weil der liebe Gott für sie gesorgt hatte und eben so wenig die Menschen, weil diese Vernunft genug haben, um sich vor dem Grimm des Winters zu schützen. Nun ließ er nach, und die Sonne besiegte ihn alle Tage mehr. Bald sangen die Vögel wieder; die Wiesen wurden grün, und die Menschen brauchten auch die Öfen nicht mehr zu heizen.

(Wilh. Curtman.)

157. Der Weihnachtsabend.

Eines Tages, kurz vor dem Weihnachtsabend, plauderte die kleine Karoline mit Minchen. Karolinens Eltern waren reiche Leute, die viel Geld, ein schönes Haus und Wägen und Pferde besaßen; Minchens Eltern aber waren arm und wohnten in einer kleinen Hütte.

„Minchen“, sagte Karoline, „morgen ist Weihnachten. Da bringt mir das Christkind einen Weihnachtsbaum mit vielen, vielen wunderschönen Sachen, Kleidern und Hüten und Spielzeug eine ganze Menge. Weißt du denn, was es dir bringen wird?“

‚Ach, mir wird es wohl nichts schenken,‘ sagte Minchen traurig; ‚mein Vater ist arm und hat kein Geld; also kann er mir keine Freude machen. Wenn andere Kinder um den Weihnachtsbaum herumtanzen, auf dem so viele Lichter brennen, dann muß ich zuhause in der dunklen Stube sitzen und habe nichts, worüber ich mich freuen kann.‘ Minchen sah so traurig aus, daß Karoline rechtes Mitleid mit ihr hatte und sich heimlich vornahm, ihr eine Freude zu machen. Denn Minchen war immer gut und freundlich und hatte Karoline lieb. Als nun der Weihnachtsabend kam, wurde Karoline von ihren Eltern reich beschenkt. Sie jubelte und tanzte und freute sich; aber in ihrer Freude dachte sie doch an Minchen, die jetzt zuhause gewiß recht betrübt war. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals und sagte: „Liebes Mütterchen, du hast mir heute so viele schöne Sachen geschenkt, mehr als ich verdiene. Ich danke dir herzlich dafür. Aber nun habe ich noch eine große Bitte. Minchen sagte mir gestern, ihr Vater wäre so arm und könnte ihr nichts geben; erlaubst du mir wohl, daß ich von meinen vielen Geschenken etwas hinübertrage, damit sie sich auch ein wenig freuen kann?“

‚Gern, von Herzen gern erlaube ich es dir,‘ sagte die Mutter und küßte das gute Kind. ‚Suche dir aus, was du willst und schenke es Minchen!‘

Da nahm Karoline ein wunderschönes Kleidchen und eine niedliche Mütze, legte beides in einen Korb, that noch Nüsse, Äpfel und Honigkuchen dazu und trug es selber Minchen hin. Ach, da hättet ihr die Freude sehen sollen, die Minchen hatte! Sie war ganz unbeschreiblich. Karolinchen aber ging fröhlichen Herzens nachhause und war noch nie so glücklich gewesen wie an diesem Tage. (Fr. Hoffmann.)

158. Weihnachtsliedchen.

1. Still, still! Die Augen aufgemacht!
Wer will herein? —
Das Christkindlein!
Es ist ja heut die heil'ge Nacht!

2. Horch, horch! Es klopfet an der Thür!
Es klingelt hell!
O, komm doch schnell!
Herein! schon lange warten wir!

3. Ja, ja! Wir haben dich gar lieb!
Was bringst du heut
Zur Weihnachtsfreud'?
Die hübschen Sächelchen: o, gib!

4. Ei, ei! Wie sind sie doch so süſs,
so nett und klein,
so neu und fein!
Ein Gärtchen, Bilder, Äpfel, Nüſs'!

5. Ach, ach! Wie glänzt und glitzert das!
Wie hell und rein
der goldne Schein!
Herbei zu Lust und Spiel und Spaſs!

6. Dank, Dank! Du liebes Christkindlein!
Wir alle, wir
versprechen dir,
stets folgsam, brav und fromm zu sein.

(Karl Enslin.)

159. Die heilige Nacht.

1. Stille Nacht! heilige Nacht! Alles schläft; einsam wacht nur das traute hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlaf in himmlischer Ruh!

2. Stille Nacht! heilige Nacht! Hirten erst kund gemacht! Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah: Christ, der Retter ist da!

3. Stille Nacht! heilige Nacht! Gottes Sohn, o, wie lacht Lieb' aus deinem göttlichen Mund, da uns schlägt die rettende Stund, Christ, in deiner Geburt!

160. Die Tanne.

Vor dir, du gewaltige Riesin, muß selbst die majestätische Eiche sich beinahe demütigen; denn du erreichst eine Höhe von 30 m und darüber. Darum geht man auch mit dir besser um, als mit der Eiche; man haut dich nicht in Stücke, sondern nimmt dir nur deine Äste, damit du glatt und schlank dastehen mögest als ein ungeheurer Mastbaum, der den wildesten Stürmen Widerstand leistet und die gewaltigen Segel trägt. Aber wenn du gleich viel höher steigst als die Eiche, so darfst du dich doch neben dieser nicht sonderlich brüsten; denn es fehlt dir das Beste, nämlich das Laub, das herrliche, grüne und schattenreiche Laub, das uns im Frühlinge sehr wohl gefällt und den ganzen Wald aufs festlichste schmückt; du gehörst zu dem düstern Nadelholz und lebst mit den meisten Menschen in Feindschaft; denn du stichst jede Hand, die sich dir nähert.

Was mir jedoch an dir gefällt, das sind deine aufrecht stehenden grünen Zapfen und deine Abhärtung; denn der Winter rührt dich nicht, wenn er noch so kalt ist; ja, du magst wohl der einzige Baum sein, der es sich herausnimmt, im Winter noch Früchte zu haben, und es ist recht wunderbar an dir, daß deine Früchte erst im Dezember reif werden.

Aber du brauchst dir darauf eben nicht zu viel einzubilden; denn kein Mensch mag deine Früchte, und sollten

wir davon leben, so müßten wir alle verhungern, und dabei nimmst du dir nicht weniger als 30—40 Jahre Zeit, ehe du Samenzapfen bringst; das ist doch fast zu lange. Mit deinem Alter darfst du dich übrigens gar nicht brüsten; denn wenn du 150 Jahre höchstens alt bist, so wirst du schon ganz hinfällig und bist gar nicht mehr zu gebrauchen; dann stehst du in kläglicher Gestalt da als ein hohler, ausgefaulter Baum und mußt dich von allerhand Ungeziefer necken lassen.

Du hast übrigens noch manches Anerkennenswerte an dir. Äußerlich bist du zwar rauh und finster; aber dein Inneres ist weich und biegsam; und wenn du als Resonanzboden einer Violine oder eines Klaviers erscheinst, so muß man dir alle Ehre widerfahren lassen, ob es gleich offenbar ist, daß du dich mit fremden Federn schmückst; denn wenn die Saiten dir nicht die Töne entlockten, so bliebest du ewig stumm. Auch deine Treue und Sorgfalt muß ich noch rühmen; denn wenn du dich in Schachteln verwandelt hast, so kann man dir allerlei hübsche Sachen anvertrauen; du bewahrst sie sorgfältig auf und lässest nichts davon verloren gehen.

161. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Einwohner von Husum*), ein grofses Fest zu feiern. Sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt versammelte sich draufsen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten; in den Zelten erscholl Musik; Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten safsen an den Tischen und tranken eins.

So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen. Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Es war krank und

*) Husum, eine Stadt in Schleswig (im höchsten Norden von Deutschland.)

gebrechlich und konnte seine Füfse nicht mehr gebrauchen; aber da sein Häuschen auf dem Deiche stand, konnte es von seinem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten.

Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte es, indem es so auf die See hinaus sah, im Westen ein kleines weifses Wölkchen, das eben an der Kimmung*) aufstieg. Gleich befiel es eine unendliche Angst; es war in frühern Tagen mit seinem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Es rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren.

Da rief und jammerte es so laut als es nur konnte; aber niemand war in seinem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte es. Immer gröfser wurde unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer. Noch einige Minuten, und die Flut mufste da sein, der Sturm losbrechen.

Da rafft es all seine Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füfsen aus dem Bette zum Ofen. Glücklich findet es noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh seines Bettes und eilt, so schnell es kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen.

Das Häuschen stand nun augenblicklich in Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen wurde, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu.

Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel wurde dunkel; das Eis fing an zu knarren und zu schwanken; der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fufs aufs feste Land gesetzt hatten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand.

---

*) Kimmung nennen die Seeleute den äufsersten Himmelsrand, wo Himmel und Erde sich zu berühren scheinen.

So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

(Müllenhof.)

162. Wie es Oberlin mit den arbeitsscheuen Bettlern gemacht hat.

Oberlin war Pfarrer zu Steinthal im Elsaß und ist ein Mann gewesen nach dem Herzen Gottes. Er hat eine barmherzige Seele für das arme Volk gehabt und gemeint, ehrliche Schwielen in der Hand und ehrlicher Schweiß im Angesichte seien ein echter Ehrenschmuck für ein Menschenkind. Und wer davon nichts wissen wollte, sondern lieber fett werden von der sauern Mühe der andern, dem ist er hart an den Leib gegangen. So hatte Gott seinem Kriege wider die Faulheit und Liederlichkeit in seiner Gemeinde zum Siege verholfen. Da sah man wohl arme Leute, aber fleißige, und keine Bettler. Desto mehr Bettelsäcke kamen jetzt von draußen nach Steinthal. Wenn nun ein Mensch kam, schwach und krank oder mit greisen Haaren, dem man's ansieht, er kann nicht mehr, oder er kann noch nicht — und streckte seine zitternde Hand aus mit Seufzen, man möchte doch um Gottes willen was hineinlegen, sonst wär's am End' — so einer ging allemal getröstet und beschenkt von Oberlins Hausthüre hinweg. Wenn aber einer kam in den kräftigen Jahren, von gesunden Gliedern und mit starken Knochen, und klopfte mit dem Bettelstabe an die Thür, dann fragte ihn der Oberlin: „Lieber Freund, warum arbeitest du nicht?“ Und so der Bettelsack die Antwort gab: „Ich finde nicht Arbeit“, wußte Oberlin alsbald Rat und erwiderte: „Herein, mein Lieber, du sollst haben; drin im Hofe liegt ein Häuflein Steine, pack frisch zu und trag sie weg an den Ort, welchen ich dir zeigen will! Alsdann sollst du Lohn haben.“ Aber sieh, am öftesten, wenn er noch nicht fertig war mit dieser Rede, machten die faulen Bettelsäcke kehrt und zogen ab mit verdrießlichem Gesichte,

weil man sich beim Steintragen bücken muß, und das wird einem sauer. Und sie ließen sich fürder nicht mehr in Steinthal sehen. Nur wenige ließen sich bereit finden, im Schweiße ihres Angesichts ein Almosen zu verdienen.

Nun versteh: Die Steine in Oberlins Hof sind Probiersteine gewesen, daran sich sollte die Arbeitslust oder Arbeitsscheu der Bettler ans Licht stellen. Und sie wurden auch für viele Faulenzer und Bettler von Profession Steine des Anstoßes und ihrer eigenen Schande, für etliche aber auch Edelsteine. Denn ein verdienter Lohn hat einen edlen Wohlgeschmack und reizt das Herz, um weiter zu suchen und zu sinnen, wo und wie sich fürderhin — nicht auf Bettelfahrten, sondern auf ehrlichen Wegen fleißiger Arbeit ein Stücklein Brot verdienen lasse.

Für dich aber, mein lieber Mensch, sollen es Gedenksteine sein, daß du die leibeskräftigen Bettler nicht noch in ihrer Sünde unterstützest, sondern darauf sinnest, wie sie das Almosen, das du für sie übrig hast, dir durch Arbeit abverdienen. Denn das ist das allerbravste und frommste Almosen, wenn man einen Menschen von seiner Faulheit erlöst. Wer aber nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. — Ich meine nun nicht, du müßtest etwas gewinnen durch solche Arbeit des Bettlers, sondern er soll den Gewinn haben darin, daß er dir, seinem Wohlthäter, etwas thut.

Und wenn's im Sprichwort heißt: Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert, — so kehr' ich's jetzt um, und dann kommt der goldne Satz heraus: Ein Lohn ist seiner Arbeit wert. — Der Spruch muß der faulen Bettelei den Hals brechen.

(A. F. Schöler.)

163. Bitte der Vöglein an die Menschen.

1. Bitte, stillet unsre Not!
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Alle Dächer, Hecken, Wälder,
alle Wege, alle Felder,

wo ein Futterkörnchen steckt,
alles ist mit Schnee bedeckt.
Alle Nahrung ist verschüttet,
und ein hungernd Völkchen bittet:
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Bitte, stillet unsre Not!

2. Bitte, stillet unsre Not!
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Kehrt der schöne Frühling wieder,
singen wir euch frohe Lieder,
hüpfen frisch von Ast zu Ast,
picken ohne Ruh' und Rast
Raupen, Frucht- und Blütenfresser,
dafs sich füllen Scheun' und Fässer.
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Bitte, stillet unsre Not! (Ebeling.)

164. Die Vögel im Winter.

Lustig ist das Leben der Vögel im Sommer. Wenn aber der strenge Winter eintritt, Eis die Flüsse und Bäche überzieht, und fußhoher Schnee die Fluren bedeckt, dann sieht es anders aus.

Manche der Vögel wußten freilich der Not zu entgehen: Storch, Schwalbe, Wachtel, Nachtigall und noch manch anderer der gefiederten Sänger haben uns mit Eintritt des Herbstes verlassen und sind in wärmere Gegenden gewandert, wo kein Schnee und kein Frost sie schreckt. Aber immer noch groß ist die Zahl der Vögel, die den Winter über bei uns bleiben, und groß ist oft deren Not. Denn woher sollten sie auf den schneebedeckten Feldern Speise nehmen?

Höchstens sieht hie und da die dürre Rispe einer Melde oder die Samenähre des Wegerichs aus dem Schnee hervor, und Buchfinken und Lerchen wissen diese kleine Gabe wohl zu benützen; denn man sieht sie fleißig daran sitzen und picken.

Die meisten Vögel suchen in der Nähe der Wohnungen, auf Landstraßen oder Düngerstätten ihre Nahrung. An letzteren Plätzen sieht man ganze Scharen hungriger Krähen, die mit armseligen Bissen ihr Leben fristen. Auch auf den Eisschollen des Flusses sieht man sie dahinfahren, um tote Tiere oder was sonst von den Wohnungen am Wasser mitgekommen ist, loszuhacken.

In den Gärten durchsucht die Kohlmeise die Rinde der Bäume, auch die Ritzen der Häuser nach Puppen- und Insekteneiern, und dasselbe treibt in den Zäunen und Hecken der Zaunkönig. Die Schwarzamsel mit dem gelben Schnabel durchstöbert die Gebüsche nach gefrornen Beeren; auch der Eichelhäher, der im Sommer nur im Walde lebt, kommt ebenfalls in die Gärten; Baumsamen und kleine Tiere sind seine Nahrung.

Viele der kleinen Vögel kommen auf die Straßen der Dörfer und Städte und finden da wohl am ersten ein Bröckchen für ihren Hunger. Sperlinge, die keck umherhüpfen, Goldammern, die im Sommer draußen am Bächlein hausen, Haubenlerchen, die mit flinken Schritten zu laufen verstehen, und einzelne Buchfinken, die es vorgezogen haben, bei uns zu bleiben, haben sich zusammengesellt. Aber auch ihre Feinde: Sperber, Habicht und Weihe ziehen ihnen nach, und der Sperber holt sich oft mitten von der Straße einen Sperling zum Frühstücke.

Auch durch Hunger und Kälte findet manches der armen Tierchen seinen Tod, und recht schön ist es von den Menschen, welchen es an Nahrung nicht fehlt, wenn sie im strengen Winter auch der armen Vöglein gedenken. (Noll.)

165. Die Kreuzschnäbel.

Man kann sich nicht leicht ein lieblicheres Winterbildchen denken als ein von Kreuzschnäbeln besuchtes Kiefern- oder Fichtenwäldchen. Die dunkelgrünen, runden Bäumchen, auf denen sich die weiße Schneeschattierung so reizend macht,

werden wahrhaft zauberschön durch die roten Vögelein. Es sind dies die schönsten Christbäumchen mitten in der winterlichen Öde des Waldes. Die Kreuzschnäbel erscheinen als rote Äpfel, und wenn der Sonnenschein sie gar mit Gold umsäumt, so ist der Anblick einzig schön. Diese Tiere kommen gewöhnlich aus den nördlichen Gegenden zu uns, und wo sie hinreichende Nahrung finden, da lassen sie sich auf eine gewisse Zeit nieder. Sie leben von den Samenkörnern der Kiefern- und Tannenzapfen, und ihre übereinander gekrümmten Schnäbel sind ganz dazu geschaffen, die Samenkerne aus den harten Blätterschichten der Zapfen heraus zu holen. Beobachten wir einmal die merkwürdigen, durch die Sage geheiligten Vögel etwas genauer in ihrem Leben und Treiben!

Mehrere hacken an den Zweigen in allen möglichen Stellungen, oft mit dem Kopfe nach unten oder seitwärts, still geschäftig an den Fruchtzapfen herum, andere wieder vergnügen sich plaudernd und flatternd; ein großes, schönes Männchen sitzt auf dem Gipfel einer der höchsten Kiefern und läßt hier sein einfaches, liebliches Lied erschallen, welchem die ganze Schar mit leisem: Göp! Göp! und Zick! Zick! antwortet. Unsere Freude über die guten Geschöpfchen wird aber eine noch größere; denn der Sänger fliegt jetzt nach einem anderen Baume ganz in unserer Nähe, und hier erblicken wir, unter dem dicken Äste verborgen, das kleine Heiligtum der Vögelchen, ein warmes, behagliches Nest und in demselben die sorglich brütende Mutter. Ja, ja, liebe Kinder, trotz Schnee und Eis, trotz Sturm und Graus des Winters, in der grimmigsten Kälte finden wir im Freien ein Vogelnest mit zarten, kaum erst ausgeschlüpften Jungen. Das Nest des Vogels ist sehr dicht gebaut. Der Unterbau besteht aus trockenen Kiefernreisern; dann folgen zähe Flechten und Moose, und den innern weichen Ausbau bilden ganz zarte Moosarten und Federchen, untermischt mit einigen Haaren.

Hier brütet das Weibchen allein und bleibt, wenn einmal das erste Ei gelegt ist, fest im Neste sitzen, während das Männchen ihm treu und eifrig Nahrung zuträgt.

Später füttert das Männchen ganz allein sowohl die Jungen als deren Mutter. Überhaupt hängen die Kreuzschnäbel mit rührender Treue aneinander, und ein Paar bleibt stets auf Lebenszeit beisammen.

Das Leben dieser drolligen Kerlchen bietet überhaupt so viel Unterhaltendes und Belehrendes, daß, wer nur Gelegenheit dazu hat, sie recht genau beobachten sollte.

Ein Forstmann erzählt Folgendes: Es war an einem jener Wintertage, welche durch den „Schneebruch" so sehr gefürchtet sind, als ich meinem Forste in einer keineswegs guten Stimmung zuschritt. Die Kiefernzweige waren mit dicken, festgefrorenen Schneepolstern bedeckt, und da die Äste vom Frost spröde waren, so brach knicks, knacks! bald da, bald dort ein Bäumchen zum Krüppel. Im Bereiche eines etwa achtjährigen Schlages wußte ich drei Kreuzschnabelnester, und voll Besorgnis um meine Lieblinge ging ich dorthin. Aber bei allen dreien fand ich eine auffallende Erscheinung. Während nämlich rings alle Bäumchen ohne Ausnahme mit dichten Schneelagen bedeckt waren, erschienen die Äste über den Nestern frei von Schnee. Zufällig fand ich noch ein viertes Nest, und auch der sehr buschige Ast oberhalb desselben war ohne Schneebedeckung.

Bald sollte mir das Rätsel gelöst werden. Es schneite eben; und während ich mich verborgen und ganz regungslos verhielt, kam das Kreuzschnabelhähnchen, fütterte sein Weibchen und hüpfte dann auf den Ast über dem Neste, wo es so lange umhersprang und sich wiegte, bis der Schnee herunterfiel. Dies wiederholte es alle halbe Stunden. Doch noch mehr. Über einem anderen Neste in der Nähe des Versammlungsortes der Vögel war ein sehr starker Zweig, und auf diesem sprangen drei bis vier Kreuzschnäbel, einem besorgten

Männchen Hilfe leistend, so lange umher, bis auch hier der Schnee heruntergefallen war. (K. Ruß.)

166. Die Kreuzschnäbel.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
himmelwärts den Blick gewandt,
fühlt er heimlich sanftes Zucken
an der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlassen,
sieht er eifrig mit Bemüh'n
an dem einen starken Nagel
ein barmherzig Vöglein zieh'n.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten,
mit dem Schnabel zart und klein,
möcht' den Heiland es vom Kreuze,
seines Schöpfers Sohn, befrei'n.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für;
trag das Zeichen dieser Stunde,
ewig Blut und Kreuzeszier!“

5. Kreuzesschnabel heißt das Vöglein.
Ganz bedeckt von Blut so klar
singt es tief im Fichtenwalde
märchenhaft und wunderbar. (Jul. Mosen.)

167. Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbeikamen, erblickten sie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Die kleine Bertha hatte herz-

liches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack und streute ihnen ein paar Händchen voll Körner hin.



Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unsere Eltern dich deshalb bestrafen!“

Bertha erschrak und sagte: ‚Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.‘



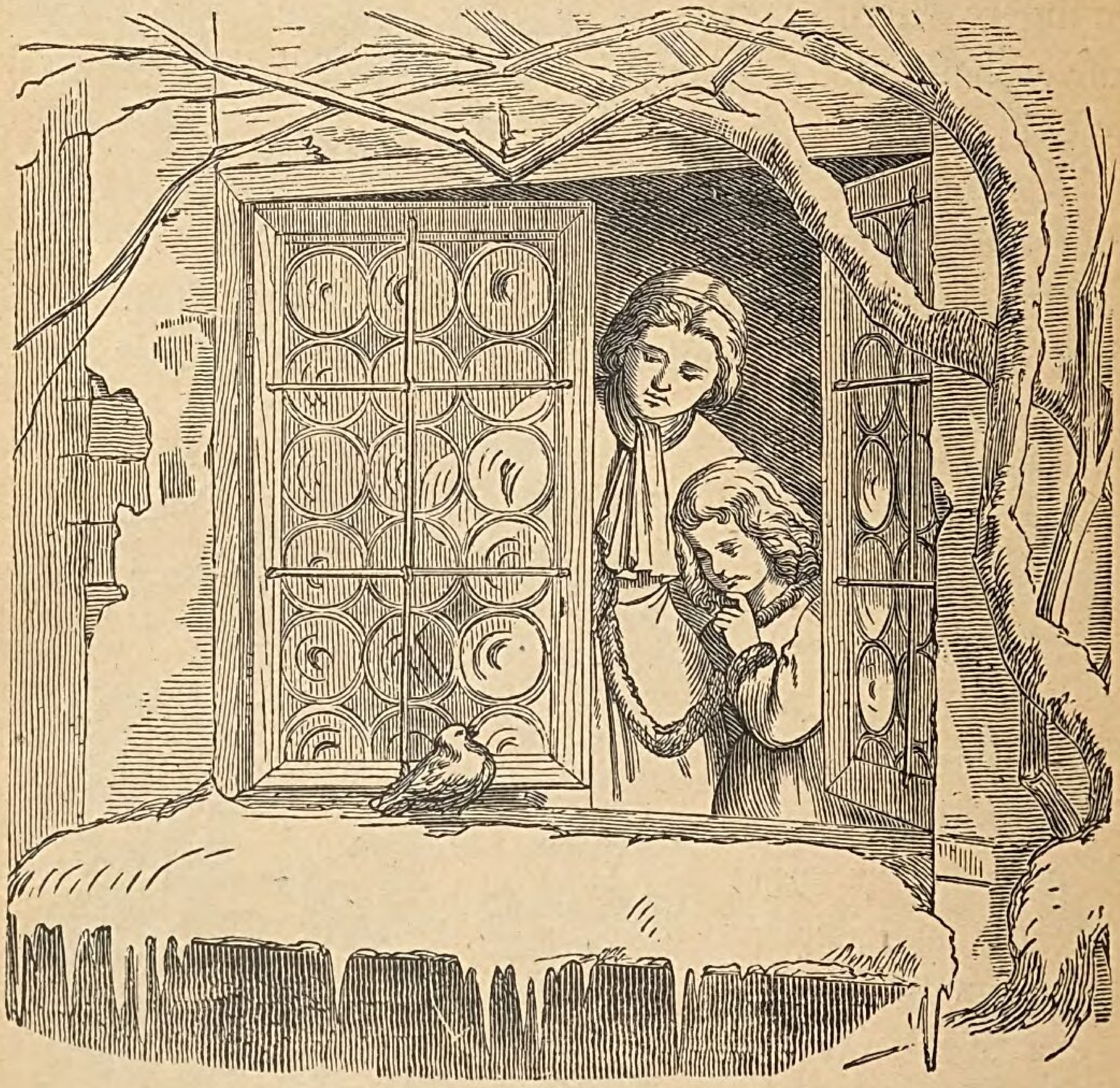
Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, siehe! da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dies für ein Wunder anzusehen. — Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke

gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl nur ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beschert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Den guten, mitleidsvollen Seelen
wird Gottes Segen niemals fehlen. (Chr. v. Schmid.)

168. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gerne



hinein wollte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von des Landmannes Tische fielen. Aber als der Frühling

wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast flog in das nahe Wäldchen, baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe! da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann und seine Kinder freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, die aus den kleinen Äuglein so zutraulich umherschauten, und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten.“ Da antwortete der Vater: ‚Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.‘

(Krummacher.)

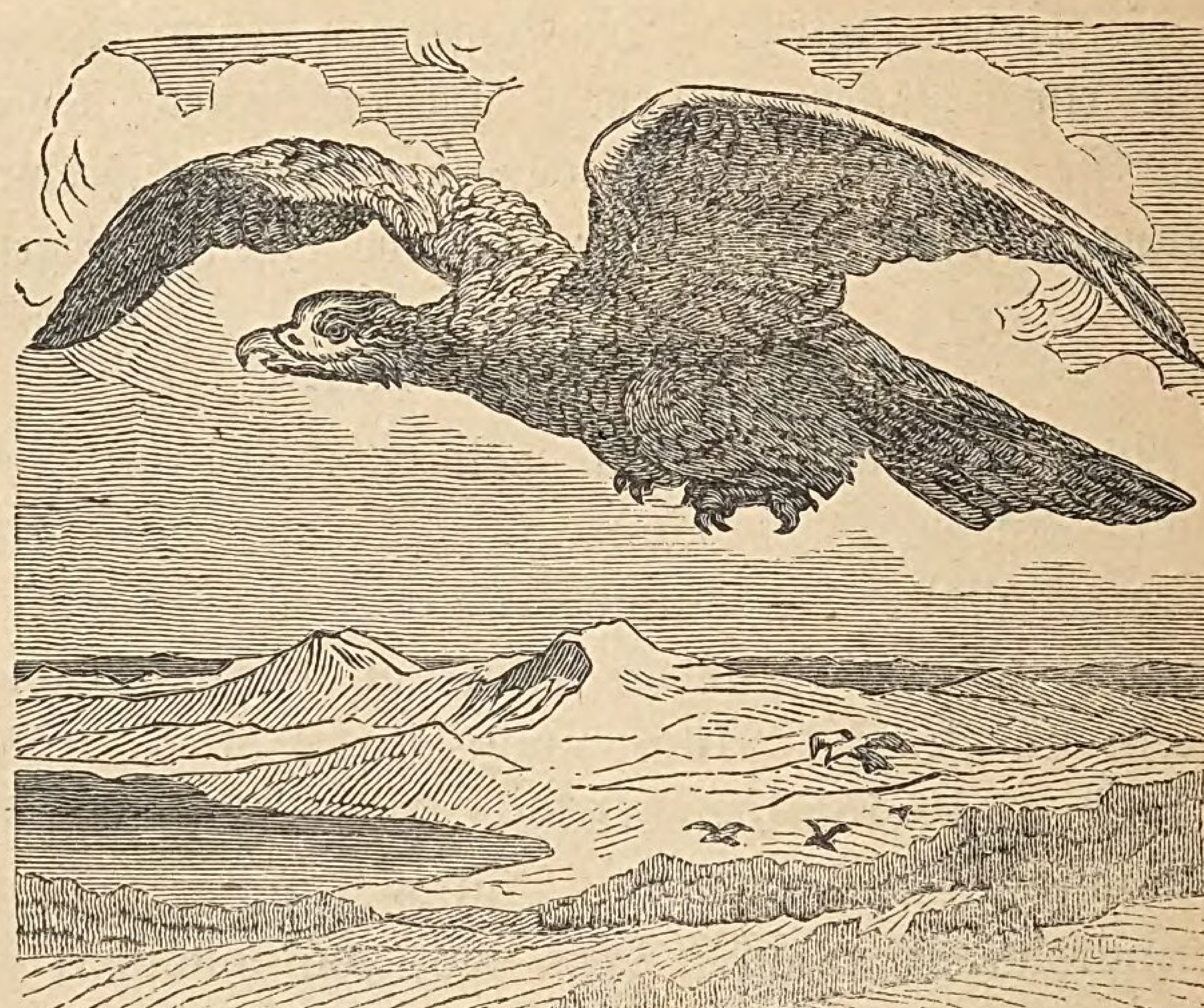
169. Die Raubvögel.

Hörst du den hellen, scharfen Schrei, der am frühen Morgen von dem Wipfel der hohen Ulme herüberschallt? Ein Falke hat dort übernachtet und schwingt sich jetzt auf zur schnellen Jagd. Hüte dich, Vöglein im Busch! Hütet euch, ihr Tiere des Feldes! Der Falk und seine Kameraden: Adler, Habicht, Weihe und Sperber sind scharfe, kühne Räuber, die keine Barmherzigkeit üben. Was sie von kleinem Getier erwischen, nehmen sie, nicht nur den Rock, sondern auch noch den Kopf.

Die gefiederten Raubtiere des Falkengeschlechtes sind reichlich mit Waffen ausgerüstet. Die gewaltigen Schwingen treiben sie mit wenigen Flügelschlägen zu reifsender Schnelligkeit vorwärts und zwar viel rascher als der Ruderschlag das leichte Schiff durch die Wasserfluten weiter bringt. Schnabel und Kopf bilden den Kiel des lebendigen Luftschiffes. Sie teilen die Wellen der Luft. An Hals und Brust gleitet diese mit Leichtigkeit ab, und der Schwanz bildet gleichzeitig Steuer und Fallschirm. Der kühne Flieger zieht in mächtigen

Kreisen hoch droben durchs Luftmeer und steigt in Windungen immer höher und höher.

Hält er dagegen die Fittiche etwas nach unten geneigt, so senkt sich der Flug und wird dadurch gleichzeitig schneller; klappt der wilde Räuber vollends aber schnell die Flügel dicht an den Leib, so schieſst er wie ein Pfeil, der vom Bogen geschnellt wird, hinab zur Erde. Wehe dem Rebhuhn oder der Taube, welche dies lebendige Geschoſs trifft! Die Krallen der dicht



an den Leib gezogenen Beine fassen den Rücken und dringen wie scharfe Dolche in den Leib des Schlachtopfers. Das blutige Werk, welches die Krallen begannen, vollendet der Hakenschnabel, und der gefiederte Jäger belohnt seine Heldenthat durch einen Schmaus, bei dem er Gast und Wirt zugleich ist.

Mit dem Bauen des Nestes macht kein Raubvogel sich sonderlich viel Mühe; nur suchen sie sich alle solche Brutstellen auf, welche jedem unzugänglich sind, der nicht gute Flügel hat. Sie geben nicht viel auf häusliche Bequemlichkeit und Zierlichkeit: einige grobe

Reiser, kreuz und quer gelegt, bilden die Unterlage, darauf etwas dünneres Gezweig, und das Nest ist fertig. Die Eier sind weifslich oder gelbbräunlich und mit dunkelbraunen Flecken versehen. Die kleineren Arten legen bis 4 Stück, Adler nur 3 und brüten fast stets nur 2 davon aus.

Jede Raubvogelart hat ihr besonderes Jagdrevier und ihre eigentümliche Weise des Raubens. Der **Adler** zieht hoch in weiten Kreisen über das Land. Mit scharfem Auge erspäht er den Hasen drunten, welcher dem Bauern den Kohl stiehlt; er stürzt pfeilschnell herab, packt den erschrockenen Übelthäter und erhebt sich rasch wieder. Mehrere Meilen weit weg hat er im dichtesten Forste seinen Horst auf dem Wipfel der höchsten Eiche, oder es warten auf ihn die Jungen vielleicht in der unzugänglichen Felskluft.

Ähnlich dem Adler benimmt sich der **Edelfalk**; er übertrifft denselben aber noch an Schnelligkeit. Hat man doch berechnet, dafs er in einer Stunde 40 deutsche Meilen zurücklegen kann. Hasen und andere vierfüfsige Tiere mag er nicht recht; dagegen jagt er gern auf Geflügel. Das Rebhuhn, welches, durch ihn erschreckt, unvorsichtig emporfliegt, ist unrettbar verloren, ebenso die Taube, welche sich in der Angst vom Schwarme entfernt. Mitten in den Schwarm hinein stöfst der Falk niemals.

Der **Turmfalk** ist etwas kleiner als der Edelfalk. Bei seinem Fluge späht er aber mit scharfem Auge herunter auf die schnelle Schwalbe oder auf den Finken, der auf dem Zweige sein Morgenlied singt. Wie ein lebendiger Pfeil stürzt er herab auf sein Opfer, das er sich ausersehen, und ist eben so flink hinter seiner Beute drein, wenn diese die Flucht ergreift. Tauben und Hühner werden von ihm nicht belästigt; sie sind ihm zu grofs; die kleinen Küchlein jedoch, die sich etwa

zu weit von der Mutter hinweg wagen, sind vor ihm nicht sicher. Sehr eifrig ist der Turmfalk dagegen hinter den Feldmäusen drein, streicht aufmerksam über dem Ackerlande hin und ergreift die Unvorsichtigen, die beim Sonnenschein durch das Saatfeld spazieren. Er läſst sich gewöhnlich droben auf dem Kirchturme häuslich nieder und erhielt davon seinen Namen. Gern benützt er dann auch ein verlassenes Krähennest, um darin seine Eier auszubrüten.

Der gemeine **Fluſsadler** versteht sein Handwerk als Fischer vortrefflich. Über dem blinkenden Spiegel des Stromes schwebt er und erspäht von droben sogar das Fischlein im Wasser, das der Oberfläche etwa zu nahe kommt.

Viel gieriger benimmt sich dagegen der **Habicht.** Nur die schleunigste Flucht in dichtes Gestrüpp rettet den schwächeren Vogel vor ihm. Dann aber bleibt der grimmige Räuber nicht selten dicht dabei auf der Lauer. Er setzt sich auf den unteren Ast eines nahen Baumes oder auf einen Steinblock und beobachtet mit dem Auge eines Häschers den Flüchtling. Stundenlang sitzt er so unbeweglich, und sobald der Verfolgte sich wieder hervorwagt, stürzt er herab und erfaſst ihn.

Am gierigsten von allen unseren einheimischen Raubvögeln zeigt sich der **Sperber**. Er ist zwar verhältnismäſsig nur klein und muſs sich deshalb mit dem kleineren Geflügel begnügen; in seiner Wut fällt er aber oft Vögel an, die ihm an Gröſse weit überlegen sind. Ammern und Finken, Sperlinge und Lerchen, Drosseln und Stare ergreift er. Allgemeiner Schrecken erfaſst die kleinen Feldvögel, wenn der Sperber sich merken läſst; sie suchen sich in die verborgensten Schlupfwinkel zu retten, und es ist vorgekommen, daſs Feldsperlinge aus Angst vor ihm sogar in Mäuselöcher geschlüpft sind.

Ein nutzbarer Feldjäger für unser Ackerland ist der Mäuseadler, **Bussaar** oder Bussard genannt. Er liebt weniger die Treib- und Hetzjagden, sondern sucht sich einen Feldbaum aus und setzt sich auf einem unteren Aste desselben zurecht. Kommt ein vorwitziges Feldmäuschen hervor, so stürzt er sich rasch von seinem Wartturme herab wie ein Raubritter aus alter Zeit. Mit fast lautlosem Fluge streicht er durch die Luft, und mit sicherem Griffe fasst er die Näscherin, ehe sie ihr bergendes Loch wieder erreichen kann. Auch der schwarzpelzige Maulwurf ist nicht sicher vor den Krallen des Mäuseadlers. Geduldig beobachtet der Vogel die Arbeit des alten Wühlers und sitzt bewegungslos an dem Gange, an welchem der Maulwurf aufzustossen pflegt. Kaum naht der letzere, so greift auch der Raubvogel zu und zieht ihn ans Tageslicht.

(H. Wagner.)

170. Der Knabe und die Lämmergeier.

Ein dreister Hirtenknabe in der Schweiz erklomm einmal ein Felsenhorn, auf dem er ein Geiernest entdeckt hatte. Es war ein hartes Stück Arbeit. Endlich war er oben und konnte in das Nest hineinsehen. Zwei junge Geier saßen darin und rissen die Schnäbel weit auf; denn sie dachten, die Alten kämen mit Futter. Der Knabe ergriff einen davon; der stieß aber ein so durchdringendes Geschrei aus, daß die Alten es hörten und sogleich mit einem fernen Schrei von den hohen Alpen antworteten. Der Knabe wußte wohl, daß sie den Jungen zu Hilfe eilen würden und kletterte, so schnell er konnte, hinunter. Kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Geier schon über sich sah. Sie würden ihn zerhackt und zerrissen haben, hätte er sich nicht über Hals und Kopf in eine der Halden geworfen, die Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell grub er sich in den Schnee

hinein, so tief er nur konnte; so lag er in seinem Verstecke und lauschte nach den Verfolgern. Diese List rettete ihn. Die Geier schwebten lange umher und suchten ihn vergebens. Sie waren ihm bereits so nahe gewesen, daß er nicht nur ihr zorniges Geschrei, sondern auch das Rauschen ihres gewaltigen Flügelschlages hören konnte. Endlich, als alles still wurde, wagte er sich wieder aus seinem kühlen Lager hervor. Die Geier mußten zum Neste zurückgekehrt sein; er sah sie nicht mehr und erreichte glücklich die Sennhütte, wo man ihm seine Erzählung nicht geglaubt haben würde, wenn er nicht den jungen Geier, den er auf der Flucht zu seiner Rettung erwürgen mußte, mitgebracht hätte.

(Agn. Stein nach Fr. Jacobs.)

171. Das Geier-Anni.

Im Berner Oberlande (in der Schweiz) wurde Anna Zurbuchen, ein dreijähriges Kind, eines Tages zur Zeit des Heuens von seinen Eltern auf die Berge mitgenommen und in der Nähe eines Stalles auf die Erde gesetzt. Bald schlummerte das Mägdlein ein. Der Vater bedeckte das Gesichtchen mit einem Strohhute und ging dann seiner Arbeit nach. Als er bald darauf mit einem Heubunde zurückkehrte, fand er das Kind nicht mehr, und die Eltern und andere Thalbewohner suchten es eine Weile überall vergebens. Während dieser Zeit ging der Bauer Heinrich Michel auf einem gefährlichen Pfade dem Bergbache nach. Zu seinem Erstaunen hörte er in dieser Wildnis plötzlich ein Kind schreien. Mit schnellen Schritten dem Schalle nachgehend, sah er bald von einer nahen Anhöhe einen Lämmergeier auffliegen und eine Zeit lang über dem Abgrunde schweben. Hastig eilte der Bauer hinauf und fand am äußersten Rande des schauerlichen Abgrundes, in dessen Tiefe der Bach dahinbrauste, das Kind liegen. Es hatte keine Verletzung außer am linken Arme und Händchen, wo es gepackt worden war; aber Schuhe, Strümpfe und Käppchen hatte es bei der

Luftfahrt verloren. Die Anhöhe war ungefähr 1400 Schritte von dem bekannten Stalle entfernt. Das Kind hieß fortan das „Geier-Anni“. (Fr. Tschudi.)

172. Die Stufenleiter.

1. Ein kleiner Sperling haschte sich
ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!“
rief es: „ach, Herr, verschone mich;
laß meine Jugend dich erbarmen!“ —
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein.“

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
so leicht wird kaum ein Floh gefangen
als Junker Spatz. „Gib“, rief er aus,
„mich frei! Was hab' ich denn begangen?“ —
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein.“

3. Ein Adler sah den Gauch und schoß
auf ihn herab und riß den Rücken
ihm auf. „Herr König, laß mich los!“
rief er; „du hackst mich ja in Stücken!“ —
„Nein“, sprach der Mörder, „du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein.“

4. Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum“, rief er, indem er fiel,
zum Jäger, „tötet mich dein Bogen?“ —
„Ei“, sprach der Mörder, „du bist mein;
denn ich bin groß, und du bist klein.“

(Gottl. Konrad Pfeffel.)

173. Der Uhu.

Ein seltsamer Vogel! Seine Länge beträgt wohl 1/2 m, die ausgebreiteten Flügel messen 1 1/2 m. Gerupft ist er

wenig größer als ein Rabe; er erscheint aber viel größer, da er sein lockeres, weiches Gefieder weit vom Körper abrichten kann. Dasselbe ist gelbbraun mit schwarzen Zickzackflecken. Auf breiten Schultern ruht der dicke, runde Kopf,



der fast einem Katzenkopfe gleicht. Über jeder Ohröffnung erhebt sich ein Büschel schwarzer Federn gleich den Ohrmuscheln eines Säugetieres; daher der Name Ohreule, Ohrenkauz. Aus weichen Federn glotzt ein vorwärts gerichtetes Augenpaar, und der gelbe Augenstern leuchtet im Dunkeln. Das grelle Tageslicht blendet den Uhu. Er sieht zwar auch am Tage, aber besser in der Dämmerung oder in hellen Mondnächten. Fast wie eine Hakennase ragt der sehr spitzige Schnabel aus dem runden Angesicht hervor. Die Füße sind kurz, bis zu den Zehen befiedert und fast ganz in den Federn des Unterleibes versteckt. Die Zehen sind mit großen,

spitzen Krallen bewaffnet. Drei derselben stehen nach vorne, eine nach hinten. Aber die äußere jener drei, eine Wendezehe, kann auch nach Belieben rückwärts gekehrt werden.

Den Uhu findet man in Gebirgswaldungen, Felsschluchten, in Ruinen, aber nirgends in größerer Anzahl. Ein eigentliches Nest bauen die Eulen nicht. Sie legen ihre Eier in Mauerlöcher, nicht in hohle Bäume. Die Jungen des Uhu sind anfänglich kleinen Wollklumpen ähnlich. Sie zischen beständig. Während des Tages hält sich der Alte im dunklen Versteck verborgen. Wird er aber von den Tagvögeln entdeckt, dann erfüllt bald ein fürchterlicher Lärm den Wald. Krähen, Dohlen, Spatzen fliegen herbei, überschlagen sich kreischend in der Luft und bilden eine Wolke um den Kauz, der gelassen auf einem dürren Ast sitzt. Er zischt; den befiederten Fuß hält er emporgezogen, die scharfen, starken Krallen gespannt. Die Vögel scheinen seines Ingrimmes zu spotten; sie stürzen auf ihn zu und wieder zurück. Das verleidet ihm das Spiel. Er macht sich davon und fliegt niedrig über die freie Landschaft hinweg zur Ruine hinüber.

Ist aber die Sonne untergegangen und Dämmerung über die Landschaft ausgebreitet, dann scheint er auf einmal ganz verändert. Jetzt schüttelt er keck die Flügel. Sein Auge leuchtet durch das Dunkel. Er erhebt sich in seiner Felskluft, schwingt ganz leise die Flügel und schießt plötzlich ins Saatfeld nieder. Eine Lerche hat er gepackt, ihr die Rippen zerbrochen und sie verschlungen im Augenblick. Jetzt erschaut er den Finken im Laub. Ach, dem ergeht es nicht besser! Auch die Maus zappelt in seinen Krallen. Unbarmherzig reißt er ihr den Kopf ab. Sogar die Fledermaus verschont er nicht. Jetzt stößt er auf einen Hasen, der ganz ruhig und sicher sich gelagert glaubt. Der Uhu zerreißt ihm das Kleid mit den scharfen Krallen und balgt ihn aus. Bisweilen verfolgen sich mehrere Käuze unter schauerlichem Gejauchze. Puhu! hoho! hallt's durch die stille Nacht hin; hui! jauchzt es dann wieder dazwischen.

Wie Hundegebell schallt's von allen Enden des Waldes. Mancher Wanderer geht erschrocken und hastig fort und weiß nicht, wohin er sich wenden soll bei der Verwirrung im Walde und dem Käuzenjubel. Dies fürchterliche Geheul hat in einigen Gegenden Veranlassung gegeben zu Sagen von Gespenstern, von wilden Jägern u. dgl. Aber wenn die Morgendämmerung anbricht, fliegt der Uhu allmählich wieder in sein dunkles Versteck zurück, wo er lichtscheu den Tag verbringt.

174. Der Hund.

Den Hund, den treuen Gefährten des Menschen, findet man auf der ganzen Erde. Er folgt dem Menschen in die öden Steppen des heißen Südens und in die Schneefelder des kalten Nordens, in die fruchtbaren Gefilde der Ebenen und auf die kalten Gipfel der höchsten Berge. Der Hund ist dem Menschen ein fast unentbehrlicher Gehilfe geworden, der seine Herden und Häuser bewacht, ihn bei der Jagd unterstützt, Lasten trägt und an den Wagen und Schlitten gespannt wird. Und diesen Gehilfen hat sich der Mensch aus einem gefährlichen Raubtiere gezogen. Man braucht nur das Gebiß des Hundes anzusehen, um seine ursprüngliche Natur zu erkennen. In der oberen und unteren Kinnlade hat er sechs scharfe Schneidezähne, auf jeder Seite einen starken Eckzahn und vor den Backenzähnen einen großen Reiß- oder Fleischzahn mit mehreren Spitzen. An den Vorderfüßen befinden sich fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen mit stumpfen, nicht einziehbaren Krallen.

Die schlimmen Eigenschaften der Raubtiere hat der Hund abgelegt; er ist ein kluges, zutrauliches und treues Tier geworden. Wie aufmerksam richtet er Augen und Ohren auf seinen Herrn, wenn er dessen Befehle erwartet! Wie vergnügt springt, tanzt und bellt er, wenn er ihn begleiten darf; welch trauriges Gesicht macht er dagegen, wenn er zuhause bleiben muß! Wird er getadelt, so schämt er sich und heult wohl

gar. In zahllosen Fällen haben Hunde den Menschen das Leben gerettet.

Der Hund frißt fast von allen Speisen, die dem Menschen zur Nahrung dienen. Frisches Wasser und freie Luft sind ihm sehr zuträglich; vor großer Kälte muß er ebenso gut geschützt werden wie vor großer Hitze.

Von den mancherlei Krankheiten, welchen der Hund unterworfen ist, ist die Tollwut die gefährlichste. Ihre Ursache ist noch nicht vollkommen ermittelt; Hunde jeder Art können zu jeder Jahreszeit davon befallen werden. Ein wutkranker Hund sucht die Einsamkeit, sieht traurig aus, bellt abgebrochen, fast heulend, scheut alles Glänzende, besonders das Wasser, läßt Schweif und Ohren hängen und streckt die bleifarbene Zunge weit heraus. Er kennt zuletzt seinen Herrn nicht mehr und schnappt wohl gar nach ihm, läuft bald schnell, bald langsamer und taumelnd und wird von allen Hunden gemieden. Ein von seinem Biß verletzter Mensch ist verloren, wenn nicht rasch Hilfe geschafft wird.

Hinsichtlich der Größe, Gestalt und Farbe der Hunde herrscht die größte Verschiedenheit. Der gelehrigste und gutmütigste unter allen ist der Pudel mit breiten, hängenden Ohren und krausen, fast wolligen Haaren. Auch der Spitz kann zu mancherlei Kunststücken abgerichtet werden; wegen seiner Wachsamkeit und Treue haben ihn oft die Fuhrleute auf ihren Wägen.

Der Dachshund mit kurzen, krummen Beinen und langen, hängenden Ohren dringt in den Bau der Füchse und Dachse ein, um dieselben hinauszutreiben. — Der magere Windhund mit langer, spitzer Schnauze, kleinen Ohren, schlankem, kurzhaarigem Körper auf dünnen, hohen Beinen ist eines der schnellsten Tiere. — Der Jagd- oder Hühnerhund ist der treue Begleiter des Jägers. — Der Neufundländer ist groß und stark, hat lange, seidenartige, graue oder schwarze Haare und eine Schwimmhaut zwischen den Zehen. Durch diese wird er geschickt zur Jagd der

Wassertiere und zur Rettung von Menschen, die ins Wasser gefallen sind. — Der Schäferhund hat aufrechtstehende Ohren und steife Haare. Er lenkt und hütet die Herde nach dem Willen seines Herrn. In einigen Gegenden von Südamerika haben die Schafe und Ziegen keine andern Hirten als die Hunde. Diese treiben am Morgen die Herden auf die Weide, begleiten sie den ganzen Tag, verteidigen sie gegen jeden Angriff und bringen sie am Abend nachhause zurück.

Zum Hundegeschlecht gehören auch der **Wolf** und der **Fuchs**.

175. Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde,
es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache steh'n,
den Schubkarr'n zieh'n, ins Wasser geh'n
und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
war Lehrer Pantalons gewesen,
und dieser lernte so geschwind,
als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
es müsse noch viel leichter sein,
den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh;
doch seine Herrschaft zog ihn nie
zu solchen hochstudierten Sachen;
er konnte bloß das Haus bewachen.

Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
und stellt ihn aufrecht an die Wand;
allein der Hund fällt immer wieder
auf seine Vorderfüße nieder.

Man rufet den Professor Fritz;
auch der erschöpfet seinen Witz.
Umsonst! es will ihm nicht gelingen,
den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht", sprach Fritz, „hilft hier der Stock."
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
doch der bleibt steifer als ein Bock,
und endlich fängt er an zu knurren.

‚Was wollt ihr?' fragt der arme Tropf;
‚ihr werdet meinen grauen Kopf
doch nimmermehr zum Doktor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug!
Ihr Kinder lernet jetzt genug;
ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.' (Pfeffel.)

176. Der Wolf und das Lamm.

Ein Wolf und ein Lamm kamen einst an einen Bach, um zu trinken. Der Wolf trank oben am Bache, das Lamm unten. Sobald der Wolf das Lamm erblickte, rief er demselben zu: „Warum machst du mir das Wasser trübe?" Das Lamm erwiderte: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? Es fließt ja von dir zu mir herunter." Der Wolf aber sprach: „Wie, du fluchst mir noch dazu?" „Ich fluche nicht," entgegnete das Lamm sanft. Der Wolf rief heftig: „Vor sechs Monaten hast du aber Böses von mir geredet." „Vor sechs Monaten war ich ja noch gar nicht geboren," antwortete das Lamm. Der Wolf aber wollte durchaus recht behalten und schrie ihm zu: „Und wenn du es nicht thatest, so hat's deine Mutter gethan." Damit fuhr er auf das unschuldige Lamm los und zerriß es.

177. Der Wolf und der Kranich.

Es blieb einst dem Wolfe tief im Halse ein Knochen stecken, der ihm nicht wenige Schmerzen verursachte. Er ver=

sprach daher demjenigen eine große Belohnung, der ihn davon befreien würde. Nach langem Zureden ließ sich endlich der Kranich bewegen, mit Hilfe seines langen Halses den Knochen herauszuschaffen.

Glücklich wurde dieses Geschäft beendigt, und der Sumpfvogel forderte den versprochenen Lohn. „Undankbarer!“ rief der Wolf, „ist es nicht genug Belohnung, daß ich deinen kahlen Scheitel so tief in meinem Halse stecken ließ, ohne ihn dir abzubeißen!“

So rechnen es sich schlechte Menschen zuweilen noch als Verdienst an, wenn sie andern nicht so viel Böses gethan haben, als sie dazu Gelegenheit hatten.

178. Der Wolf und das Geigerlein.

Vor nicht gar so langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat.

Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nachhause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit abseits, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte.

Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, daß er so ohne weiters in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, als er unten auf etwas Lebendiges auffiel, das wild aufsprang, und er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit funkelnden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fing er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selbst gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolfe mußte aber die Musik ganz besonders

gefallen; denn das Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Als die andern Wölfe draußen ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch sie mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bißchen Fleisch in die Grube herein.

Unser Kapellmeister in der Grube guckte fortwährend in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm noch nie so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage.

Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen.

Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber erst in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit aus der Grube und erlegte dann den hungrigen Wolf.

Der Kapellmeister ging nun ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nachhause zu gehen. Das Geigen im Wirtshause war ihm auch ganz verleidet, so daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nadel — denn er war ein Schneider — sein tägliches Brot verdienen, und wenn er einmal eins auf der Geige aufspielen wollte, so thäte

er's lieber in der Kirche als im Wirtshause; denn von dort sei ein gerader und sicherer Weg nachhause, sei auch nicht so weit als nach dem Wirtshause. (G. v. Schubert.)

179. Die Hauskatze.

Unser liebes Hauskätzchen, das sich so gern von uns streicheln läßt, hat gar grausame Vettern und Basen. Der Löwe, der Tiger, der Leopard, der Jaguar, der Luchs gehören alle zum Katzengeschlechte. Aber dennoch ist die Katze ein nützliches Tier, das sich durch ihre Anhänglichkeit an das Haus auszeichnet. Den Tag über liegt sie hinter dem warmen Ofen, dicht an die heißen Steine gedrückt; kommt aber der Abend, so wird sie lebhaft und geht auf Beute aus. Ihre Augen leuchten im Finstern wie hellgrüne Lichter. Sie sieht in der Dämmerung noch sehr deutlich, während unsern Augen schon alles grau und schwarz erscheint. Auch hat sie ein sehr feines Gehör. Sie hört das leise Knubbern der Maus, das Geräusch, das der Vogel in den Zweigen des Baumes macht. Ihr Geruch ist dagegen nicht so scharf wie bei dem Hunde. Ihre Pfoten sind weich. Man hört keinen Laut, wenn sie läuft. So kann sie sich unbemerkt zum Mausloch schleichen und hier lauern, bis das Mäuschen weit genug von demselben entfernt ist, um es zu erwischen. Es ist nicht so leicht, eine Maus zu fangen; denn diese ist ebenfalls geübt im Springen und flink in allen Bewegungen. Die Katze aber übt sich von Jugend auf im Mäusefangen. Zuerst hascht sie den eigenen Schwanz, dann alles, was sich regt und bewegt, den Strohhalm, die rollende Kugel, dann Fliegen und Schmetterlinge, endlich Mäuse und Vögel. Hat die Katze ihre erste Maus glücklich gefangen, so bringt sie dieselbe in die Stube, um sie allen zu zeigen, als wolle sie deswegen gelobt werden. Manche Katzen thun dasselbe auch später noch häufig, töten und fressen die Maus nicht sofort, sondern lassen sie streckenweise laufen, um sich im Fangen desto besser einüben zu können.

Eine schlimme Eigenschaft der Katze ist ihre Naschhaftigkeit. Ich möchte das Kätzchen nicht aufstellen, bei Speck und Braten Wache zu halten. Doch können Kinder auch etwas Schönes von der Katze lernen. Es ist ja bekannt, daß die Katze weit mehr als andere Tiere die Reinlichkeit liebt. Ins Wasser und in den Schmutz tritt sie höchst ungern und weicht jeder Pfütze aus. Aber auch eitel ist sie; denn sie putzt sich, sobald sie ungestört ist. Sie leidet kein Fleckchen an ihrem Pelze und streicht mit Pfote und Zunge jedes Härchen zurecht, das sich verschoben hat.

Ihr Wohlgefallen gibt sie durch ein eigentümliches Schnurren oder Spinnen kund; dabei reibt und streicht sie sich auch gern an denjenigen Personen, welchen sie zugethan ist. Zwischen ihr und dem Hunde herrscht eine angeborne Feindschaft. Doch kommt es auch vor, daß sich eine Katze freundschaftlich einem Hunde anschließt, mit dem sie aufgewachsen ist. Sie frißt dann aus einem Teller mit ihm und legt sich auf seinen warmen Rücken, um dort zu schlafen.

Man tadelt an den Katzen oft die Falschheit, häufig jedoch mit Unrecht. Manche sind zwar empfindlich gegen jede Berührung und mögen sich von niemand angreifen lassen, andere dulden schon mehr; ungerechte Mißhandlungen dagegen mag keine hinnehmen, und sie verteidigt sich dann mit den scharfen Krallen und spitzigen Zähnen.

Die Katze wird selten über 15 Jahre alt; sie kriecht, wenn sie ihr Ende merkt, in einen abgelegenen Winkel und verendet im Verborgenen. Oft werden aber auch Katzen von Menschen gefangen und getötet; den weichen, schönen Pelz verkaufen sie an den Kürschner. Von Gichtleidenden werden Katzenfelle sehr geschätzt, da man denselben einen besonders heilsamen Einfluß zuschreibt. Vielleicht habt ihr, meine Kinder, auch schon bemerkt, daß elektrische Funken aus dem Fell der Katze hervorsprühen, wenn man dasselbe im Finstern stark streicht.

180. Mut einer Katze.

In einem Dorfe spielte einmal eine Katze mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Da schoſs auf einmal ein groſser Habicht aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich sehr für ihr Junges. Der Habicht lieſs es bald fahren, wendete sich aber mit um so gröſserer Wut gegen die alte Katze. Der Kampf war von beiden Seiten heftig, und der Habicht mit seinem gewaltigen Flügelschlag, seinen scharfen Krallen und seinem spitzigen Schnabel richtete die Katze jämmerlich zu, zerfleischte sie und hackte ihr ein Auge aus.

Die Katze verlor aber den Mut auch nicht, hielt ihren Gegner mit den Krallen fest und durchbiſs ihm den rechten Flügel. Obgleich sie dadurch die Oberhand bekam, war der Habicht doch immer noch sehr stark, so daſs sie vom Kampfe beinahe erschöpft war. Endlich brachte sie durch eine schnelle Wendung den Habicht unter sich und biſs dem grimmigen Wüterich den Kopf ab. Siegreich lief sie, ohne ihres Auges und ihrer schweren Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm das Blut von den Wunden ab, liebkoste es und schnurrte, als wenn nichts vorgefallen wäre. (Stern.)

181. Die kluge Versammlung.

Die Mäuse hielten einen Rat, wie sie sich vor der bösen Katze schützen könnten. Eine alte, erfahrene Maus machte den Vorschlag, man solle der Katze eine Schelle anhängen; schon von ferne höre man sie da kommen. Die ganze Versammlung freute sich über diesen glücklichen Einfall. Als man aber zu der Frage kam: Wer soll der Katze die Schelle anhängen? da war auf einmal alles stumm. Weder die alten, noch die jungen Mäuse hatten Lust, der

Katze so nahe zu kommen, und eine nach der andern schlich sich fort. Die Katze geht aber noch ohne Schelle herum bis auf den heutigen Tag. (Nach Äsop.)

182. Der Löwe und die Maus.

Eine kleine Maus wagte es, über einen schlafenden Löwen hinwegzulaufen; er erwachte und erhaschte sie. „O, schone meiner!“ bat sie; „denn welche Ehre könnte es wohl dem starken, tapfern Löwen bringen, wenn er ein so ohnmächtiges Geschöpf erwürgte?“ Großmütig gab er ihr die Freiheit wieder.

Wenige Tage darauf geriet der Löwe in die Netze eines Jägers. So sehr er sich loszureißen bemühte, er verwickelte sich immer nur noch stärker. Sein Brüllen war fürchterlich; alle übrigen Tiere flohen; aber die Maus eilte herbei, sah ihren Wohlthäter in Gefahr, machte sich stracks an das Garn, zernagte die Knoten desselben und befreite in kurzer Frist ihren edelmütigen Erhalter.

183. Der Edel- oder Baummarder.

Der Edel= oder Baummarder ist ein blutgieriger Räuber, an dem nichts edel ist als der Pelz. Er ist länger und schmiegsamer als eine Katze, hat kürzere Beine als dieselbe, tritt mit den Zehen auf, kann aber die Krallen nicht einziehen. Sein kostbarer, brauner Pelz besteht aus feinen, dichten Woll= und längeren Grannenhaaren. Brust und Kehle sind gelb, die Füße schwärzlich. Der Kopf ist klein, die Schnauze mit Schnurrhaaren besetzt, die Zunge glatt, das Ohr rundlich und inwendig behaart, das Auge funkelnd, der Schwanz dicht behaart und schön geschwungen. Der Marder ist lebhaft und geschickt, mutig und listig. An den glattesten Bäumen klettert er wie im Fluge in die Höhe, springt mit dem Eichhorne um die Wette, schwimmt mit Leichtigkeit und zwängt sich durch die engsten Ritzen. Er treibt sein Unwesen im Walde und haust

in Baumlöchern oder alten Horsten der Raubvögel. Er plündert, weil Eier seine Leckerei sind, die Nester der Vögel, nascht Beeren und Obst, überfällt Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Mäuse und erwürgt alles Lebendige, dessen er Meister werden kann, mehr aus Mordlust als aus Hunger. So richtet er große Verheerungen unter dem Wilde und unter den Vögeln an. Der Jäger geht ihm mit Büchse, Gift und mit Fallen zu Leibe; doch muß er es klug anfangen, um den listigen Räuber zu erwischen. Der Balg des Marders wird vom Kürschner teuer bezahlt.

Zu den Mardern gehört der **Haus- und Steinmarder,** etwas kleiner als der Edelmarder, mit weißer Kehle; das gewandte **Wiesel;** der braune Hühnerdieb **Iltis;** die braune **Fischotter,** so groß wie ein Fuchs, Kopf platt, Schnauze spitz, Zehen durch Schwimmhäute verbunden, wohnt in unterirdischen Höhlen am Wasser, schwimmt und taucht wie eine Ente, hat einen glänzenden, wasserdichten Pelz, schadet der Fischerei; der **Zobel** und das **Hermelin,** beide leben im hohen Norden Asiens und Europas und liefern sehr kostbares Pelzwerk.

184. Das Pferd.

Vor allen Haustieren zeichnet sich das Pferd durch Schönheit aus. Edel und kräftig steht es da; stolz trägt es das Haupt mit der schön gewölbten Stirne und Nase; klug und mild blickt es uns an aus den runden, grofsen Augen. Mit den spitzen Ohren lauscht es auf alles, was in seiner Nähe vorgeht.

Die vorstehende freie Brust zeugt von dem Mute, der in ihr wohnt; schlank und glatt ist der Nacken, um den die lange Mähne flattert. Die Lenden sind sicher und fest, behende und leicht die Beine, und die Füfse gewaffnet mit harten, ungespaltenen Hufen. Ungeduldig harret es des befreundeten Reiters; es wiehert laut, scharrt mit dem Vorderfufse, stampft die Erde.

Wie ein Sturmwind fliegt es mit dem Reiter über den weiten Plan; bei Nacht und Dunkel trägt es ihn sicher auf schmalem Pfade an Abgründen vorbei.

Im Kriege folgt es verständig dem Rufe des Führers und dem Klange der Trompete; mutig stürzt es in den Kampf.

Ein mutiges Pferdepaar ist ein schöner Anblick. Aber gleich schön und erfreulich ist's, wenn das starke Pferd des Landmannes im Sommer den Erntewagen heimzieht, nur geleitet von der Hand eines schwachen Knaben. Auch zum Pfluge bequemt es sich und zieht in Geduld tiefe Furchen, bevor der Ackersmann den Samen ausstreut, der Millionen von Menschen das nährende Brot verschafft. Selbst wenn im Alter die Kraft des Pferdes erschöpft ist, und es müde und matt zur Erde blickt, leistet es am Karren noch wichtige Dienste. Da zieht es z. B. noch langsamen Schrittes und mit hängendem Kopfe Kies auf die Strafsen, auf welchen es einst munter einhertrabte; dabei mufs es sich freilich mit dem geringsten Futter begnügen und wird nicht selten durch Schläge mifshandelt.

In früheren Zeiten lebten in den Wäldern und grasreichen Ebenen Deutschlands Herden von wilden Pferden; ein starker Hengst war ihr Führer und Wächter. Gemeinsam kämpften sie gegen ihre Feinde, die grimmigen Raubtiere. Wenn den Pferden die Pflege durch Menschenhand abgeht, verlieren sie an Gröfse und Schönheit. Die wilden Pferde sind kleiner als die zahmen; ihr Haar ist rauh und struppig.

Wie niedlich und behende ist ein junges Pferd, ein Füllen! In lustigen, leichten Sprüngen umkreist es das Mutterpferd, von dem es sorgsam bewacht wird.

185. Pferd und Füllen.

„Springe nur, Füllen, mein fröhliches Kind,
her und hin, hurtig wie der Wind!

Bist noch ein weilchen frank und frei.
Wirst du erst groß, dann ist's vorbei,
hast dann Müh' und Arbeit genug,
trägst den Reiter, ziehest den Pflug." —

Das Füllen sprang mit frohem Sinn
so hurtig neben der Mutter hin
und durfte spielen und scherzen bloß.
So wurd' es gar schön und stark und groß.
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
da konnt' es den schwersten Wagen fahren.

(Wilhelm Hey.)

186. Kutschenpferd und Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Felde zieh'n
und wiehert' stolz herab auf ihn.
„Wann", sprach es und begann sich schön zu heben,
„wann kannst du dir ein solches Anseh'n geben?
Und wann bewundert dich die Welt?"
‚Schweig'', rief der Gaul, ‚und laß mich ruhig pflügen!
Denn baut' ich nicht mit Fleiß das Feld,
wie würdest du den Hafer kriegen,
der dich so frisch und stolz erhält?' (Gellert.)

187. Der Esel.

Ein Esel war mit Salz beladen. Er kam an einen Bach, strauchelte und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, fühlte er, daß seine Last um vieles leichter geworden war; denn ein großer Teil des Salzes war geschmolzen. Das merkte er sich mit Freuden, und als er nun später wieder des Weges kam und mit Schwämmen beladen war, ließ er sich absichtlich in das Wasser nieder, indem er hoffte, daß es mit seiner Last eben so gehen würde wie früher. Aber die Schwämme wurden durch das eindringende Wasser so schwer, daß der Esel nicht wieder aufstehen konnte und unter der Last ertrank.

188. Das Eisen.

Das Eisen wird überall auf der Erde gefunden. Es ist das wichtigste aller Metalle; denn aus demselben verfertigen wir unsere unentbehrlichen Werkzeuge. Sehr selten kommt es in reinem oder gediegenem Zustande vor. Meistens wird es erst hüttenmännisch aus Erzen gewonnen.

Wenn das Eisenerz im sogenannten Hochofen großer Hitze ausgesetzt wird, so schmelzen die Eisenteilchen. Aus geschmolzenem Eisen werden Öfen, Gitter, Töpfe, Brückenteile ꝛc. gegossen. Solche Gegenstände heißen gußeisern. Das Eisen, welches Schmiede und Schlosser verarbeiten, erfährt in den Hochöfen durch Hämmern eine besondere Behandlung und heißt Schmiedeeisen oder Stabeisen.

Wenn das Schmiedeeisen längere Zeit in der Esse liegt, so wird es erst rotglühend — warm, wie der Schmied sagt — und dann weißglühend. Im weißglühenden Zustande kann man es einen Augenblick in die Hand nehmen, ohne sich dieselbe zu verbrennen. Legt man zwei weißglühende Eisenstücke aufeinander und bearbeitet sie mit dem Hammer, so verbinden sie sich fest miteinander; sie schweißen zusammen, sagt der Schmied.

Es ist ein besonderer Vorzug des Eisens vor manchen anderen Metallen, daß es, stark erhitzt, nicht sofort aus dem festen Zustande in den flüssigen übergeht, wie dies z. B. bei dem Blei der Fall ist. Hält man eineu blechernen Löffel, in dem sich eine bleierne Kugel befindet, über das Feuer, so wird das Blei nicht wie das Eisen erst allmählich erweicht, sondern es geht aus dem festen unmittelbar in den flüssigen Zustand über.

Wird das Schmiedeeisen auf eine besondere Weise behandelt, so erhält man Stahl, welcher viel härter ist als das Eisen und zu Messer- und Säbelklingen, Uhrfedern, Stahlfedern ꝛc. verarbeitet wird. Degenklingen aus gutem Stahl lassen sich wie eine Rute biegen und kehren, wenn der Druck nachläßt, in ihre vorige Gestalt zurück. Sie sind

elastisch. Diese Eigenschaft des Stahles kannst du auch an einer Stahlfeder beobachten, deren Spitze jedem Drucke nachgibt.

Gewalztes Eisen nennt man Blech. Man unterscheidet Schwarzblech und Weißblech. Letzteres ist mit einem Überzuge aus Zinn versehen. Der Spengler oder Klempner verfertigt aus Schwarz- und Weißblech allerlei Haus- und Küchengeräte, Dachrinnen ꝛc.

Auch im menschlichen Körper spielt das Eisen eine große Rolle. Die rote Farbe unseres Blutes rührt von demselben her. Aber wie, fragst du, kommt das Eisen in unser Blut? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer: Die Säfte aller Pflanzen enthalten Eisen, das Blut der Tiere ebenfalls. Das Fleisch der letzteren aber, das wir genießen, ist nichts weiter als verdichtetes Blut.

Mangelt es dem Blute eines Menschen an Eisen, so wird er bleichsüchtig. Dann verordnet ihm der Arzt eisen- oder stahlhaltige Arzneien, oder er schickt ihn in ein Stahlbad. Stahlbäder befinden sich in Steben in Oberfranken, Kellberg bei Passau und in anderen Orten unseres Vaterlandes.

Wird ein eiserner Gegenstand längere Zeit nicht benützt, so rostet er. Der Eisenrost, so lästig er an Geräten ꝛc. auch ist, leistet doch dem Menschen wichtige Dienste. Ist z. B. jemand durch Rattengift (Arsenik) vergiftet worden, so vermag ihn möglicherweise ein Löffelchen voll Eisenrost, im Wasser genommen, vom Tode zu erretten. Sobald nämlich der Eisenrost in den Magen gelangt, verbindet er sich mit dem Arsenik. Aus dieser Verbindung entsteht Arsenikeisen, und die tödlichen Wirkungen des Giftes hören auf.

Zuweilen fallen Steine vom Himmel, Teile von kleinen Weltkörpern, die unserer Erde nahe gekommen sind. Man hat gefunden, daß sie unter anderem auch Eisen enthalten. Demnach ist dieses Metall auch über unsere Erde hinaus verbreitet.

189. Mann und Frau im Essigkrug.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange, lange miteinander in einem Essigkrug gewohnt. Am Ende sind sie's überdrüssig geworden, und der Mann hat zu der Frau gesagt: „Du bist schuld daran, daß wir in dem sauern Essigkrug leben müssen; wären wir nur nicht da!“ Die Frau hat aber gesagt: ‚Nein, du bist schuld daran‘, und da haben sie angefangen, miteinander zu zanken, und ist eins dem andern in dem Essigkrug nachgelaufen. Da ist ein goldenes Vögelein an den Essigkrug gekommen; dies hat gesagt: „Was habt ihr denn nur so miteinander?“ ‚Ei‘, hat die Frau gesagt, ‚wir sind's Essigkrügel überdrüssig und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gerne zufrieden sein.‘ Da hat sie das goldene Vögelein aus dem Essigkrug herausgelassen, sie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten dran ein zierliches Gärtchen gewesen ist, und hat zu ihnen gesagt: „Dies ist euer! Lebt jetzt einig und zufrieden untereinander, und wenn ihr mich braucht, so dürft ihr nur dreimal in die Hände klatschen und rufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

so bin ich da.“

Damit flog's Goldvögelein fort, und der Mann und die Frau waren froh, daß sie nicht mehr in dem sauern Essigkrug wohnten, und freuten sich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur kurze Zeit; denn wie sie nun eine Weile in dem Häuschen gewohnt hatten und in der Nachbarschaft herumgekommen waren, da hatten sie die großen, stattlichen Bauernhöfe gesehen mit großen Stallungen, Gärten, Äckern, vielem Gesinde und Vieh. Und da hat es ihnen schon wieder nicht gefallen in ihrem winzigen Häuslein und sind's ganz überdrüssig geworden, und an einem schönen Morgen haben sie alle zwei fast zu gleicher Zeit in die Hände geklatscht und haben gerufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

Witsch, da ist das goldene Vögelein zum Fenster herein geflogen gekommen und hat sie gefragt, was sie denn schon wieder wollten?

„Ach“, haben sie gesagt, „das Häuschen ist doch gar zu klein; wenn wir nur auch so einen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden sein.“ Das goldene Vögelein blinzelte ein wenig mit seinen Guckäugelein, sagte aber nichts und führte den Mann und die Frau an einen prächtigen Bauernhof, wo viele Äcker daran waren und Stallungen mit Vieh und Knechten und Mägden, und hat ihnen alles geschenkt.

Der Mann und die Frau sprangen deckenhoch und konnten sich vor Freuden gar nicht fassen. Und jetzt sind sie ein ganzes Jahr lang fröhlich und zufrieden gewesen und haben sich gar nichts Besseres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag; denn weil sie jetzt manchmal in die Stadt gefahren sind, haben sie die schönen großen Häuser und die schön geputzten Herren und Damen sehen spazieren gehen; da haben sie gedacht: Ei, in der Stadt muß es aber herrlich sein, und da braucht man nicht viel zu arbeiten, und die Frau hat sich gar nicht können satt sehen an dem Staate und dem Wohlleben und hat zu ihrem Mann gesagt: „Wir wollen auch in die Stadt; ruf du dem goldenen Vögelein! Wir sind schon lange genug auf dem schmutzigen Bauernhof.“ Der Mann hat aber gesagt: ‚Frau, ruf du ihm!‘ — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatscht und hat gerufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

Da ist das goldene Vögelein wieder zum Fenster herein geflogen und hat gesagt: „Was wollt ihr nun von mir?“ — ‚Ach‘, hat die Frau gesagt, ‚wir sind des Bauernlebens müde;

wir möchten auch gern Stadtleute sein und schöne Kleider haben und in so einem großen Hause wohnen; hernach wollen wir zufrieden sein.' Das goldene Vögelein hat wieder mit seinen Guckäuglein geblinzelt, hat aber nichts gesagt und hat sie in das schönste Haus in der Stadt geführt; da war alles vornehm aufgeputzt, und waren Schränke drin und Kommoden; da hingen und lagen Kleider drin nach der neuesten Mode. Jetzt haben der Mann und die Frau gemeint, es gibt auf der Welt nichts Besseres und Schöneres und waren vor lauter Freude ganz außer sich. Das hat aber leider wieder nicht lange gedauert, so hatten sie es abermals satt und sprachen zu einander: „Wenn wir es nur so hätten wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Palästen und Schlössern und haben Kutschen und Pferde, und Bediente mit goldbortierten Röcken stehen auf den Kutschen. Ja das wäre etwas Rechtes; so ist's doch nur eine armselige bürgerliche Lumperei." Und die Frau hat gesagt: „Jetzt ist's an dir, dem goldenen Vögelein zu rufen." Der Mann hat doch lange nicht gewollt; endlich, als die Frau gar nicht nachgelassen hat mit Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatscht und gerufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

Da ist das goldene Vögelein wieder zum Fenster herein geflogen und hat gefragt: „Was wollt' ihr nun von mir?" Da sagte der Mann: ‚Wir möchten gerne Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden sein.' Da hat aber das goldene Vögelein gar arg mit den Äuglein geblinzelt und hat gesagt: ‚Ihr unzufriedenen Leute! Werdet ihr denn nicht einmal genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen; es ist euch aber nichts nutz!" und hat ihnen gleich ein schönes Schloß geschenkt, Kutschen, Pferde und eine reiche Bedienung. — Jetzt sind sie nun Edelleute gewesen und sind alle Tage spazieren gefahren und haben an nichts mehr gedacht, als wie sie die Tage herumbringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun.

Einmal sind sie in die Hauptstadt gefahren, ein großes Fest zu sehen. Da sind der König und die Königin in ihrer ganz vergoldeten Kutsche gesessen in goldgestickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten sind Marschälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten geritten, und alle Leute haben die Taschentücher geschwenkt, als der König und die Königin vorbeigefahren sind. Ach, wie hat da dem Mann und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren sie wieder zuhause, so sprachen sie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden; hernach wollen wir aber einhalten.“ Und da haben sie wieder alle zwei miteinander in die Hände geklatscht und haben gerufen:

Goldvögelein im Sonnenstrahl!
Goldvögelein im Demantsaal!
Goldvögelein überall!

Da ist das goldene Vögelein wieder zum Fenster hereingeflogen und hat gefragt? „Was wollt ihr nun von mir?“ Da haben sie beide geantwortet: ‚Wir möchten gern König und Königin sein.‘ Da hat aber das Vögelein gar schrecklich arg mit den Augen geblinzelt, hat alle Federchen gesträubt, hat mit den Flügelchen geschlagen und gesagt: „Ihr wüsten Leute, wann werdet ihr einmal genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen; aber dabei wird's doch nicht bleiben sollen; denn ihr habt nimmermehr genug.“

Jetzt sind sie nun König und Königin gewesen und haben übers ganze Land zu gebieten gehabt, haben sich einen großen Hofstaat gehalten, und ihre Minister und Hofleute haben müssen auf die Kniee niederfallen, wenn sie einem von ihnen ansichtig wurden. Auch haben sie nach und nach alle Beamten im ganzen Lande vor sich kommen lassen und ihnen vom Throne herab ihre strengen Befehle erteilt. Und was es nur Teures und Prächtiges in aller Herren Länder gab, das mußte herbeigeschafft werden, so daß ein Glanz und Reichtum sie umgab, der unbeschreiblich ist. Und doch sind sie jetzt noch nicht

zufrieden gewesen und sagten immer: Wir müssen noch etwas mehr werden! Da sprach die Frau: „Werden wir Kaiser und Kaiserin.“ ‚Nein!‘ sagte der Mann, ‚wir wollen Papst werden!‘ „Hoho! Das ist alles noch nicht genug!“ schrie die Frau in ihrem Eifer: „Wir wollen lieber Herrgott sein!“

Kaum aber hatte sie dies Wort ausgeredet, so ist ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer, schwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, ist zum Fenster herein geflogen und hat gerufen, daß alles zitterte: „Daß ihr versauern müßt im Essigkrug!“

Plauz, und da war alle Herrlichkeit zum Kuckuck; da saßen sie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem Essigkrug drin; da sitzen sie noch und können auch drin bleiben bis an den jüngsten Tag.

Das ist eine Lehre für solche, die nie genug bekommen können.

(L. Bechstein.)

190. Das Däumchen.

Ein armer Holzschuhmacher hatte sieben Kinder, lauter Knaben, von denen der jüngste Däumchen war. Wie gesagt, der Mann war sehr arm und hatte oft nichts, um seinen und der Seinigen Hunger zu stillen. Er kam deshalb endlich auf den Gedanken, seine Kinder in einen großen Wald zu bringen, sich dann von ihnen zu entfernen und sie ihrem Schicksale zu überlassen. Er teilte dieses Vorhaben seiner Frau mit, welche anfangs nicht einwilligen wollte. Däumchen hatte alles gehört, denn es saß unter der Bank versteckt. Als Vater und Mutter zu Bette gegangen, eilte Däumchen hinaus an den Bach und las seine Tasche voll kleiner Steinchen. Morgens, noch vor Sonnenaufgang, rief der Holzschuhmacher: „Auf! Jungens, heraus! Ihr sollt mit mir und der Mutter im Walde Holz lesen.“ Die Knaben waren bald fertig und der Weg zum Walde wurde angetreten. Däumchen blieb immer hinten und warf von Zeit zu Zeit Steinchen auf den Weg. Nachdem sie nun tief im Walde waren, entfernten sich der Vater und die

Mutter und ließen die Knaben allein. Eine Zeit lang ging das gut; als sie aber endlich bemerkten, daß Vater und Mutter von dannen gegangen, fingen sie an, erbärmlich zu weinen; nur Däumchen lachte. ‚Folgt mir, liebe Brüder,‘ sprach es, ‚ich will euch schon aus dem Walde führen.‘ Däumchen ging voran, und die ausgestreuten Steinchen zeigten ihnen richtig den Weg. Schon war die Nacht hereingebrochen, als sie zuhause ankamen. Eben hatte der Holzschuhmacher eine alte Forderung bezahlt erhalten und wünschte nun selbst, daß er die Kinder nicht in den Wald gebracht hätte. „Ach!“ jammerte das Weib, „unsere armen Kinder! Wären sie doch wieder hier!“ ‚Da sind wir ja!‘ schrie Kleindäumchen und sprang mit seinen Brüdern lustig in die Stube. Alle waren froh und aßen und tranken, als ob's Kirmeß gewesen wäre. Das Geld ging aber bald zu Ende, und die alte Not trat wieder ein. Da wurde denn abermals beschlossen, die Kinder in den Wald zu bringen. Däumchen hatte wieder alles gehört; aber als es zur Nacht hinaus schleichen wollte, um Steinchen zu lesen, war die Thüre fest verriegelt. Es legte sich zu Bette und dachte nach, wie es sich helfen wollte. „Auf! Jungens, heraus!“ schrie am Morgen der Holzschuhmacher, und die Knaben kleideten sich rasch an, erhielten ein Butterbrot und machten sich mit auf den Weg. Däumchen aß sein Butterbrot nicht, sondern brockte es auf den Weg, um ihn dann nachher wieder zu erkennen. Als sie aber wieder allein waren und abends zurückkehren wollten, hatten die Vögel die Brotbröckchen aufgepickt, und die Kinder konnten nicht aus dem Wald. Das war ein Schreien und Klagen! Nur Däumchen blieb ruhig und dachte nach, was zu thun sei. Endlich kletterte es auf einen hohen Baum und sah in der Ferne ein Licht. ‚Dort hinaus müssen wir!‘ rief Däumchen, ‚da wird ein Haus sein.‘ Sie schlugen diesen Weg ein und erreichten endlich ein einsames Haus. Die Hausfrau öffnete ihnen die Thüre und sagte: „Liebe Kinder, macht, daß ihr fortkommt; denn ihr seid in diesem

Hause nicht eueres Lebens sicher; hier wohnt ein Riese, der am liebsten Menschenfleisch frißt!" — Sprach Däumchen zu ihr: ‚Gute Frau, schicke uns nicht fort; denn im Walde werden uns die Wölfe fressen. Vielleicht hat dein Mann Mitleid mit uns.' — Antwortete die Frau: „Mitleid kennt mein Mann nicht; aber ich will versuchen, euch zu verbergen." Darnach ließ sie die Knaben eintreten und verbarg sie unter einem Bette. Als bald der Riese, ein unbändig großer Mann, nachhause kam, rief er: „Ich rieche Menschenfleisch!" ‚Du täuschest dich, lieber Mann; es wird das Kalb sein, das ich dir gebraten habe!' — „Nein, ich täusche mich nicht," schrie wütend der Riese und sah unter das Bett, wo er die Kinder gewahrte. „Aha! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Das gibt eine gute Mahlzeit. Gib das Messer her, daß ich die Bürschlein abschlachte." ‚Warte doch damit bis morgen,' sprach die Frau, ‚das Fleisch möchte dir sonst verderben.' — „Du bist ein verständiges Weib," sagte der Riese, „lege die Jungens ins Bett und füttere sie gut. Morgen will ich meine Freunde zur Mahlzeit laden." — Die Frau that, wie ihr geheißen, und der Riese setzte sich dann zu Tisch. Er aß ein ganzes Kalb und zum Nachtisch noch drei Hasen und zwölf Hühner, wozu er zwei Eimer Wein trank. Bald darauf schnarchte er, als ob ein Sturm gebraust hätte. Däumchen war aber auch nicht müßig gewesen. In der Stube, wo die Knaben schliefen, lagen in einem andern Bette die sieben Töchter des Riesen, lauter häßliche Geschöpfe, und hatte jede eine Krone auf dem Kopfe. Däumchen nahm die Kronen herunter und setzte sie sich und seinen Brüdern auf, die Mützen aber setzte es den Mädchen auf. — Es war tiefe Nacht, als der Menschenfresser erwachte. Sein erster Gedanke war, die sieben Knaben morgen zu schlachten. „Nein", schrie er, „sie sollen gleich sterben, ehe sie noch entfliehen." Er nahm sein Messer und ging hinauf in die Schlafkammer. Als er an das Bett trat, wo die Knaben lagen, fühlte er die Kronen: „Ei, ei, da hätte

ich bald eine schöne Geschichte gemacht," sagte er, „ich merke, daß der Wein seine Wirkung bei mir gethan hat." Nun ging er nach dem andern Bette und schnitt seinen Töchtern die Hälse ab. Dann legte er sich nieder zu schlafen. Kaum ließ sich sein greuliches Schnarchen wieder hören, so weckte Däumchen seine Brüder und lief mit ihnen davon. Als der Morgen kam und der Riese das Unglück sah, welches er angerichtet, ergrimmte er, zog seine Siebenmeilenstiefel an und setzte den Kindern nach. Diese hielten sich in einer Höhle verborgen. Der Riese, endlich müde, legte sich, um auszuruhen, nieder. Däumchen wartete, bis er ihn schnarchen hörte, schlich dann leise hinzu und zog ihm die Siebenmeilenstiefel aus und sich an. (Diese Stiefel passen nämlich jedem, der sie anzieht.) Darauf eilte es mit seinen Brüdern von dannen. Sie kamen glücklich bei ihren Eltern an, und Däumchen vermietete sich als Schnelläufer, wodurch es viel Geld verdiente. — Ein andermal erzähl' ich mehr von ihm.

(Grimm.)

191. Die Wichtelmänner.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld allmählich arm geworden, dafs ihm endlich nichts mehr übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Das schnitt er des Abends zu, um es am Morgen in die Arbeit zu nehmen, und weil er ein gutes Gewissen hatte, legte er sich ruhig zu Bette, befahl sich Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit setzen wollte, standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tische. Er wufste nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte. Als er sie aber näher betrachtete, waren sie auch so sauber gearbeitet, dafs kein Stich daran falsch war, als sollt' es ein Meisterstück sein. Auch trat denselben Tag schon ein Käufer ein, und dem gefielen die Schuhe so gut, dafs er mehr als gewöhnlich dafür bezahlte, und der Schuster von dem Gelde Leder zu zwei Paar

Schuhen erhandeln konnte. Abends schnitt er dasselbe zu und wollte morgens früh an die Arbeit gehen. Aber er brauchte es nicht; denn, als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht Käufer aus, die ihm so viel gaben, dafs er zu vier Paar Schuhen das Leder kaufen konnte. Dieses schnitt er abends wieder zu und fand sie am Morgen fertig, und so ging's immer fort; was er abends zuschnitt, das war am Morgen fertig, so dafs er bald zu einem wohlhabenden Manne wurde. Nun geschah es, dafs eines Abends kurz vor Weihnachten, nachdem der Mann wieder zugeschnitten hatte, er vor dem Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns so hilfreich an die Hand geht?“ Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche, nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alles zugeschnittene Leder zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, nähen, klopfen, dafs der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie liefsen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, und das war lange vor Tag, und dann sprangen sie eilig fort. Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männlein haben uns reich gemacht; dafür müssen wir dankbar sein. Sie dauern mich, dafs sie so herumlaufen und nichts am Leibe haben und frieren. Weifst du was? Ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu.“ Der Mann war es wohl zufrieden. Abends, wie sie alles beisammen hatten, legten sie es statt der zugeschnittenen Arbeit auf den

Tisch und versteckten sich dann, weil sie sehen wollten, wie sich die Männlein dabei anstellen würden. Um Mitternacht kamen beide wieder gelaufen und wollten arbeiten. Als sie aber die Kleider liegen sahen, bezeigten sie grofse Freude. Mit der gröfsten Geschwindigkeit zogen sie diese an, und dann hüpften, sprangen sie darin, tanzten zur Thüre hinaus und blieben von nun an aus; dem Schuster aber ging es sein Leben lang wohl. (Grimm.)

192. Junker Prahlhans.

Ein König hatte einen jungen Edelknecht, den man Junker Prahlhans nannte, weil er immer viel versprach und wenig hielt. Es lebte aber am Hofe des Königs auch ein Spaßmacher, und dieser wollte den Prahlhans bessern. Das ging aber auf folgende Weise:

Eines Tages hätte der König gerne gebratene Vögel gegessen und sprach zum Junker: „Hans, gehe hinaus in den Wald und schieße mir zehn Vögel für meinen Tisch!“ Der Junker aber sprach: ‚Nicht nur zehn, sondern hundert will ich dir schießen.‘ — „Gut,“ sprach der König, „wenn du ein so guter Schütze bist, so bringst du mir hundert! Sollst für jeden einen Thaler haben.“ Der alte Spaßmacher hörte das und ging dem Junker voraus in den Wald, wo die meisten Vögel waren, rief ihnen zu und sprach:

„Ihr Vöglein, flieget alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
möcht' hundert Vögel schießen.“

Als Junker Hans in den Wald kam, da konnte er keinen Vogel erschauen; denn sie hatten sich alle in ihren Nestern versteckt. Und als er mit leeren Taschen zum Könige kam, wurde er hundert Tage lang ins Gefängnis gesperrt, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Als er wieder frei war, sagte eines Tages der König: „Ich möchte heute wohl fünf Fische auf meinem Tische

haben!“ Da dachte der Junker Hans an seine hundert Tage Gefängnis und that seinem Mund ein wenig Zaum an! ‚Ich will dir fünfzig Fische fangen, statt fünfen,‘ sagte er zum König. Da sprach der König: „Wenn du ein so guter Fischer bist, so fange mir fünfzig! Sollst für jeden eine Krone haben.“ Da ging der Spaßmacher hinaus an den See, rief den Fischen zu und sprach:

„Ihr Fischlein, schwimmet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
möcht’ fünfzig Fische fangen.“

Und als der Junker an den See kam, da konnte er kein Fischlein fangen. Sie waren alle an das jenseitige Ufer hinüber geschwommen. Und als er mit leeren Taschen heim kam, ließ ihn der König fünfzig Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Als da die fünfzig Tage vorbei waren, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hasen für meinen Tisch haben.“ Junker Hans gedachte seines Gefängnisses und sagte: ‚Herr, ich will dir wenigstens zehn Hasen bringen.‘ Da sprach der König: „Wenn du ein so guter Jäger bist, so jage mir zehn. Sollst für jeden eine Doppelkrone haben.“ Da ging der Spaßmacher hinaus in den Wald, rief die Hasen und sprach:

„Ihr Häslein, springet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
möcht’ zehn Hasen jagen.“

Und als der Junker kam, konnte er den ganzen Tag keinen Hasen jagen. Der König aber ließ ihn wieder zehn Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten.

Als er wieder frei war, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hirsch für meinen Tisch haben!“ Der Junker gedachte seiner Leiden, die ihm seine Prahlerei verursacht hatte und sagte bescheiden: ‚Ich will hingehen und schauen, ob ich einen Hirsch erlegen kann.‘ Und als er hinging, konnte er wirklich einen solchen schießen und brachte

ihn mit Freuden dem König. Der lachte und sprach: „Schau, wenn man nichts Unmögliches verspricht, so ist das Worthalten leicht.“ Und der Spaßmacher lachte ins Fäustchen; denn der Junker war von jetzt an bescheiden.

(Graf v. Pocci.)

193. Sankt Christoph.

(Legende.)

An einem reißenden Strom, über welchen keine Brücke führte, stand eine armselige Hütte. Der Bewohner derselben war ein Heide von riesenhafter Größe, welcher früher als Soldat gedient hatte, nun aber sich damit beschäftigte, die Reisenden auf seinen Schultern über den Strom zu tragen. Trotz seines wilden Aussehens war der Riese ein äußerst gutmütiger Mensch. Wenn ein Armer kam, dem es zu schwer hielt, den kleinen Lohn für das Übersetzen zu bezahlen, so trug er ihn umsonst hinüber; wenn in der Nacht ein Wanderer erschien und Christoph — so nannte man den Riesen späterhin — im tiefsten Schlafe lag, so sprang er doch auf den ersten Ruf von seinem Lager auf, ergriff einen keulenähnlichen Stock und watete durch das kalte Wasser. Und oft beherbergte er sogar müde und erfrorene Wanderer in seiner Hütte und teilte seine dürftige Nahrung mit ihnen. Diese gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht und diese Wohlthätigkeit gefielen dem lieben Gott.

Einst in einer finstern, stürmischen Nacht hörte der alte Christoph nur leise durch den Wind den Ruf: „Hol über!“ wie die Leute, welche übergesetzt sein wollten, gewöhnlich riefen. Sogleich machte er sich auf, durchschritt die brausenden Wellen und wollte den Rufenden nach gewohnter Weise übersetzen. Aber es war niemand zu sehen. Der Alte dachte: „Ich muß mich geirrt haben,“ und legte sich ohne Murren wieder auf seine Streu. Nicht lange aber, so hörte er abermals den Ruf: „Hol über!“ und diesmal viel deutlicher. Er ergriff zum zweitenmale seinen Stab, durchwatete die immer

wilder gewordenen Wellen, fand aber wie das erste Mal das Ufer leer. „Du mußt dich demnach geirrt haben", sagte der gute Mann zu sich selbst, und legte sich wieder geduldig nieder. Allein nach kurzem rief es zum drittenmale und diesmal ganz deutlich: „Hol über!" Jeder andere hätte nun wohl gedacht: „Ich will mich nicht mehr anführen lassen." Der große Christoph aber dachte nur an seine Pflicht und ging zum drittenmale durch den Fluß. Diesmal fand er ein wunderschönes Knäbchen am Ufer, welches übergesetzt zu sein begehrte. Er fragte nicht lange: „Woher kommst du? Wohin willst du? Hast du schon mehrmals gerufen?" sondern nahm das Kind auf seine Schultern und stieg in den Strom. Aber so leicht das Kind anfänglich gewesen war, so schwer wurde es ihm auf einmal. Der starke, riesenhafte Mann, welcher schon so viele Tausende getragen hatte, konnte nicht weiter; er mußte stille stehen und sich auf seinen Stab stützen. Das kam ihm vor wie ein Wunder; und das war es auch; denn als er sich nach dem Knäbchen umsah, da war dies glänzend und von lichten Gewändern umflossen.

„Fürchte dich nicht, Christoph!" sprach es, „dir ist Heil widerfahren; du hast heute den Gottessohn getragen." Und mit diesen Worten war das Knäblein verschwunden. Als aber Christoph an das Land kam, fand er einen christlichen Mann, der ihm erklärte, welcher großen Gnade er gewürdigt worden sei, und was er thun müsse, um ein rechter Verehrer Christi zu werden. Da legte Christoph sein Heidentum ab, ließ sich taufen und wurde ein heiliger Mann. Sein Geschäft, die Reisenden zu tragen, setzte er aber gewissenhaft fort bis an seinen Tod.

194. Berühmte Reisende.

Vater. Meine Reisebeschreibung handelt von vier Reisenden, welche über die ganze Erde reisen, über Berge, Meere und Flüsse, aus einem Lande in das andere.

Heinrich. Kommen sie auch zu uns?

Vater. Einer von ihnen ist jetzt gerade hier. Sie waren alle schon oft in unserm Lande und werden noch oft kommen; denn sie sind unermüdlich im Reisen.

Friedrich. Es sind aber sicherlich keine wirklichen Reisenden?

Vater. Damit ihr nicht denkt, es seien Uhrzeiger oder so etwas, so will ich euch gleich sagen, daß der erste ein Maler und Musiker ist.

Pauline. Dann sind's gewiß wirkliche Reisende?

Heinrich. Ja, das müssen Menschen sein!

Vater. Ich weiß nicht, ob der, den ich eben nannte, die Malerei oder die Musik besser versteht. Die herrlichsten Landschaften malt er dahin, wo man vorher dachte, daß es kaum möglich sei. Alle Menschen freuen sich darüber.

Friedrich. Wenn er einmal wieder durch unser Land gezogen kommt, so sage es uns doch, lieber Vater! Die schönen Gemälde möchte ich auch sehen! Dabei kann man etwas lernen. Und ich zeichne ja auch so gern.

Vater. Die Blumen und die Bäume, die Bäche und die Quellen, alles malt er so natürlich, daß es in der Wirklichkeit nicht schöner ist.

Heinrich. Du hast ja aber schon oft gesagt, Vater, die Natur sei schöner, als alle Gemälde.

Vater. Ja, aber dieser Maler versteht so nach der Natur zu malen, daß man seine Gemälde selbst für Natur hält. Wenn ich euch einmal eines zeigen werde, einen Wald oder eine Wiese, die er gemalt hat, so sollt ihr mir sagen, was ihr davon denkt.

Pauline. Und auch ein Musiker ist er?

Vater. Ja, der beste Sänger, den ich je gehört habe. Die Musik, die er macht, ist schöner, als wenn die berühmtesten Tonkünstler spielen; sein Gesang ist reizender als der Gesang aller Sänger und Sängerinnen auf der Erde.

Friedrich. Wo singt er denn?

Vater. Darin macht er eine Ausnahme von andern reisenden Sängern, die sich gewöhnlich in Zimmern und Sälen hören lassen, und bei denen es Geld kostet, wenn man sie hören will. Er singt für jedermann umsonst, auf Wiesen und Feldern, am liebsten in Wäldern, im Blütenduft und Sonnenschein.

Heinrich. Es ist am Ende gar ein Vogel!

Friedrich. Die Vögel sind aber keine Maler!

Vater. Aber er reist mit den Vögeln oder die Vögel mit ihm — eins von beiden. Er reist mit Schwalben und Störchen; Kuckuck, Lerche und Nachtigall lassen sich hören, wenn er da ist. Er selbst aber ist ein lustiger, fröhlicher Jüngling, der überall willkommen ist.

Heinrich. Also doch ein Mensch!

Vater. Er ist gewöhnlich grün gekleidet und hat Veilchen auf dem Hut stecken. Er unterhält sich gern mit den Landleuten und ermuntert sie, daß sie ihre Saaten säen.

Pauline. Aber warum reist er denn immer in allen Ländern umher?

Heinrich. Andere Sänger reisen ja auch und lassen sich vor den Leuten hören.

Friedrich. Und dann wird er Landschaften aufnehmen wollen, merkwürdige Gegenden und schöne Blumen und Bäume abzeichnen.

Pauline. Vielleicht auch seine Gemälde verkaufen.

Vater. Der zweite Reisende ist ein Gärtner, man könnte auch sagen: ein Landmann.

Friedrich. Der reist gewiß in der Welt umher, um die Gewächse kennen zu lernen und um zu sehen, wie man in andern Ländern den Acker baut.

Vater. Er hat die Blumen gern; auch die Scheunen besucht er. In der Mittagshitze legt er sich in den Schatten eines Baumes und ißt Kirschen.

Heinrich. Da möcht' ich ihm Gesellschaft leisten.

Vater. Er ist ein lieber, freundlicher Mann. Seine Kleider sind grünlich, bläulich und golden; doch zieht er seinen Rock öfters aus, wenn es ihm zu heiß wird.

Heinrich. Und geht in Hemdärmeln!

Vater. Weil er gern weit reisen möchte und viel in einem Tag ausrichten will, so hat er die langen Tage gern.

Pauline. Die habe ich auch gern, obwohl ich nicht reise. Aber ich spiele und springe gern lange draußen im Freien.

Vater. Der dritte Reisende ist ein ernster Mann in gelblichem Kleide, der auch gern mit Schwalben und Störchen reist.

Friedrich. Das ist wohl wieder ein Sänger!

Vater. Nein, ein Jäger ist's; denn er macht Jagd auf Hasen, Hirsche und Rehe, streift in den Wäldern umher, und die Blätter müssen von den Bäumen fallen, wenn er durchzieht. Aus Jagdgeräusch und Hundegebell macht er sich mehr, als aus Blütenduft und Vogelgesang. Er ißt das Obst gern; recht viel Äpfel und Nüsse sind seine Freude; besonders liebt er die Trauben und den Wein.

Pauline. Warum reist er denn aber in allen Ländern umher; das alles könnte er zuhause ja auch haben!

Friedrich. Bei ihm daheim sind vielleicht keine Wälder, so daß er dort nicht auf die Jagd gehen kann.

Heinrich. Und dann wird er gewiß, weil er das Obst und den Wein so sehr liebt, in verschiedenen Ländern mancherlei Obst essen und allerlei Wein trinken wollen.

Vater. Der vierte Reisende endlich ist ein Greis mit dürren Wangen, der oft sehr verdrießlich und finster dreinschaut. Seine Kleider sind grau und weiß, ebenso Haare und Bart.

Heinich. Was ist er denn?

Vater. Ein Baumeister; er baut besonders gern Brücken, die aber gewöhnlich nach ein paar Monaten oder in noch kürzerer Zeit wieder einfallen.

Friedrich. Das ist aber ein schlechter Baumeister!

Heinrich. Der soll das Bauen bleiben lassen.

Vater. Er liebt die langen Nächte und sitzt gern hinterm Ofen.

Pauline. Der ist wohl recht faul und verzärtelt!

Vater. O nein; Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Schneeballwerfen ist seine größte Freude. Dann geht er, in Pelz gehüllt, ins Haus und lauscht auf die Märchen, welche die Großmutter erzählt.

Pauline. Die höre ich aber auch gern!

Friedrich. Ich merke ein bißchen, wer der Mann sein kann. Vater, von Blumen mag er nichts wissen!

Vater. O ja, auch die Blumen hat er gern.

Friedrich. Dann ist's doch nicht der, den ich meine.

Vater. Aber seine Blumen riechen nicht, und die Menschen lieben sie nicht.

Heinrich. Reisen denn die vier Reisenden miteinander?

Vater. Man sagt gewöhnlich, sie seien Brüder; doch reisen sie nicht miteinander, sondern hintereinander. Einer kann den andern nicht leiden, und jeder jagt den Vorhergehenden fort, wenn er selbst kommt. Zuerst kommt der jüngste, der Maler, dann der Gärtner, dann der Jäger und zuletzt der älteste, der Baumeister.

Friedrich. Reisen sie immer in dieser Reihenfolge durch alle Länder?

Vater. Ja, und auch zu uns kommen sie in dieser Aufeinanderfolge alle Jahre.

Die drei Kinder. Ich weiß es, wer die Reisenden sind!

Vater. Nun, wer denn?

Die drei Kinder. Die vier **Jahreszeiten.**

Vater. Richtig. Der Maler ist? —

Friedrich. Der **Frühling.** Der Gärtner ist der **Sommer.**

Heinrich. Der Jäger ist der **Herbst.**

Pauline. Und der Baumeister ist der **Winter.**

(K. Enslin.)

195. Sehnsucht nach dem Frühling.

1. O wie ist es kalt geworden
und so traurig, öd und leer!
Rauhe Winde weh'n von Norden,
und die Sonne scheint nicht mehr.

2. Auf die Berge möcht' ich fliegen,
möchte seh'n ein grünes Thal,
möcht' in Gras und Blumen liegen
und mich freu'n am Sonnenstrahl.

3. Möchte hören die Schalmeien
und der Herden Glockenklang,
möchte freuen mich im Freien
an der Vögel süßem Sang.

4. Schöner Frühling, komm doch wieder;
lieber Frühling, komm doch bald,
bring uns Blumen, Laub und Lieder
schmücke wieder Feld und Wald!

5. Ja, du bist uns treu geblieben,
kommst nun bald in Pracht und Glanz,
bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

(Hoffmann von Fallersleben.)

196. Die Flucht des Winters.

1. Nun treiben wir den Winter aus,
den alten, kalten Krächzer;
wir jagen ihn zum Land hinaus,
den Griesgram, Brummbär, Ächzer
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.

Juchhei, juchhei!
O, komm herbei,
o Mai, o Mai!

2. Das faule Stroh, das dürre Reis
und alles, was vermodert,
das geben wir dem Feuer preis,
daß hoch die Flamme lodert,
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei, juchhei!
O, komm herbei,
o Mai, o Mai!

3. Das Lied ist aus, Viktoria!
Der Winter ist vergangen.
Wir singen froh ein Gloria
dem Lenz, der angefangen
und laden uns den Frühling ein
mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhei, juchhei!
O, komm herbei,
o Mai, o Mai!

(Guido Görres.)

197. Sprichwörter.

I.

1. Schönheit vergeht; Tugend besteht.
2. Friede ernährt; Unfriede verzehrt.
3. Fleiß erwirbt; Trägheit verdirbt.
4. Geduld bauet; Ungeduld reißt ab.
5. Der Mensch denkt; Gott lenkt.
6. Die Welt schaltet; Gott waltet.
7. Unkraut verdirbt nicht.
8. Aufschieb ist ein Tagdieb.
9. Ein Wort ist kein Pfeil.
10. Geschwindigkeit ist keine Hexerei.
11. Keine Antwort ist auch eine Antwort.
12. Sprichwort — Wahrwort.
13. Stillstand — Rückgang.

14. Schmeichler sind Heuchler.
15. Das Gute ist schwer.
16. Anfangen ist leicht; Beharren ist schwer.
17. Allzuviel ist ungesund.
18. Irren ist menschlich.

II.

1. Die Zeit bringt Rosen.
2. Geduld überwindet alles.
3. Fleiß bricht Eisen.
4. Übung macht den Meister.
5. Dornen tragen keine Trauben.
6. Übermaß sprengt das Faß.
7. Not lehrt beten.
8. Hunger lehrt arbeiten.
9. Borgen macht Sorgen.
10. Vorsorge verhütet Nachsorge.
11. Gelegenheit macht Diebe.
12. Die Katze läßt das Mausen nicht.
13. Scham hindert Schande.
14. Gott hilft dem Fleißigen.
15. Wahrheit bedarf keiner Ränke.
16. Der Gerechte erbarmt sich des Viehes.
17. Der Sparsame sorgt für das Alter.
18. Der Furchtsame erschrickt vor jedem Geräusch.

III.

1. Unrecht Gut gedeiht nicht.
2. Alte Bäume lassen sich nicht biegen.
3. Stille Wasser sind tief.
4. Ein schlafender Hund fängt keinen Hasen.
5. Gebrauchter Pflug blinkt; stehend Wasser stinkt.
6. Hunger ist der beste Koch.
7. Gutes Wort findet einen guten Ort.
8. Böse Beispiele verderben gute Sitten.
9. Viel Naschen macht leere Taschen.

10. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
11. Volkes Stimme — Gottes Stimme.
12. Viele Hunde sind des Hasen Tod.
13. Der Jugend Fleiß ist des Alters Preis.
14. Jeder ist seines Glückes Schmied.
15. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
16. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand.
17. Hans ohne Fleiß wird niemals weis'.
18. Ein Unbekannter schadet zehn Armen.

IV.

1. Jeder kehre vor seiner Thüre.
2. Gebet ist der Schlüssel zum Himmel.
3. Aus schlechtem Samen erwächst schlechte Frucht.
4. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.
5. Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n.
6. Nach dem Regen scheint die Sonne wieder.
7. Verstand kommt nicht vor Jahren.
8. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.
9. Gute Bäume tragen zeitig.
10. Ehrlich währt am längsten.
11. Leere Ähren stehen hoch.
12. Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land.
13. Den Vogel erkennt man am Gesang.
14. Am Lachen erkennt man den Narren.
15. Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche.

V.

1. Gottes Güte, Elterntreu sind mit jedem Tage neu.
2. Unschuld und Tugend zieren die Jugend.
3. Früh nieder und früh auf verlängert den Lebenslauf.
4. Zu wenig und zu viel verdirbt alles Spiel.
5. Versprechen und Halten ziemt Jungen und Alten.
6. Trotz und Neid bringt Herzeleid.

7. Tod und Schlaf sind Zwillingsbrüder.
8. Pracht, Gold und Ehr' ist morgen oft nicht mehr.
9. Der Jugend schönste Blüte sind Demut, Unschuld, Güte.
10. Vergleichen und Vertragen ist besser als Zanken und Klagen.
11. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz.
12. Die Karte und die Kanne machen manchen zum armen Manne.
13. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.
14. Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Mühe und Arbeit gering.
15. Narren und Affen alles begaffen.

VI.

1. Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brot, Müßiggang nur Schand' und Not.
2. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not.
3. Viele Körner machen einen Haufen und viele Tropfen das Meer.
4. Gott beschert die Kuh, gibt aber nicht das Seil dazu.
5. Herrengunst und Lerchensang klinget wohl und währt nicht lang.
6. Dein Herz halt mir rein, die Zunge verschwiegen; spring über den Stein und lasse ihn liegen.
7. Dorn und Distel stechen sehr, böse Zungen noch viel mehr.
8. Eintracht baut, Zwietracht zerstört das Haus.
9. Den Baum erkennt man an der Frucht, den Buben an der Zucht.

VII.

1. Für den, der lernen will, gibt's überall eine Schule.
2. Wer Kleines nicht acht', dem wird Großes nicht gebracht.
3. Wer will haben gute Ruh', der höre, seh' und schweig' dazu.
4. Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

5. Was ich denk' und thu', trau' ich andern zu.
6. Wo die Tugend wohnt, kehrt auch das Glück ein.
7. Sprich vernünftig oder schweig!
8. Man muß den Baum biegen, so lang er jung ist.
9. Wenn das Kalb ertrunken ist, macht man den Brunnen zu.
10. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
11. Fliege nicht, bevor du Federn hast.
12. Wie die Arbeit, so der Lohn.
13. Wie der Vater, so das Kind; wie der Herr, so das Gesind.
14. Halte Maß in Speis und Trank, so wirst du alt und selten krank.
15. Wenn's muß sein, so schicke dich drein!
16. Der Faule sucht einen Herrn, der ihm in der Woche sieben Feiertage gibt.
17. Willst du dir nichts Unnützes kaufen, so mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.
18. Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Gesicht.
19. Rastest du, so rostest du.

V. Aus unserm Heimatlande.

---

198. In der Heimat ist es schön!

In der Heimat ist es schön!
Auf der Berge lichten Höh'n,
auf den schroffen Felsenpfaden,
auf der Fluren grünen Saaten,
wo die Herden weidend geh'n:
in der Heimat ist es schön!

In der Heimat ist es schön!
Wo die Lüfte reiner weh'n,
wo des Baches Silberwelle
murmelnd hüpft von Stell' zu Stelle,
wo der Eltern Häuser steh'n:
in der Heimat ist es schön!

(Krebs.)

199. Für Bayern.

1. Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Erde, Vaterland! Über deinen weiten Gauen ruhe seine Segenshand! Er behüte deine Fluren, schirme deiner Städte Bau, und erhalte dir die Farben seines Himmels — Weiß und Blau.

2. Gott mit uns, dem Bayernvolke, daß wir unsrer Väter wert, fest in Eintracht und in Friede bauen unsers Glückes Herd, daß mit Deutschlands Bruderstämmen einig

uns der Gegner schau', und den alten Ruhm bewähre unser Banner — Weiß und Blau!

3. Gott mit ihm, dem Bayernkönig! Segen über sein Geschlecht! Denn mit seinem Volk' im Frieden wahrt er dessen heilig Recht. Gott mit ihm, dem Landesvater! Gott mit uns in jedem Gau! Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Heimat — Weiß und Blau!

200. Weiſs und Blau.

1. Wenn ich zum heitern Himmel schau', so strahlt er freundlich weiſs und blau; dann denk' ich an mein Heimatland, wo ich der Jugend Himmel fand.

2. Und pflück' ich mir im Morgenlicht ein lieblich-schön Vergiſsmeinnicht, und fällt ein Thränlein drauf als Tau, lacht mir's entgegen weiſs und blau.

3. Begrüſst mich auf der grünen Au des Freundes Auge weiſs und blau, denk' ich im Heimatland zu sein, wo Augen grüſsen treu und rein.

4. Denn rein und treu heiſst weiſs und blau; drum ich auf diese Farben bau', und wo sie hoch am Banner weh'n, ist's eine Lust, voran zu geh'n. (Scharrer.)

201. Ein Gang durch die bayerischen Alpen.

Um ein Land kennen zu lernen, muß man sich entschließen, dasselbe zu bereisen oder einen Erzähler in Gedanken an Ort und Stelle zu begleiten. Letzteres macht nicht viel Mühe, darum folgt mir, kleine Leser und Leserinnen, auf meiner Reise durch die Alpen, und ihr werdet eine Fülle Naturschönheiten schauen.

Wenden wir von der Hauptstadt des Landes den Blick gegen Süden, so sehen wir das schöne Bayerland von majestätischen Bergen begrenzt. Blau verschleiert liegen die erhabenen Alpen vor uns, die kahlen Felsen an wolkenlosen Sommerabenden in glühendes Rot getaucht. Es ist

dies das bezaubernde Alpenglühen, welches der Dichter Hermann Lingg so schön besingt:

„Schon nachten die Thäler;
das Licht an den Höh'n
wird bleicher und schmäler,
wie stirbt es so schön!

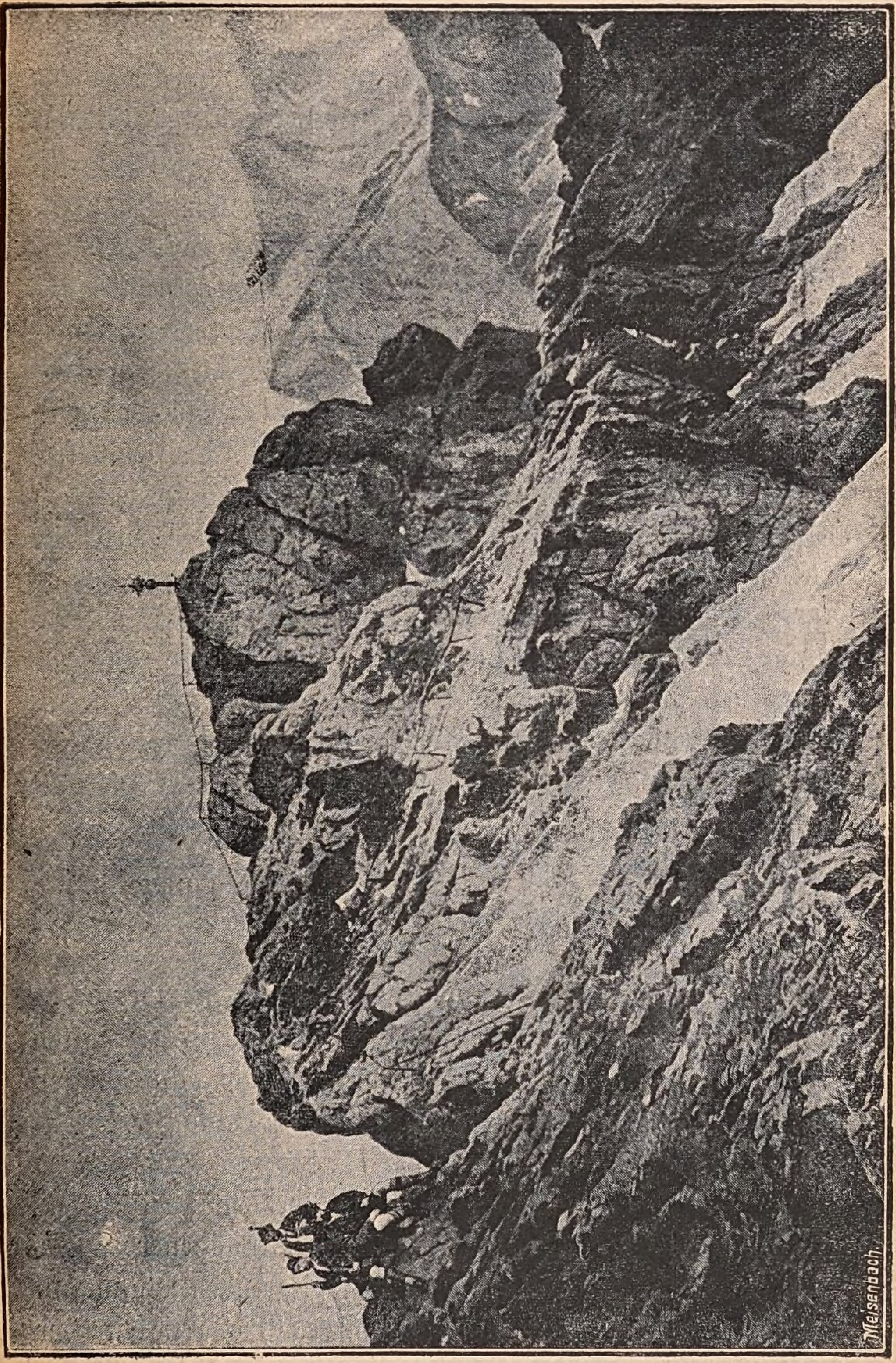
Die Vorberge glühen
in rosigem Duft,
in sanftem Versprühen
der dämmernden Luft."

Oben auf diesen Bergeshöhen finden wir eine liebliche Pflanzenwelt. Ich will hier nur die Königin der Alpenpflanzen, die herrliche Alpenrose nennen, die an gefahrdrohenden, einsamen Stellen blüht, sowie das reine Edelweiß, welches am Rande des gähnenden Abgrundes prangt.

Die bayerischen Hochalpen bilden einen in verschiedene Zweige geteilten Zug. Vom Bodensee bis Füssen, wo der Lech in die Ebene vordringt, lagern die Algäuer Alpen mit gewaltigen Landschaftsbildern. Zahlreiche Wasserfälle und tiefe Klammen, welche Gebirgsbäche tobend durchbrausen, erhöhen den Reiz der Natur.

Von den Ufern des Lech bis zum Inn erstrecken sich die bayerischen Alpen. Nicht weit vom Leche thronen auf steilen Bergeshöhen die in neuester Zeit so viel besuchten herrlichen Königsschlösser Linderhof, Neuschwanstein und Hohenschwangau. Der Besucher der Schlösser wird von deren Pracht überrascht und glaubt sich in eine Märchenwelt versetzt, deren Schönheit in so wirksamem Gegensatz steht zu der einfachen, majestätischen Größe der Natur, die diese Schlösser umgibt.

Weit in die Ebene vorgeschoben erhebt sich der Peißenberg mit seiner herrlichen Rundsicht. Die stillen, grünen Gewässer des lieblichen Ammersees, über welchen sich der heilige Berg Andechs erhebt, die langgestreckte blaue Fläche



Der Gipfel der Zugspitze.

des Starnbergersees, sowie das kleine Becken des Staffelsees liegen dort ausgebreitet.

Überschreiten wir die Loisach, so treten wir ein in die gewaltige Hochgebirgswelt des Wettersteingebirges. Hier steigen fast unmittelbar aus dem Eibsee die Wände der Zugspitze zu einer Höhe von nahezu 3000 m auf. Auf dem Gipfel derselben, welchen man nur mit Hilfe eines Drahtseiles erreichen kann, ist ein Kreuz angebracht. Ebenso wild erhaben zeigt sich das Karwendelgebirge am rechten Ufer der Isar. Gegen das Flachland zu, zwischen Isar und Loisach, erheben sich um den Walchen- und Kochelsee der Heimgarten, der Herzogsstand, die Benediktenwand, deren Ausläufer sich bis Tölz erstrecken. Weiter gegen den Inn ziehen sich ebenfalls gewaltige Berge, von denen der Wendelstein weithin kenntlich ist. Von der Spitze dieses Berges aus erblickt man das endlose, in Duft verschwimmende Flachland mit seinen vielen blauen Seen, man sieht die Türme Münchens, und im Nordosten, jenseits der Donau, die dunklen Gipfel des Bayerischen Waldes. Gegen Süden aber türmt sich Berg auf Berg. Auch hier fehlen nicht liebliche Alpenseen. Zwei derselben bilden den Mittelpunkt der anmutigen Landschaft: der Schliersee und der Tegernsee. Feierliche Ruhe herrscht am Schliersee, reges Leben und Treiben an den Ufern des Tegernsees.

Vom Inn bis zur Salzach ziehen sich in wundervoller Reihe die Berge der Salzburger Alpen hin. Sie fallen ziemlich gleichmäßig gegen den Chiemsee ab, auf dessen Insel Herrenwörth König Ludwig II. das Schloß Herrenchiemsee bauen ließ.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient das Land zwischen Salzach und Salach: das Berchtesgadener Land. Es erreicht in dem sich im Königssee spiegelnden Watzmann die höchste Spitze. Hier ist die wilde Großartigkeit der Isaralpen mit den reizenden Formen der Innalpen verbunden. Da trifft man noch eine Menge edlen Wildes, und gar

häufig pflegen Mitglieder des königlichen Hauses dort des edlen Weidwerkes. Dieser herrliche Landstrich ist auch reich an Sagen. Im Untersberge treiben geschäftige Zwerge und gewaltige Riesen ihr Wesen. Kaiser Karl der Große schläft in demselben; schon zweimal ist dessen Bart um den Tisch gewachsen, und wenn er das dritte Mal herumgewachsen ist, dann erwacht er und kommt mit den sieben Kurfürsten des Reiches, 10000 Rittern und 100000 Lanzenknechten, die alle um ihn versammelt sind und gleich ihm schlafen, aus dem Berge, um das Reich neuem Glanze entgegenzuführen.

Der zackige Watzmann ist eine verwunschene Königsfamilie, bestehend aus dem König, der Königin und sieben Kindern, die wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet war, über die aber Gottes strenges Strafgericht bei Ausübung einer neuen Blutthat hereinbrach.

(Nach Fr. Teicher im „Bayerland".)

202. Schnee und Lawinen in den Alpen.

Der Schnee ist ein herrliches Ding für die Kinder. Wie lustig tanzen die Flöckchen, wenn's schneit; wie zieh'n sie hinab und wieder ein Stückchen hinauf, drehen sich ringsum und machen allerlei drollige Manöver, ehe sie zu Boden sinken! Welche wunderhübsche Sternchen zeigen sie, schöner und zierlicher, als man sie zeichnen kann! Und dann, wenn es geschneit hat, wenn alle Getreidepflänzchen auf dem Felde mit der warmen Winterdecke eingehüllt sind und auf der zerfahrenen, gefrorenen Strafse alle Holpern und Gleise geebnet — wie prächtig gleitet dann der Schlitten darüber hin, dafs es eine Lust ist! Was geht ferner über ein tüchtiges Schneeballwerfen mit hohen Schneeschanzen und mit Schneemännern, die mit dem Besenstiele im Arm Schildwache stehen?

Aber es darf des Guten nimmer zu viel sein, auch nicht vom Schnee, und dies ist im Gebirge leider jeden

Winter der Fall. Wenn im Tieflande der Winter den Schnee händevoll um sich wirft, schüttet er ihn im Hochgebirg wagenweise aus. Er fällt dort 3 m, 6 m, 9 m hoch. Die leere Sennhütte auf der Alm wird gänzlich überschneit. Wer sie aufsuchen wollte, müfste durch den Schnee ein Loch hinuntergraben, dann käme er allmählich aufs Dach. An den Wohnhäusern liegt der Schnee nicht selten bis zum Dache hinauf. Man mufs durch die Speicherthüre hinaussteigen, die für solche Fälle auch eine besondere Treppe nach aufsen hat.

An der steilen Berglehne baut sich der Schnee als eine neue Gebirgslage auf, die Stunden lang und Meilen breit ist. Selbst an den senkrechten und überhängenden Felsen heftet sich feuchter Schnee an, friert fest und bildet Schneeschirme, 30 m hoch, mehrere Meter breit und dick. Wege und Stege verschneien. Tagelang kann niemand zum Nachbarn gelangen. An den Hauptstrafsen sind Schneestangen von 6—9 m Höhe errichtet, um den Pfad darnach zu finden. Mitunter verschneien auch diese. Scharen von Menschen werden aufgeboten, um mit Ochsengespannen und Schlitten, Schneeschaufeln und Hacken Bahn für die Postwagen zu brechen. Und doch bleiben die Posten mitunter tagelang liegen. Einzelnen Wanderern droht sicherer Tod. Wer hat Kraft genug, stundenlang durch haushohen lockern Schnee zu waten, vollends wenn bitterkalter Sturm dazu heult?

Im Frühjahre, manchmal auch mitten im Winter, weht von Italien und Afrika herüber der warme Föhnwind. Dann überfällt bange Furcht die Bewohner der Alpenthäler.

Die Schneeschirme lösen sich von den Felsen und donnern zuthale. Was sie drunten treffen, wird verschüttet. Rofs und Reiter, Schlitten und Leute reifsen sie mit sich in die Tiefe oder begraben sie. Die weiten, dicken Schneelagen steiler Gehänge kommen ins Gleiten.

Sie rutschen erst langsam, dann immer schneller an den Bergseiten hinab, stauen sich in den kleinen Thalmulden, welche die Bergseiten querüber durchfurchen, übersteigen sie und bäumen sich als riesiger Schneewall empor, um den rasenden Lauf jenseits weiter fortzusetzen. Es sind die furchtbaren Grundlawinen, deren Macht nichts widersteht. Glücklicherweise nehmen sie ziemlich jedes Jahr denselben Verlauf. Der Alpenbewohner meidet zu jener Zeit die Stellen, an denen sie zu stürzen pflegen. Mitunter sucht der Älpler sein Häuschen auch wohl durch einen hohen Steinwall gegen unvermutete kleinere Lawinen etwas zu schirmen, und die Hauptstrafse schützt man stellenweise durch übergebaute bedeckte Gänge (Galerien).

Steht der Wanderer weit entfernt von der stürzenden Lawine, so sieht er den Schneestreifen an der Bergwand scheinbar allmählich hinabgleiten, hie und da aufsprühen und sich zum Thale hinabschieben, ähnlich wie beim Tauwetter am steilen Schieferdach eine Schneeschicht hinabrutscht. Er hört einen dumpfen Donner wie von einem fernen, starken Gewitter. Aber in der Nähe zeigt sich die Lawine viel furchtbarer. Was von ferne allmähliches Gleiten schien, ist in der Nähe rasende Schnelligkeit. Der Weg an der Bergwand, der von weitem nur spannenlang aussah, mifst in der Nähe nach Stunden. Manches Haus ist schon samt seinen Bewohnern durch die Lawine begraben worden. Manchmal hat man erst nach Wochen die Gebeine der Unglücklichen zutage gefördert, die dort ihren Tod fanden. Oft triffst du Gedenktafeln am Wege, welche von Unglücksfällen, mitunter auch von wunderbaren Rettungen erzählen, die bei Lawinen vorkamen.

Selbst der Luftdruck, den die stürzende Schneemasse veranlafst, wird zum Sturmwind, der Hütten hinwegbläst und alte Bäume entwurzelt durch die Luft schleudert, als seien es Wollenflöckchen.

Mitten im Sommer trifft der Wanderer nicht selten in den Thalengen noch mächtige Schneelager als Reste gefallener Lawinen. Die Gieſsbäche haben sich ihr Bett unten hindurchgefressen. Der Schnee ist eisig hart geworden und kann als Brücke dienen. Man könnte mit einem Wagen darüberfahren.

Kommst du bei einer Alpenwanderung in Thäler, die von Lawinen heimgesucht sind, so merkst du, warum die Älpler grüſsen: „Behüt' dich Gott!" — Dort kann nur der behüten und schirmen, nach dessen Willen die Sturmwinde wehen und die Lawinen ihre Wege einschlagen. [H. Wagner]

203. Die Gemsen im bayerischen Hochlande.

Es war um Bartholomäi, wo die Tage am klarsten sind. Wir hatten drunten im Alpenheu geschlafen, und nun, da der Morgen dämmerte, stiegen wir langsam empor auf den Grat des Berges. Erquickend floß uns die Frühluft um die Glieder; ein harziger Duft kam aus dem niedern Gestrüpp, durch das sich der Fußsteig emporwand; blühende Alpenrosen standen am Wege. Drunten aber auf grüner Matte liegen die Almen, sieben Hütten mit breitem Dach, aus dessen Ritzen der blaue Rauch steigt; denn auf dem Herde flackert schon das lustige Feuer. Wir halten an, und ein heller Juhschrei klingt hinunter durch die scharfe Morgenluft; die Sennerin tritt aus der Thüre und gibt schmetternd den Gruß zurück. — Ringsum stehen gewaltige Berge, das Sonnwendjoch mit seinen Felsen, und mit zerklüftetem Kamm der Wilde Kaiser. Auf den einzelnen Gehängen, die näher liegen, ist Tannenwald und grüne Weide, bisweilen auch ein kleiner, dunkler See. Zwar ist die Sonne noch fern; aber doch wirkt allenthalben schon jene geheimnisvolle Kraft, die wir mehr fühlen als sehen, die dem siegenden Lichte den Weg bahnt. Und nun der erste volle Strahl, der langsam hinter den blauen Zinken hervorbricht und immer weiter

rückt, mit goldenem Glanz die Berge überflutend. Eine zauberische Gewalt liegt in dieser Stunde! Jetzt erst ist der Quell des Lebens erwacht; wir fühlen, wie er strömt. Im tauigen Grase nicken die Blumen; die Bergdrossel singt, und jenes tiefe, süße Summen umgibt uns, in dem die Lebenslust von Myriaden unsichtbarer Geschöpfe atmet.

Wir hatten den Gipfel des Berges erreicht und uns unter dem Wetterkreuze gelagert; vor uns wucherten blaue Glockenblumen. Der Jägerbursche, der mich begleitete, schlug Feuer und brannte sein Pfeiflein an. — Schweigend sahen wir ins Weite. Da stieß er mich auf einmal sachte an und zeigte hinüber auf die steile Wand, die kaum dreihundert Schritte vor unsern Füßen abfiel. Es war ein Felsengehäng, mit grüner Weide durchwachsen; an einzelnen Stellen wucherte das Krummholz mit undurchdringlichem Gestrüpp. Ich horchte, wie die kleinen Steine, die sich abgelöst, zur Tiefe rollten; ich lugte hinaus, und nun erst sah ich ein Rudel flüchtiger Gemsen, wie es in der Morgensonne kletterte und äste; hoch über den andern ein prächtiger Bock, trotzig und stolz, immer den Blick nach unten gerichtet oder zur Seite spähend; drunten etliche Geißen, Jährlinge und Kitze. Bedächtig zog mein Begleiter das Fernrohr aus der Tasche, und nachdem er es eingestellt, gab er es wortlos weiter. Über seine Schulter weg sah ich hinüber aufs Gehäng. Wir zählten sieben Stück. Sie zogen sich abwärts gegen den Felsenkessel, aber nur langsam und immer der Sonne folgend. Oft stutzten die Kleinen, wenn ihnen der Sprung zu tief war, und drückten sich mit den Hinterläufen an die Wand. Dann kam die Mutter in kurzen Sätzen und sprang vor ihren Augen hinab. Welche Kraft, welche Anmut lag in jeder Bewegung; welcher Übermut, wenn plötzlich zwei zu hadern begannen und kämpfend gegeneinander stießen! Die ganze Wonne des Morgens, die ganze Lebenslust der Berge liegt in diesem Bild. Wie tot wäre all' ihre Schönheit, wenn kein Wild sich derselben

freute! Diese Tiere sind es erst, die den Bergen das Gepräge der Freiheit geben, indem sie diese Freiheit genießen. Sie zeigen uns, daß auch diese felsige Wildnis die Heimat ist für ein tausendfältiges frohes Leben. — —

Nicht bloß im Erlegen der Beute, sondern auch in der Kühnheit des Weges, in dem Zauber der Natur liegt das Geheimnis der Jagd. Und darum ist die Gemsjagd von allem Weidwerk das schönste. Das fühlte der Kaiser, der in den Felsen der Martinswand schmachtete, gerade so wie der verwegene Wildschütze, der sich des Nachts von dannen schleicht. Nicht der gewaltige Bock ist das letzte Ziel; denn wenn er zwanzig Schritte vor uns auf der Straße stünde, wen möchte es da noch freuen zu schießen? Aber die Felswand, in die er eingestiegen; die Almen, in deren Hütten der Jäger Einkehr hält; das Edelweiß, das er sich auf den Hut steckt, und der Juhschrei, der ihn begleitet: das ist eine Welt voll Lockung und Zauber, dort muß man den Gemsbock suchen; da lohnt sich's der Mühe, ihm tagelang zu folgen ins steilste Geschröff. Und wenn wir ihm dann gegenüber stehen, wenn dann der Schuß kracht, daß das Echo weithin durch die Berge hallt, dann soll man's dem Jäger nicht verdenken, wenn ihm das Herz vor Freude bebt; denn das erst ist rechtschaffenes Jagen.

Der reiche Gemsstand, den unsere Berge besitzen, wird übrigens noch in anderer Weise bedroht als durch die Kugel des Jägers; denn dieser geht nur den starken Böcken nach. Aber wenn jene sausenden Fittiche dröhnen; wenn hoch in den Lüften ein dunkler Punkt erscheint, der in weiten Kreisen immer tiefer und tiefer sinkt: dann kommt eine gespenstige Unruhe über das Rudel, die kein Jäger in dasselbe hineinträgt. Dann gilt es den Kleinen, dem scheuen Zicklein, das bange unter die Mutter flüchtet. Vor den Steinen, die donnernd herunterstürzen, schützt die überhängende Felswand und vor der Kugel der warnende Wind. Vor dem Adler aber, den seine Schwinge in jede Höhe und

Tiefe trägt, ist auch das kühnste Wild der Berge wehrlos. Und nur die Wehrlosigkeit, nicht die Gefahr flößt den Gemsen jenen bannenden Schrecken ein. Alle Führung, alle Sicherheit ist dann verloren. Wirr drängt sich das Rudel durcheinander. Um die Felsenecke aber schwebt in drohender Majestät der Mörder. Noch ein paar Flügelschläge, ein gellender Pfiff, ein wirrer Knäuel, und er trägt in den gewaltigen Fängen das schönste Kitz aus der Herde durch die Lüfte.

(Aus Palatina.)

204. Das Algäu und seine Bewohner.

Wo sich die südliche Grenze Bayerns gleich einer Halbinsel am tiefsten nach Tirol hinein erstreckt, müssen wir das Algäu auf der Karte suchen. Dort an den Quellbächen der Iller und auf den Berghalden, aus denen sie hervorsprudeln, sitzt der Algäuer Volksstamm. Ein hoher Gebirgskamm, bis zur Mädelergabel (2650 m) ansteigend, umrahmt die Thäler der drei Bäche, welche sich in der kleinen Ebene oberhalb Sonthofen bei Oberstdorf zur Iller vereinigen. Bis nach Kempten hinab erstreckt sich das Algäu, welches bis dahin von der Iller in zwei Hälften geteilt wird, mit einem Gesamtflächenraum von etwa 18 Quadratmeilen. In der Regel wird auch noch die Landschaft längs der Eisenbahn von Immenstadt nach Lindau zum Algäu gerechnet.

Es ist die Perle der bayerischen Alpenlandschaften, und weder Tirol noch Vorarlberg hat eine solche Anzahl grüner Alpenweiden aufzuweisen wie das Algäu. Hoch hinauf sind seine Berge mit saftigen Alpenwiesen bedeckt, dazwischen mit dunklen Nadelholzwaldungen umsäumt. Großartig ist der Anblick des Hochgebirges, auf welchem Adler und Gemse hausen, mit seinen grünen Seen und rauschenden Wasserfällen. Wunderbar ist die Fernsicht von seinen höchsten Bergspitzen, z. B. vom Grünten. Sie erstreckt sich westwärts über den Bodensee bis zum Berner Oberland und anderseits bis zum

Wendelstein, und sie reicht in unabsehbare Ferne über das Alpenvorland hinweg in der Richtung nach Ulm.

Der Algäuer läßt sich die Arbeit nicht leid werden. In den tief eingeschnittenen Thälern seiner Heimat sehen wir sorgfältig gepflegte und gewässerte Wiesen, und selbst auf den Höhen und Bergen sind die besseren, tiefgründigen Lagen noch in solcher Weise gepflegt. Die hohe Lage des Landes (Oberstdorf liegt 800 m über dem Meere) macht den Ertrag des Getreidebaues unsicher. Daher baut man Sommerweizen, Sommerroggen, Hafer und Ackerbohnen. Das meiste Dichten und Trachten des Algäuers ist aber darauf gerichtet, viel Futter zu ernten, das bei dem feuchten Gebirgsklima vortrefflich gedeiht. Kein Grashalm bleibt unbenutzt, spielte er auch 2000 m hoch oben im Winde. Der mit Steigeisen bewaffnete Bergheuer holt ihn herab und trägt das duftige Bergheu zentnerweise auf seinem Nacken zu Thal.

Der Stall und die Wiesenarbeit ist nur Sache der Männer; es gibt im Algäu keine Sennerinnen, wie in Oberbayern und Tirol, sondern nur Sennen. Die Frauen bestellen das Flachs- und Kartoffelfeld, den Kraut- und Wurzgarten; sie sammeln das Waldlaub zur Streu und besorgen das Haus.

Große Dörfer sind im Algäu selten. Der Bauer wohnt am liebsten inmitten seines Besitztums. Um die Wohn- und Wirtschaftsgebäude weidet im Vor- und Nachsommer das kurzbeinige, breitstirnige, trefflich gepflegte Vieh. Gegen Ende des Mai werden die Alpen bezogen, auf denen das Vieh bis zum September verbleibt.

Der Algäuer Viehschlag ist nächst dem Scheinfelder der beste und bekannteste in ganz Bayern. Die Farbe ist die graue, vom Hellgrauen ins Dunkelbraune spielend. Am Kopf und an den Füßen wird die Farbe dunkler; lichte Rückenstreifen, helle Ohrenbüschel und hell eingefaßtes Maul bezeichnen den Schlag. Die Milchergiebigkeit der Kühe dieses

Schlages ist anerkannt; man rechnet auf eine gute Kuh jährlich 2000 Liter Milch.

Aus der fetten Milch der wohlgenährten Kühe werden die berühmten Algäuer Käse erzeugt. Was im Deutschen Reiche als schmackhafter Emmenthaler- oder Schweizerkäse bezahlt und gegessen wird, stammt zum größten Teil aus dem Algäu. In großen Sennereien wird die Milch von den einzelnen Höfen und Dörfern gesammelt und zu Butter und Käse verarbeitet. Kempten ist der Hauptplatz des bayerischen und süddeutschen Käsehandels.

So viel Kühe ein Algäuer Bauer im Winter füttern kann, so viele darf er im Sommer auf die gemeinschaftliche Weide treiben, und so viel Kühe in einem Hause — mag es noch so eng und klein sein — Winter und Sommer über gehalten werden, eben so viel tausend Gulden sind Haus und Gut wert. Wer aber keine Kuh halten kann, der hält zum wenigsten eine bis zwei Geißen — „der armen Leute Kühe“ — und füttert sie den Winter über in einem Verschlage neben der Wohnstube mit Laub und Heu, das er während des Sommers auf den Bergen gesammelt hat.

Die größten Viehmärkte des Algäus sind die zu Sonthofen im Herbste nach dem Abtrieb von der Alp. Aus allen Ländern kommen Fremde, um die schönsten Zuchttiere zu kaufen: aus Altbayern, Württemberg, Franken, Elsaß, Preußen, Sachsen, Böhmen, Ungarn und Rußland, ja sogar aus Schweden.

Der Algäuer lebt sehr mäßig. Ein Mann, der mehr als ein Liter Bier zu trinken pflegt, kommt bereits in den Ruf eines „Trinkers“. Das Hauptgetränk ist die Milch. Die Milch und was sich daraus machen läßt: „der“ Butter und der Käse, sie sind die Hauptnahrung des Volkes, daneben das gesalzene und geräucherte Fleisch vom Rind und Schwein, welch letzteres bei der Molkenfütterung in den Sennereien vortrefflich gedeiht. Mehlspeisen gelten im Algäu als Delikatesse und Festtagskost. Im oberen Algäu

namentlich wird an Brot und Mehl gespart, aber Milch ist vorherrschend. Beliebte Speisen sind der „Stopfer“, ein fettgeschmalzenes Habermus, und die „Kratzet“ (in Altbayern Schmarren, in Franken gestoßener Pfannkuchen, „Zammet“ genannt). Zu jeder Mahlzeit wird Milch als Nachtrunk aufgestellt. Beliebt ist auch der Kaffee, besonders der Rahmkaffee. Er wird meistens ohne Zucker genossen.

205. Lindau im Bodensee.

(In Briefform.)

Lieber August!

Weißt Du noch, wie wir auf der Landkarte mit besonderer Vorliebe den Bodensee aufsuchten, von dem wir aus unsern Büchern wußten, daß er der größte See Deutschlands sei? Aber auf unserer Karte kam er uns doch recht klein vor, so daß wir nicht begreifen konnten, wie er zu dem stolzen Namen „schwäbisches Meer“ kam. Wir suchten wohl auch bei Spaziergängen von unserm Weiher aus uns eine Vorstellung von dem großen See zu machen und glaubten, er werde wohl hundertmal größer sein und so weit wie etwa bis zum nächsten Dorfe reichen.

Nun sah ich den Bodensee selbst. Wie übertrifft er alle Erwartung und Vorstellung! Sein Anblick überwältigte mich, und ich schäme mich nun meiner früheren kindischen Meinung.

Gestern spät in der Nacht kam ich mit meinem Vater hier an. Heute war ein überaus prächtiger Morgen. Wir gingen in aller Frühe an den herrlichen Hafen Lindaus zu einem der Dämme, welche in den See hinaus ragen, und überließen uns ganz dem Eindrucke der großartigen Umgebung. Unendlich scheint sich der See gegen Westen auszudehnen; denn das Auge vermag sein Ende nicht zu erfassen. Nun begreife ich erst, was eine Wasserfläche von 17 Stunden Länge und 4 Stunden Breite heißen will! Wie ein Feuermeer wogte die ungeheure Flut in der goldenen Morgen-

sonne. Dampfschiffe zogen hin und her und bezeichneten ihren Weg durch langgezogene, dunkle Rauchwolken. Zahlreiche Kähne und Segelschiffe, die in der Ferne als Punkte verschwinden, belebten des Sees Oberfläche. Die Ufer, soweit man sie überschauen kann, sind besät mit Ortschaften, Kirchen, Burgen und Palästen. Am schönsten ist der Blick von Lindau aus nach Südosten. Da schimmern die weißen Häuser von Bregenz, im Halbkreise um die Bucht gleichen Namens sich schmiegend, freundlich herüber. Über die Stadt weg schaut der hochansteigende Gebhardsberg mit seiner Kirche in den See. Weiter rückwärts gegen Osten zu türmen sich die Felsmauern Vorarlbergs zum Hochgebirge auf, von welchem auch im Hochsommer Schneefelder glänzen. Westlich vom Gebhardsberge erheben sich die Berge der Schweiz, alle überragt vom Säntis, der seine kahle Felsenpyramide stolz zum Himmel streckt.

Es ist ein großartiges Bild, welches sich hier, wo fünf Staaten an den See grenzen, vor unsern Augen entrollt.

Bayern hat durch die Stadt Lindau Anteil an diesem herrlichen See. Die Stadt liegt auf drei kleinen Inseln, deren größte und dem Ufer nächstgelegene durch eine 300 Schritte lange, hölzerne Brücke seit lange schon mit dem Festlande verbunden ist.

Nun führt auch die Eisenbahn auf einem prachtvollen Damme auf die Insel unmittelbar an den Hafen. Dieser ist wohl das Sehenswerteste der Inselstadt. Auf der Spitze des einen Hafendammes erhebt sich der über 32 m hohe Leuchtturm; am Ende des anderen thront ein riesiger, prachtvoll gearbeiteter Löwe aus Stein, das bayerische Hoheitszeichen; die Mitte des Hafenplatzes ziert das eherne Standbild des Königs Maximilian II. Im Hafen herrscht ein außerordentlich rühriges Leben; denn der Verkehr der Stadt ist seit Einführung der Dampfschiffahrt und Anlage der Eisenbahn ein sehr bedeutender geworden. Seitdem hat sich

auch, wie ich mir sagen ließ, die Einwohnerzahl der Stadt, welche im Jahre 1820 auf 2500 gesunken war, wieder bis auf 5000 gehoben.

In früheren Jahrhunderten, da der große Welthandel seinen Weg uoch über Italien und Angsburg nahm, stand die Stadt freilich in ganz anderer Blüte und zählte in 800 Häusern an 10 000 Einwohner.

Die alte Stadt ist nicht schön. Sie hat enge, finstere und winkelige Straßen, denen die Aussicht auf den See fehlt. Schön aber sind die neuen Anlageu am See, besonders in der Nähe des Hafens.

Ich könnte Dir noch gar manches mitteilen, was ich vom jetzigen Lindau gesehen und vom alten gehört habe, aber ich muß für diesmal schließen, da ich den Sonnenuntergang auf einer Kahnfahrt genießen will.

Es grüßt Dich bestens

Dein

Lindau, am 10. Aug. 1892. Schulkamerad Franz.

206. Das Vorland der bayerischen Alpen.

Kaum wird sich in Deutschland eine reizendere Landschaft finden, als sie das Vorland der bayerischen Alpen zwischen Isar und Inn bietet. In wohlthuender Weise wechseln fruchtbare Flächen, teils Wiesen-, teils Ackerland, mit samtgrünen Hügeln und malerischen Waldhöhen. Aus kühlen Schluchten springen hier und dort muntere Bächlein und tränken die saftigen, üppig grünen Wiesen. Der rasch dahineilende Bach bricht sich streitend mit Fels und Strauch die Bahn. Die starken Wellen treiben das Rad, heben den Hammer und schwingen die Säge, daß es lustig klappert und dröhnt durch Thal und Wald. In milden Einsenkungen leuchten stille Seen, in denen die Bläue des Himmels sich spiegelt. Auf den fetten Weiden der Gehänge und Hochflächen singt und klingt das Geläute wandelnder Herden.

Zahllos zerstreut liegen in den Thälern und auf den Höhen die Einzelhöfe, die eigentlichen Heimwesen dieser Gaue.

Diese Bauerngehöfte bieten einen gar wohlthuenden Anblick. Aus grünem Buschwerk und Bäumen erheben sich die stattlichen, weißgetünchten Häuser mit ihren sanftgeneigten, steinbeschwerten Schindeldächern. Unter dem weitvorspringenden, schützenden Vordache sind Blumentöpfe aneinander gereiht, aus welchen in lebhaften Farben Nelken und Fuchsien zwischen duftendem Rosmarin emporblühen. Im anstoßenden Gärtchen werden Rosen, Malven mit sorgsamer Hand gepflegt, und Sonntags schmücken diese Lieblingsblumen beim Kirchgange Hut und Mieder der Landleute. Die obersten Bretter des Giebels tragen in der Regel Roß-, Reh- oder Drachenköpfe, zwischen denen sich das Kreuz als Zeichen des christlichen Sinnes dieser Bevölkerung erhebt. Auf größeren Bauernhäusern befindet sich gewöhnlich auch ein Türmchen, dessen Glocke die ländlichen Arbeiter zum Tagwerk, zur Ruhe, zum Gebet und zum Essen ruft. Der Landmann fühlt sich behaglich in seinem abgeschlossenen Besitztume und hängt mit aller Liebe und Treue an der heimatlichen Scholle und am Erbe der Väter.

Auf freien, aussichtsreichen Höhen oder in engen friedsamen Thalgründen, manchmal auch in der Schattennacht der Wälder, grüßen Kirchen und einfache Kapellen, in welchen die Landleute beim Vorbeigehen ein kurzes Gebet verrichten, und in denen sie bei der oft weiten Entfernung der Pfarrkirchen ihre Sonntagsandacht abhalten.

Im Lindenschatten oder unter Obstbäumen versteckt, laden reinliche Schenken den Wanderer zur Ruhe und Erquickung ein. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage geht es lustig her auf der Kegelbahn oder Schießstätte. Da rollt die Kugel aus kräftiger Hand, und lebhafter Ruf ertönt, wenn einer einen guten Wurf gemacht. Mit scharfem Auge und sicherer Hand senden die gewandten Schützen das Blei ins Schwarze. Da und dort ertönt Gesang und Zither-

spiel, und die bekannten Volksweisen dieser Gegend, die lustigen Schnaderhüpfeln, wecken die Teilnahme von alt und jung und halten die heitern Zecher oft bis tief in die Nacht zusammen.

Ohne besonders wohlhabend zu sein, hat das Volk dieses Landstriches zur Genüge, was des Lebens Notdurft fordert. Es ist in seinem heiteren, anspruchslosen Sinne zufrieden und in seiner Zufriedenheit reich und glücklich.

207. Auf dem Peifsenberg.

Der Peifsenberg erhebt sich 990 m über die Meeresoberfläche. Auf dem Berge weiden Herden mit melodischem Geläute. An seinen Seiten stehen schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert. Reizend erscheinen sie in der schmucken Bauart des Gebirges. Wälder und Felder lösen sich angenehm ab.

Oben auf der Höhe stand einst eine Burg. Nunmehr aber prangt da seit dreihundert Jahren eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und ein stattliches Pfarrhaus, auf dessen Dach eine Sternwarte angebracht ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, ein Schulhaus, das Wirtshaus und die Kegelbahn unter zwei grofsen Linden, endlich der kleine Friedhof, füllen die Platte aus. Ringsum gelichtete Halden führen zu ihr empor.

Auf der Warte über dem Pfarrhause erscheint der gezackte Alpenkranz in seiner vollen Pracht vom Algäu bis nach Salzburg. Die Vorgebirge sind dicht mit Wald bewachsen, die Berge in zweiter Reihe wild und steil abgerissen mit spitzigen Hörnern, mit klaffenden Schlünden, mit silbernen Rinnen und glänzenden Schneefeldern.

Über das Flachland herüber scheinen die blauen Rücken der rauhen Alp, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes und des Fichtelgebirges zu sehen sein. Am Saume des Kreises, den diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauen-

türme zu München, die Domtürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äufsersten Sehweite. In der Nähe liegen mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Türme über die Wälder herausblinken.

In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Silberstreifen glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen.

Rückwärts, vom Gebirge kommend, blitzt die Ammer in ihrem tiefen Waldthale und tritt bald mit breitem Kiesbette aus dem Dickicht hervor, bald verschwindet sie wieder im Tannenforste. Die Hochwälder nehmen allerdings grofse Flächen ein; aber dazwischen heben sich desto tröstlicher grüne Auen und die gelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldkapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Algäu und im fernen Schwaben.

Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, dafs sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von neuem die Runde macht, er wird immer wieder Neues entdecken.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner, klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf, und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Pforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschen duften.

Es ruht ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten Lande, das zu unsern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge scheinen in sich selbst versunken, den geweihten Tag mitzufeiern. (Steub.)

208. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab', seh' auf die Schlösser all herab. Die Sonne strahlt am ersten hier; am längsten weilet sie bei mir. Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus. Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus. Er braust vom Fels in wildem Lauf. Ich fang' ihn mit den Armen auf. Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigentum. Da zieh'n die Stürme rings herum, und heulen sie von Nord und Süd, so überschallt sie doch mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir, so steh' ich hoch im Blauen hier. Ich kenne sie und rufe zu: Laßt meines Vaters Haus in Ruh'! Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt, manch Feuer auf den Bergen wallt, dann steig' ich nieder, tret' ins Glied — und schwing' mein Schwert — und sing' mein Lied: Ich bin der Knab' vom Berge! (Ludw. Uhland.)

209. Eine Leonhardsfahrt in den bayerischen Bergen.

Das kräftige Bauernvolk im bayerischen Alpenvorlande hängt mit zäher Treue an seinen von den Vätern ererbten Sitten und Gebräuchen, und es ist ihm eine Ehrensache, weltliche und kirchliche Feste in herkömmlicher Weise zu begehen. Manche dieser Feste stammen aus der grauen Vorzeit, ja aus jenen Jahrhunderten, in welchen das Christentum in unserer Heimat noch keine Wurzel gefaßt hatte. Verschiedene Gebräuche und Feierlichkeiten unserer heidnischen

Vorfahren haben mit Einführung des Christentums auch ein christliches Gewand angezogen und dadurch sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Unter diese religiösen Gebräuche gehören ohne Zweifel auch die Leonhardsfahrten, die im südlichen Altbayern überall üblich sind. Bei den Landleuten gilt nämlich der hl. Leonhard als Beschützer der Haustiere, besonders der Pferde, und es findet sich fast kein Pfarrsprengel, worin ihm nicht eine Kirche oder Kapelle geweiht wäre. An gewissen Tagen, besonders am Leonhardsfeste, sind diese Kirchen die Stätten einer besonderen Feierlichkeit.

Wir versetzen uns an das Südende des Schliersees, wo wir bei Fischhausen auf sonniger Fläche ein niedliches Bethaus treffen. Es ist ein Sonntag im November.

Kaum dämmert der Morgen, so erwacht auf dem sonst stillen Platze ein reges Leben. Von Miesbach und von den Ufern der Leizach herauf rollen Fuhrwerke der verschiedensten Art. Da eilt ein schmuckes, zweisitziges Wägelchen vorüber, darauf zur Rechten der Bauer, welcher mit Stolz sein stattliches Pferdepaar lenkt, neben ihm zur Linken die Bäuerin, die unter dem goldumschnürten Hütchen selbstgefällig und selbstzufrieden in die Welt hinausschaut.

Dort zieht ein langsitziger Wagen, mit Kränzen und dem Bildnisse des Patrons geschmückt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er ist mit vier Rossen vom besten Schlage bespannt, und diese sind mit glänzenden Messingrosen und Schellen, mit Tuch- und Bandschleifen und Buchssträußchen schön geputzt. Ein solcher Wagen heißt Leonhardstruhe. Ihn begleiten gewöhnlich auch auf ausgesucht schönen Tieren einige Vorreiter, welche gewandt ihre Peitschen schwingen, daß es lustig knallt und hallt durch Berg und Thal. In das lustige Rollen, Rasseln und Klingen tönen fromme Wallfahrtslieder und Litaneien, aber auch die heiteren Weisen einer Musikgesellschaft.

Kommen die Gefährte und Reiter bei der Kirche an, so umkreisen sie dreimal in raschem Laufe dieselbe. Es ist

dies eine Huldigung, die dem Heiligen als Patron der Haustiere dargebracht wird, und von welcher das Landvolk die Befreiung seines Viehstandes von Seuche und Unglück erwartet. Die bescheidenen Räume des Bethauses sind bald gefüllt, und die größere Zahl der Angekommenen nimmt vor der Kirchthüre Platz. Das „gesetzte Volk" erheitert sich an rasch aufgeschlagenen Schenk- und Krämerbuden; die Jugend drängt sich zu den gefüllten Körben einer Tiroler Obsthändlerin. Die Pferde werden in Ordnung vor dem Kirchlein aufgestellt, um den Segen des Priesters zu empfangen. Ehe man heimkehrt, fliegen die Wagen und Reiter wieder dreimal um das Bethaus, und dann schwenken sie nach allen Richtungen ab, der Heimat zu.

210. Das Berchtesgadener Land und der Königssee.

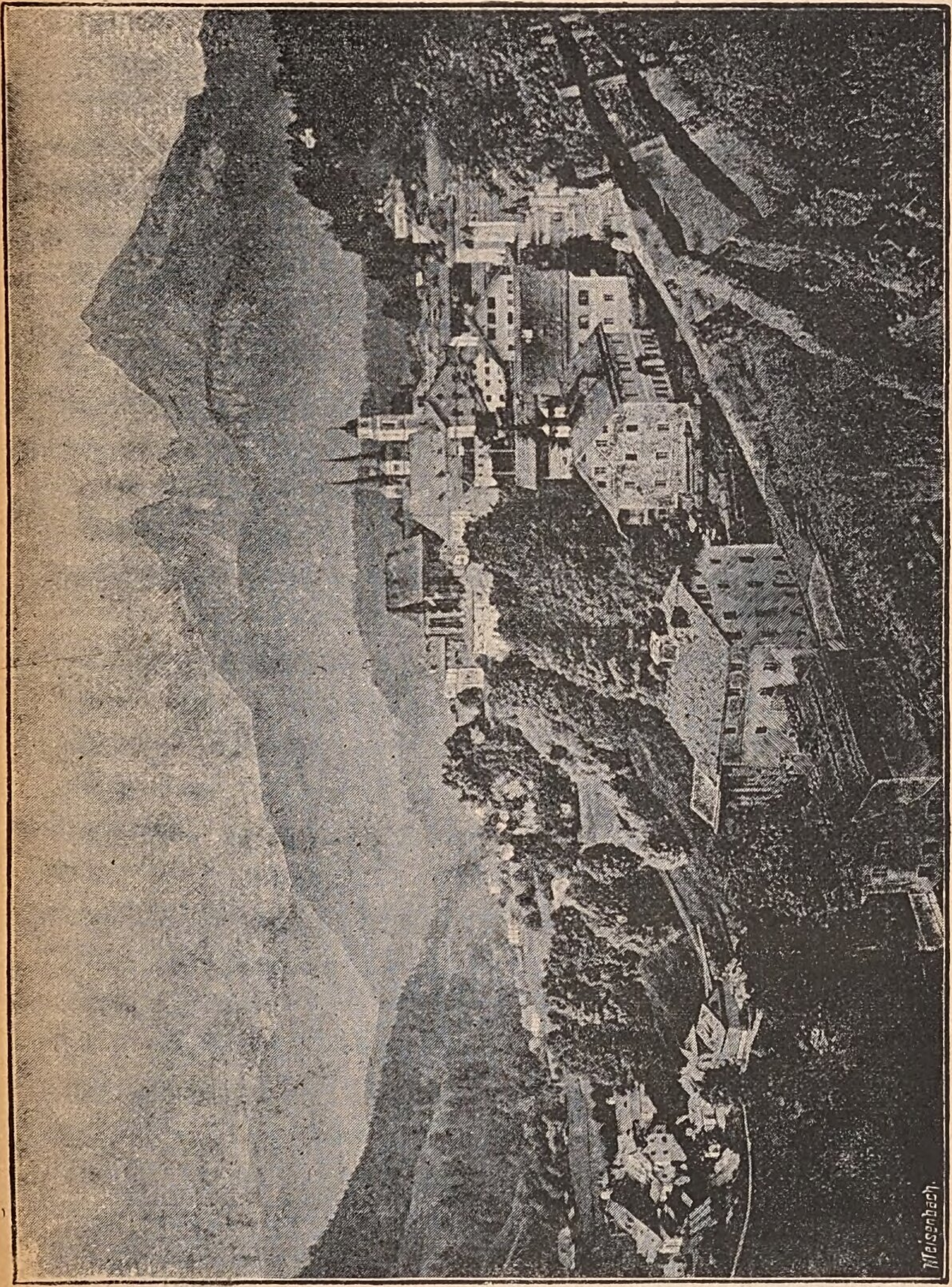
Im südöstlichen Winkel Bayerns, der auf der Landkarte tief nach Österreich hineingeschoben erscheint, zwischen Saalach und Salzach, thut sich ein Gebirgsland auf von solcher Großartigkeit, Pracht und Schönheit, wie man es nicht leicht wieder findet.

Da steigen riesige Berge empor und strecken ihre Hörner, Zacken und Spitzen in die Wolken. Ewiger Schnee liegt in den Mulden, und unwegsame Gletscher dehnen sich auf langgestreckten Bergrücken und ihren Abhängen aus.

Tiefe, schluchtenähnliche Thäler winden sich zwischen den Bergreihen hin, und brausend und schäumend bahnen sich die Wildwasser ihren Weg über Stein- und Felstrümmer. Dunkle Alpenseen sind zwischen steilen Bergen eingebettet, und senkrecht steigen die altersgrauen Steinwände aus den Fluten empor.

Die Perle dieser Seen und weitaus der größte des Berchtesgadener Hochlandes ist der K ö n i g s s e e. Sein Anblick ist überwältigend, selbst für den, der die Pracht des Tegern- und Schliersees schon bewundern konnte. Wer in ihm zum erstenmale einen Alpensee erblickt, der steht staunend da wie

vor einem unerfaßlichen Wunder. Den Rahmen dieses flüssigen Smaragds bilden die himmelhohen, fast senkrechten Wände



Berchtesgaden.

der Stahlwand, des Jagsteins und des Watzmanns, von denen Wasserfälle und Staubbäche kühn herabspringen. Ufer

hat der See fast gar nicht. Er ist eine gewaltige Kluft, etwa eine Viertelstunde breit und 2 Stunden lang, angefüllt mit herrlichgrünem Gletscherwasser. Man kann ihn nur zu Schiff kennen lernen; denn kein Pfad führt an seinen Ufern hin. An einer gewissen Stelle des Sees bereiten die Schiffer den Besuchern das Vergnügen eines Donnerwetters bei heiterem Himmel. Der Schuß einer Pistole verursacht nämlich hier ein vielfaches und starkes Echo, das sich von Wand zu Wand fortpflanzt und endlich in den verborgenen Schluchten verliert. Das Ziel der Schiffer ist St. Bartholomä oder Hirschau, früher ein Klösterlein, jetzt ein Forst- und Gasthaus. Es liegt auf einer flach in den See vorgeschobenen Erdzunge, so daß es von ferne auf den Fluten zu schwimmen scheint. Da können sich die Besucher die großartige Bergnatur beschauen. Im Süden dehnt sich das steinerne Meer mit seinen beschneiten Zacken aus. Von ihm aus ziehen zwei Felsengrate von ungeheuerer Höhe und Wildheit ans westliche Seeufer heran, der Watzmann und Hochkalter. Im Osten des Sees erhebt sich die gewaltige Masse des hohen Göll, an dessen westlicher Abdachung sich das berühmte Berchtesgadener Salzbergwerk anschließt. Von St. Bartholomä führt durch wirr untereinander geworfene Felstrümmer ein Fußpfad an den stillen Obersee, den ein mächtiger Bergsturz vom Königssee getrennt hat.

Wer den Königssee zu der Zeit besuchen kann, in welcher der „Holzsturz" veranstaltet wird, erlebt ein eigentümliches, seltenes Schauspiel. Zu jenen Bergen, die den See umlagern, führt kein Fahrweg, nicht einmal ein Waldweg, auf welchem die Holzabfuhr möglich wäre. Um das Holz zu verwerten, muß man es in den See bringen. Die Holzknechte schlichten also die Scheiter in mächtigen Stößen über den schroffsten Abhängen auf. Wenn nun am bestimmten Tage zur rechten Zeit das Zeichen gegeben wird, stoßen kräftige Fäuste die Stützen weg, und die ganze Masse des Scheitwerks stürzt von der höchsten Klippe polternd in den

Abgrund, daß die Fluten zischend in die Höhe spritzen. Dies nennen sie den „trockenen Holzsturz". Es gibt aber auch einen nassen. Man staut nämlich einen Bergbach an, füllt die Wasserfläche mit Scheitholz und öffnet dann die Schleuse. Nun rast der Sturzbach mit seiner ganzen Last hinab in die Tiefe des Sees. Die Scheiter treiben dann hinab bis zum Abflusse des Sees am nördlichen Ufer, der Öffnung der Felsenspalte, und werden dann aufs Trockene gebracht.

211. Der König Watzmann.

(Sage.)

Es herrschte einmal vor alter Zeit im Berchtesgadener Lande ein König Namens Watzmann. Derselbe liebte weder Menschen noch Tiere, und süße Lust war es seinem grausamen Herzen, die Menschen zu quälen und die Tiere zu martern. Darum war auch die wilde Jagd seine höchste Freude, wo ihn Rüdengeheul und Hörnerschall umgab, daß die Wälder davon widertönten. Doch nicht allein er, auch Weib und Kind fanden großes Vergnügen an der wilden Hetzjagd, wenn die dampfenden Rosse unter ihnen zusammenstürzten, und das totgehetzte Wild von den Hunden zerfleischt wurde.

So ging es Tag und Nacht, ohne Ruh und Rast, über Stock und Stein, bergauf und bergab, der Saat des Landmannes spottend. Lange Zeit trieb er es so; aber Gottes strenges Strafgericht ereilte den Gottlosen.

„Halloh, hinaus zur wilden Jagd!" tönte es einst wieder durch den Schloßhof; die Hörner schallten; die Rüden heulten, und bald ging es mit Weib und Kindern wieder dahin in tollem Zug. Im Dämmerlichte sieht der König ein Mütterlein, die Enkelin auf dem Schoße, und lenkt sein Pferd vor die Hütte hin, daß Roß und Reiter sie zerstampften. Und wie der Bauersmann und sein Weib trostlos aus der Hütte traten, um die sterbende Mutter im Hause zu betten, da hetzt der König die schnaubenden Rüden auf

sie, daß auch sie unter den Zähnen der Bestien verscheiden. Lachenden Blicks sieht der König zu, und mit ihm die Gattin und Kinder, wie sterbende Menschen im Blute sich winden.

Da hebt das Mütterlein mit gebrochenem Blicke die zerfleischte Rechte empor und flucht fürchterlich im Sterben dem König und der Königin mit ihren sieben Kindern, daß sie die Strafe Gottes erreiche und in Felsen verwandle.

Und die Erde erbebt; der Sturmwind braust, als ob das Weltende gekommen. Feuer sprüht aus dem Schoße der Erde und verwandelt Vater, Gattin und Kinder in riesige Felsen.

So steht nun Watzmann mit Gattin und sieben Kindern und blickt als ewiges Wahrzeichen hinab ins Berchtesgadener Land.

(Alex. Schöppner, Sagenbuch der bayer. Lande.)

212. Der Würmsee.

Wir besteigen das Dampfboot. Rauschend durchschneidet das stolze Schiff die ansehnliche Wasserfläche und jetzt ist uns Gelegenheit geboten, den See und seine Umgebung zu betrachten. Wie ein langgestreckter Arm dehnt sich der Würmsee von Norden nach Süden 5 1/2 Stunden weit aus. Seine Breite beträgt fast eine Stunde und die Tiefe ist, wie bei allen Alpenseen, sehr verschieden. Man sagt, die größte Tiefe sei 240 m; durchschnittlich jedoch beträgt sie 118 m.

Welch ein Leben herrscht auf diesem Gewässer zur Sommerszeit! Dampfschiffe, hinter denen sich dunkle Rauchwolken kräuseln, durchfurchen seine Fläche. Segelschiffe treiben sich munter umher, und auch kleine Boote suchen langsam ihren Weg durch den in grünen Wellen spiegelnden See.

Vor uns liegt die Roseninsel, die ehemals den Namen Wörth führte. Unter dem Schatten herrlicher Obstbäume hatte eine Fischerfamilie hier ihr Heim gebaut. Allein ein Brand legte die friedliche Hütte in Asche, und König Max II. erwarb sich dann den Besitz der Insel.

Nun blüht ein herrlicher Flor der schönsten und seltensten Rosengattungen um das Landhaus und Kirchlein dieses Eilandes; daher sein jetziger Name.

Ein Blick nach Süden auf die Reihe der Berge erregt unsere Verwunderung. Von den nackten, felsigen Spitzen und Zinken der Hochalpen bis herunter zu den bewaldeten Vorbergen und Hügeln, welche wie in einen duftigen Schleier gehüllt sind, zeigt sich das Gebirge in seiner ganzen Pracht. Die Zugspitze, an Höhe ihresgleichen in Bayern suchend, eröffnet im Westen den entzückenden Zug; die Karwendel- und Wettersteingruppe schreitet vorüber, und die Benediktenwand, der Herzogsstand und der hohe Heimgarten schauen heiter darüber her. Von der rosigen Glut der Morgen- und Abendröte übermalt, strahlen sie in Schönheit und Pracht.

Am südlichen Ende liegt Seeshaupt, ein anmutiges Dorf. Am Ostufer zeigt sich das königliche Lustschloß Berg, das am Saume eines Waldes liegt und mit seinen schlanken Türmen stolz herabschaut. Nach dem Orte Starnberg ist der See auch Starnberger See genannt. — In der Nähe des Sees befindet sich auch die Reismühle, woselbst der Sage nach der mächtige Kaiser Karl der Große das Licht der Welt erblickte. (Teilweise nach C. Rebele.)

213. Der Chiemsee.

Weit, fast unabsehbar, dehnt sich der Chiemsee aus und nicht mit Unrecht mag man ihn „bayerisches Meer“ nennen. Seine Länge beträgt 5, seine Breite 3 Stunden, seine Fläche nimmt 3 ½ Geviertmeilen ein, und sein Umfang übersteigt eine Tagreise; denn sie berechnet sich auf 14 Stunden. Seine Ufer, die gegen Norden und Süden hin in Sumpfstrecken verlaufen, sind wenig bewohnt; auch von Reisenden wird er nur spärlich besucht, obwohl eine Bahnlinie hart an ihm vorbeiführt, und in den Sommermonaten ein Dampfschiff den Verkehr erleichtert. Dafür ist ein ländlicher, wohl-

thuender Friede über ihn ausgebreitet, wie man ihn am vielbesuchten Starnberger See nicht mehr findet. Am Chiemsee kann man noch einen Sonntag in wirklicher Sabbatruhe genießen.

Ein solcher Sonntag ist mir unvergeßlich. Es war im September 1871. In wundervoller Klarheit war der Morgen angebrochen. Da fuhr ich in aller Frühe, noch ehe das Dampfboot Miene zur Rundfahrt machte, auf einem von zwei kräftigen Fischern gelenkten „Einbaum“ — einem aus einem Stücke Eichenholz gearbeiteten Kahne, wie man ihn am Chiemsee noch häufig findet, — von Prien aus hinüber nach Herrenwörth. Da saß ich allein und ungestört auf der Plattform vor dem ehemaligen Kloster. Über mir wölbten sich die Äste eines mächtigen Kastanienbaumes zum schattigen Dache. Zu meinen Füßen wogte die klare Flut, nur leise bewegt vom Morgenwinde und im goldnen Sonnenscheine zitternd und schillernd im herrlichsten Farbenspiele. Darüber in wolkenloser Bläue der weite Himmelsbogen. Alles stille in der weiten Runde. Einzelne Nachen schwammen auf dem glänzenden Wasserspiegel. Aber man vernahm keinen Ruderschlag, keinen Laut. Jetzt trug der Morgenwind die harmonischen Klänge der Glocken von Frauenwörth herüber. Durch die Äste des Kastanienbaumes ging ein geheimnisvolles Flüstern; die Wellen wurden bewegter und schlugen plätschernd an das Ufer. Gottesfriede waltete ringsum. Kein Menschenlaut mischte sich störend ein. Voll gab ich mich der seligen Empfindung des Friedens hin, der dem Sterblichen so selten vergönnt ist.

Ich erhob mich, um einen Gang an das südliche Ufer der Insel, an die sogenannte Steinwand zu machen. Durch Obstbaumalleen, reiche Fruchtfelder, fette Wiesen und hochstämmigen Wald führte der Weg. Da und dort schaute das junge Damwild neugierig und furchtlos aus dem Dickicht, und kräftige Hirsche grasten auf der Waldblöße. An steilabfallender Uferwand sind, im schattigen Gebüsche versteckt, Ruhesitze angebracht.

Überraschend und großartig ist der Blick auf das im Süden aufsteigende Gebirge. Da schweift das Auge vom Wendelstein, der im Südwesten wie ein Turm aufstrebt, über ein herrliches Alpenbild bis zum Staufen, der die Gebirgskette im Südosten abschließt. Gerade vor uns erhebt sich die lange, zackige Kampenwand, östlich von dieser der steil ins Thal abfallende Hochgern, noch weiter östlich das Sonntagshorn, westlich von der Kampenwand das Mühlhorn, das Kranzhorn und der Heuberg.

Nur schwer trennt man sich von dem großartigen Gemälde. Doch das Dampfboot wird bald eintreffen, und ich muß mich beeilen, um für die Fahrt nach Frauen-Chiemsee nicht zu spät zu kommen.

In wenigen Minuten hat der Dampfer die Strecke zwischen der Herren- und Frauen-Insel zurückgelegt. Wir kommen an der dritten Insel des Chiemsees vorüber, Au oder Krautinsel genannt. Dieselbe ist flach, reizlos und unbewohnt und dient den Bewohnern von Frauenchiemsee als Gemüsegarten. Anmutig liegt die Insel Frauen-Chiemsee (Frauenwörth, Fraueninsel) im mächtigen Seebecken, und sie mag gegen die Größe des Sees als ein auf dem Wasserspiegel schwimmendes grünes Blatt betrachtet werden. Hart am südwestlichen Seeufer erheben sich die starken Mauern des Klosters und der Kirche. Uralt ist dieses Stift; denn es verdankt wie das auf Herrenwörth seine Entstehung dem Herzoge Thassilo. Auf der Herreninsel war ein Manns-, auf der Fraueninsel ein Frauenkloster, daher die Namen. Im Jahre 1803 wurden diese Klöster aufgehoben, das auf Frauen-Chiemsee aber später vom Könige Ludwig I. wieder errichtet. Es ist von Benediktinerinnen bewohnt und mit einem Mädcheninstitute verbunden.

Die herrlichen Türme der Kirche auf Herrenchiemsee wurden abgetragen, die Kirche in ein Bräuhaus umgewandelt. König Ludwig II. von Bayern hat die Insel erworben

und dadurch die den prachtvollen Waldungen drohende Gefahr der Ausrottung abgewendet. Auch ließ er ein prachtvolles Schloß auf derselben erbauen.

Auf der Insel Frauenwörth hat sich neben dem Kloster ein ganzes Dörfchen angesiedelt. Um einen Kranz von alten, majestätischen Linden und um einen frischen Anger herum liegen etwa 40 Häuschen in der Bauart des Gebirges. Die flachen, vorspringenden Dächer sind mit Steinen beschwert; rings herum laufen Galerien; die Fenster verbergen sich unter Weinlaub; auf den Gesimsen blühen Rosenstöcke, im netten Gärtchen vor dem Hause Sonnenblumen und Königskerzen. Maisfelder und Hopfengärtchen reichen bis an das Ufer, das hier und dort mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist. Auch über diese Insel ist ein wohlthuender Friede gebreitet, und es kann sich nirgends behaglicher ruhen als unter den Linden, hinter welchen sich das Wirtshaus versteckt.

Nachmittags kommt das Dampfschiff abermals, und wir fahren mit ihm nach Seebruck, wo die Alz, ein ziemlich breiter und wasserreicher Fluß, aus dem See fließt. Auf der hölzernen Brücke werfen wir einen Blick zurück über den See, der hier endlos ausgebreitet liegt. Frauen- und Herrenchiemsee schimmern aus verschwimmender Ferne herüber; die Krautinsel ist gänzlich unsichtbar. Die Alpengipfel glühen im Scheine der untergehenden Sonne, und um den See breiten sich allmählich die Schatten der Nacht.

214. München.

Ungefähr sechs Meilen von den Alpen entfernt, dort wo die Isar aus schmalem, tiefem Bette in die offene Ebene tritt, breitet sich Bayerns Hauptstadt aus. Weit hinaus in die Ebene schauen die riesigen Türme der Frauenkirche mit ihren seltsam geformten Kuppeldächern. Die Umgebung der Stadt gegen Westen und Norden ist reizlos, eintönig, ja teilweise selbst öde, da weite Moorflächen fast bis ans Weichbild der Stadt hinziehen. Um so schöner ist die Gegend

von München gegen Süden, das Isarthal aufwärts. Kaum eine Stunde oberhalb München entfaltet sich ein an die Alpenthäler erinnerndes Landschaftsbild, wie man es nicht leicht in der Nähe einer Großstadt finden wird. Und eine Großstadt ist das heutige München. Sein rasches Aufblühen in den letzten sechzig Jahren hat es dem Könige Ludwig I. zu verdanken, den man deshalb den zweiten Gründer der Stadt nennen darf. Der erste war der Welfe Heinrich der Löwe. Dieser zerstörte die dem Bischofe von Freising gehörige Brücke bei Föhring, etwa eine Stunde unterhalb München, wo die alte Salzstraße über die Isar führte, legte eine neue an der Stelle des heutigen München an, gründete daselbst eine Salzhalle, Zoll-, später auch Münzstätte und umgab ums Jahr 1158 die Ansiedlung mit Mauer und Graben. Zwar verklagte Bischof Otto von Freising den Welfenherzog beim Kaiser Friedrich Barbarossa; aber damals stand Heinrich bei diesem noch in hoher Gunst, und des Bischofs Klage blieb erfolglos. Zu größerer Bedeutung gelangte München, als nach der Teilung Bayerns in Ober- und Niederbayern (1255) Ludwig der Strenge seinen Sitz hierher verlegte. Kaiser Ludwig der Bayer war der Stadt wegen der Treue, die deren Bürger ihm erwiesen, besonders zugethan und bestrebt, sie groß und reich zu machen. Auch alle späteren Herrscher trugen zu ihrer Erweiterung und Verschönerung bei, und so ist sie stetig gewachsen bis auf den heutigen Tag.

Ein Münchener aus dem vorigen Jahrhunderte würde seine Vaterstadt kaum wieder erkennen. Wo sonst Wälle und Gräben und düstere Festungsmauern die Stadt einengten, da erfreuen uns große freie Plätze mit schönen Anlagen; wo ehedem öde, mit magerem Grase und Ginster bewachsene Heide sich hinzog, breiten sich geräumige, luftige Straßen aus, erheben sich prachtvolle Thore, prunkende Paläste, majestätische Tempel. Die freien Plätze sind mit ehernen Standbildern geschmückt, gewidmet den bedeutenden

Regenten, Kriegshelden, Staatsmännern und Gelehrten, die in verschiedenen Jahrhunderten in Bayern gewirkt.

Wir müssen eine Wanderung durch die Stadt unterlassen, da sie zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Eben so wenig können wir alle Sehenswürdigkeiten Münchens aufzählen. Nur einen Blick wollen wir vom Gasteig aus auf sie werfen. Der Gasteig, eine Schöpfung des Königs Maximilian II., ist eine reizende Anlage an dem ziemlich steil aufsteigenden rechten Isarufer von der Vorstadt Au bis nach Brunnthal. Wir wählen uns den freien Punkt unweit der Nikolaikapelle. Zu unsern Füßen flutet die grüne Isar; uns zur Rechten erhebt sich der Prachtbau des Maximilianeums, uns zur Linken winkt der gotische Turm der Mariahilfkirche in der Au, zwischen beiden, uns im Rücken, stellt sich uns die neuerbaute schöne Haidhauser Kirche mit ihrer Hauptfronte dar, vor uns aber breitet sich das Häusermeer der Stadt aus, überragt von den Türmen und Palästen, von welchen uns das neue Regierungsgebäude, das Hoftheater und die kgl. Residenz, sodann außer der die ganze Stadt beherrschenden Frauenkirche die Theatiner- und Ludwigskirche, das Isarthor, der Peters- und Rathausturm zunächst in die Augen fallen. Von der Theresienhöhe schaut die Kolossal-Statue der Bavaria herab, den Ruhmeskranz hoch empor haltend. Gegen Westen und Osten verliert sich der Blick in die unermeßliche Ebene; gegen Süden schließen die Berggipfel der Alpen, unter welchen die Zugspitze ganz besonders kenntlich hervortritt, das prachtvolle Bild ab.

215. Münchens Entstehung.

1. An der Brücke zu Föhring am Isarfluſs
nahm der Freisinger Bischof den Zoll;
das machte dem Lande manch herben Verdruſs
und dem Herzog von Bayern viel Groll.

Er dachte bei sich: „Bin Herr ich im Land,
so soll mir nicht binden ein anderer die Hand!“

2. Und einst, als im Dunkel schon lag der Strand,
von herbstlichen Stürmen durchweht,
kam Heinrich der Löwe von fernem Land
zur Brücke geritten noch spät;
ihm führten die Knappen in stattlichem Trofs
lombardische Pferde, manch herrliches Rofs.

3. Er staunte gar grofs, da der Wächter am Thor
zu halten ihm hier gebot,
und wollt' er hinüber, so müss' er zuvor
die Pferde verzollen. — Zornrot
rief grimmig der Löwe: „Nicht einen Huf!
Hier schirmt meine Lanze; hier schaltet mein Ruf!“

4. Mit grimmigen Blicken und schrecklichem Wort
erhob er das Schwert und befahl,
zu brechen und niederzubrennen sofort
die Brücke mit Pfeiler und Pfahl.
Und alsogleich schwangen den lohenden Brand
die reisigen Ritter im Eisengewand.

5. Nicht lange, so prasselte Rauch und Glut
in wütenden Flammen empor;
die Brücke sank ein und versank in die Flut,
und es stürzte zusammen das Thor;
es krachten die Balken; die Woge schwoll
und warf an die Felsen zerschellend den Zoll.

6. Den Lauf des Isarflusses entlang
ritt Heinrich mit seinem Geleit;
da hört er am Morgen den frommen Gesang
des Mönchs in der Einsamkeit,
und die Welle der Isar rauschte so traut
vom Glanze der herbstlichen Sonne betaut.

5. Da faltete gern der stolze Mann
die Hände zum stillen Gebet
und stiftete Markt und Münze dann
am Orte, wo München nun steht,
zur mächtigen Stadt aus kleinem Markt
in Gottes allmächtigem Schutz erstarkt.

(H. Lingg.)

216. Das Oktoberfest in München.

Alljährlich zu Anfang des Oktobers wird in München ein großes Volksfest gefeiert, zu welchem zahlreiche Scharen von Menschen aus ganz Bayern zusammenströmen. Es beginnt am ersten Sonntage jenes Monats und währt volle 8 Tage. Besondere Bahnzüge führen tags vorher von den äußersten Grenzen des Königreiches die Festgäste herzu. Im Jahre 1810 wurde es aus Anlaß der Vermählung des damaligen Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen zum erstenmale begangen und seither jährlich in derselben Weise wiederholt. Als Festplatz dient die große Wiese im Südosten der Stadt, Theresienwiese genannt. Da bezeichnen riesige Stangen in den Landesfarben, an deren Spitzen Fahnen lustig im Winde flattern, die Bahn für das Pferderennen. Zelte und Tribünen sind aufgeschlagen, darunter ein besonderes Zelt für die königliche Familie.

Um Mittag strömt alles, Einheimische und Fremde, der Festwiese zu, und bald ist diese ringsum bedeckt mit fröhlichen Menschen in allen Trachten und Farben. Wer kann, stellt sich auf der Höhe auf, welche gegen Süden stufenförmig sich aus der Theresienwiese erhebt und auf welcher das Riesenstandbild der Bavaria thront. Lauter Jubel erbraust, wenn der Landesvater auf dem Festplatze ankommt und seinen Platz einnimmt. Dann erscheinen Trompeter zu Pferd und in altdeutscher Tracht. Ihnen folgen Knaben ebenfalls in kleidsamer altdeutscher Tracht mit den kostbaren Preisen, Ehrengaben und Preisfahnen.

Nun beginnt das Pferderennen, ein Hauptvergnügen des Altbayern, und lautes Hurrah begrüßt die zuerst am Ziele ankommenden Pferde und Rennbuben. Sofort werden auch die Rennpreise verteilt, und der Name des mit dem ersten Preise Bedachten geht durch jedermanns Mund.

Auch die Besitzer der bei der Ausstellung als preiswürdig befundenen Pferde, Stiere, Kühe und andere Haustiere empfangen beträchtliche Ehrungen.

Das heiterste Volksleben entfaltet sich nun während der ganzen Woche auf der Theresienwiese. Da sind alle möglichen Schaubuden aufgeschlagen und bilden nebst den zahlreichen Wirtschaften eine förmliche Stadt mit verschiedenen Straßen, in denen eine heitere Menschenmenge — Stadt- und Landvolk bunt untereinander — auf- und abwogt. Überall ertönt fröhliche Musik; lustig knallen die Büchsen in den Schießständen; groß und klein drängt sich zu den Glückshäfen, und Bekannte aus verschiedenen Gegenden begrüßen sich mit treuherzigem Handschlage. An den Werktagen nachmittags tummelt sich die Jugend auf dem Rasen herum, und Hunderte von Drachen schaukeln sich in der klaren Herbstluft. An warmen Abenden setzt sich das fröhliche Treiben bis tief in die Nacht fort. Nur allmählich erlöschen die Lichter; die Buden schließen sich; Gäste und Wirte kehren zurück in die Stadt, und die Nacht breitet ihren Frieden über die Stätte, die am Tage der Tummelplatz vieler Tausende von heiteren Menschen gewesen.

217. Altötting.

Von fruchtbaren Fluren umgeben, anmutig gelagert auf einer sanft erhobenen Fläche ist der hübsche Flecken Altötting. Wenn man durch den Vormarkt die Anhöhe erstiegen hat, erblickt das Auge mitten auf einem geräumigen Platze die berühmte, altehrwürdige Wallfahrtskapelle mit ihren Arkaden, mit dem einfachen Dome und Spitzturme frei dastehend. Eine alte Sage

erzählt, dafs da, wo nun das als Rotunde gebaute Kirchlein steht, im Altertum ein heidnischer Tempel gewesen, den sieben Planeten gewidmet, deren Bilder in den vorhandenen Nischen gestanden haben. Der hl. Rupert soll den Götzentempel in ein christliches, der Jungfrau Maria geweihtes Kirchlein umgeschaffen und darin das wunderbare Gnadenbild der Himmelskönigin aufgestellt haben, zu dem jährlich Tausende wallfahren.

Das Innere der Kapelle ist dunkel gebräunt; nur spärliches Tageslicht dringt durch die sechs kleinen Fenster. Aber aus mehreren Lampen ergiefst sich der Schimmer auf das geheiligte Bild, welches auf einem silbernen Altar hinter einer Glastafel in einem silbernen Tabernakel sich befindet. Angesicht und Hände desselben haben durch hohes Alter eine schwärzliche Farbe angenommen.

Zur Zeit der Karolinger war Altötting die Residenz Karlmanns, welcher daselbst 880 starb und in der Stiftskirche begraben liegt, wie zwei Denkmäler von rotem Marmor — das eine im Chor, das andre in Mitte der Kirche — mit lateinischer Schrift überliefern.

Als die Ungarn ihre verheerenden Streifzüge nach Bayern unternahmen und Klöster und Städte verwüsteten und einäscherten, wurde auch Altötting ein Raub der Flammen; nur die Kapelle und das der Verehrung Mariä geweihte Bild allein blieb verschont. Wenige Jahre darauf — 913 — nachdem die Barbaren, alles verheerend, bis an den Lech vorgedrungen waren und auf ihrem Rückzuge bei Ötting am Inn sich gelagert hatten, wurden sie von Arnulf, Bayerns neuem Regenten, überfallen und teils in den Inn getrieben, teils erschlagen. Nur 50 Mann sollen entronnen sein, welche die Nachricht solchen Untergangs zurück in

die Heimat brachten. Von dieser Niederlage der Ungarn hat die Walstatt zwischen Alt- und Neuötting den Namen Mordfeld erhalten.

Aus den Trümmern des alten Ötting erhob sich näher am Inn die Stadt Neu-Ötting. Doch auch um das alte Gotteshaus bildeten sich bald wieder neue Ansiedelungen, und die Wallfahrten nach Altötting gewannen immer mehr an Bedeutsamkeit. Aus allen Gegenden Deutschlands und fremden Ländern kommen unzählige Wallfahrer in Prozessionen zur Verehrung der heiligen Mutter mit bedeutenden Geschenken für den Altar der Kapelle.


Seit einer langen Reihe von Jahren haben die Herzen der verstorbenen bayerischen Landesfürsten in der Kapelle in silbernen Gefäſsen Aufnahme gefunden.

Vaterländisches Lesebuch v. Solereder.

218. Landshut.

Schon in weiter Ferne winkt uns das Wahrzeichen der niederbayerischen Kreishauptstadt, der 133 m hohe Turm der St. Martinskirche, Bayerns höchstes Bauwerk, den ersten Gruß entgegen, und im Hintergrunde blickt von steilem, bewaldetem Höhenzuge die alte Herzogsburg Trausnitz auf die zu ihren Füßen liegende Stadt und das weite Isarthal.

Die Lage Landshuts ist sehr hübsch. Der größte Teil der Stadt liegt am rechten Ufer der Isar, welche dieselbe in zwei Armen raschen Laufes durcheilt. Am linken Isarufer breitet sich die Vorstadt St. Nikola mit dem alten Frauenkloster Seligenthal aus, das eine Gruft mit 40 fürstlichen Leichen birgt. Nach Westen und Norden schließt sich die weite Thalebene mit zahlreichen, freundlichen Dörfern an, begrenzt von bewaldeten Hügeln, und gegen Nordosten zeigen sich bei klarem Wetter in duftiger Ferne die Berge des Bayerischen Waldes. Im Süden und Osten lehnt sich die Stadt an einen steil aufsteigenden Höhenzug. Auf



Landshut.

diesem erhebt sich die Burg Trausnitz, hier steigt der städtische Hofgarten mit seinen herrlichen Parkanlagen auf;

hier liegt, versteckt zwischen Obstbäumen, die Ortschaft Berg mit zahlreichen Villen (Landhäusern).

Einen herrlichen Blick auf Stadt und Burg und eine ausgedehnte Rundsicht gewährt der im Südwesten der Stadt gelegene Klausenberg; bei günstiger Witterung öffnet sich hier dem Auge sogar das bayerische Alpenland vom Watzmann bis zur Zugspitze.

Die Geschichte Landshuts reicht zurück bis ins 12. Jahrhundert. Da begann Herzog Otto I. von Wittelsbach auf dem Hügel, auf dem die Trausnitz steht, zur Hut des Landes den Bau einer Burg. Um jene Zeit war oder entstand am Fuße des Hügels eine Ansiedlung, die sich unter dem Schutze der Burg bald so vergrößerte, daß sie schon unter dem Herzoge Ludwig d. Kelheimer zur Stadt erhoben wurde. Burg und Stadt führten den Namen Landishuta.

Herzog Otto II. verlegte seine Residenz von Kelheim nach Landshut, und die Stadt war von da an über 300 Jahre Residenz bayerischer Herzöge und wuchs rasch heran.

Ihre höchste Blüte entfaltete die Stadt während der Regierung der niederbayerischen Herzöge Heinrich, Ludwig und Georg. Nicht bloß, daß die Herzöge die reichsten unter den deutschen Fürsten waren — sie erhielten den Beinamen „der Reiche" —, auch der Wohlstand der Bürger nahm ungemein zu.

Bekannt ist die Hochzeit des Herzogs Georg des Reichen mit einer polnischen Königstochter, welche 8 Tage lang mit verschwenderischer Pracht, in rauschenden Festlichkeiten, Turnieren und Spielen gefeiert wurde. Unter den hohen Gästen befanden sich Kaiser Friedrich III. und 19 fremde Fürsten nebst vielem Gefolge, und der Herzog mußte 6500 fremde Pferde füttern lassen. Es sollen 333 ungarische Ochsen, 3292 Lämmer, 696 Schweine, 12000 Gänse, 40000 Hühner, 73000 Krebse, 218 Fäßchen stärkerer und 5946 Eimer (1 Eimer = 64 Liter) geringerer Wein verbraucht worden sein. Bei dem glänzenden Turniere

streckte der Herzog Christoph von München einen polnischen Grafen in den Sand.

Mit dem Tode Georgs des Reichen (1503) hörte die Stadt auf, Sitz eines regierenden Fürsten zu sein. Der Zeit des Glanzes und des Aufschwunges folgte nun eine Zeit der Drangsale und des Niederganges, verursacht durch Krieg und Pest. Die Zahl der Bevölkerung war auf 6000 zurückgegangen.

Aber auch die Tage der Prüfung und Heimsuchung gingen vorüber, und mit dem 19. Jahrhundert begann für Landshut wieder eine bessere Zeit. Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr hoben sich immer mehr, und die Stadt macht jetzt mit ihren mittelalterlichen, hochgiebeligen Häusern, den stattlichen Neubauten, den schönen Kirchen, insbesondere der St. Martinskirche, den geraden, breiten Straßen und Gassen den Eindruck einer freundlichen, wohlhabenden Stadt.

219. Die bayerische Donau.

Der südöstliche Abhang des Schwarzwaldes in Baden ist die Heimat der Donau, des größten Stromes Deutschlands. Dort entspringen, 1000 m über dem Meere, zwei Quellflüsse, Brege und Brigach, eilen raschen Laufes den Abhang hinab, dem Städtchen Donaueschingen zu, vereinigen sich dort, nachdem noch der Abfluß eines Weihers im Schloßhofe zu Donaueschingen hinzugekommen ist, und nehmen den Namen Donau an. Genannter Weiher führt auch den Namen „Donauquelle". Im Volksmunde dort heißt es aber: „Die Brig und die Breg bringen die Donau zuweg."

Anfänglich schlägt der Fluß die Richtung nach Südosten ein, als wollte er dem Rheine oder dem Bodensee zueilen, bald aber wendet er sich gegen Nordosten und behält diese Richtung bis Regensburg bei.

Nach kurzem Laufe durchbricht die Donau den schwäbischen Jura, der sie dann auf ihrem linken Ufer durch Württemberg begleitet.

Bei Ulm überschreitet die Donau die bayerische Grenze. Hier wird sie durch die Iller verstärkt. Von Ulm an erweitert sich das Thal zur Rechten, während zur Linken die Ausläufer des Juras den Strom begleiten. Da und dort tritt dieser Höhenrand weiter zurück, wie von Ulm bis Donauwörth, oder er verflacht sich zur Ebene, wie bei Ingolstadt, und an einigen Stellen erheben sich die Höhenzüge sogar am rechten Ufer.

Bei Donauwörth ergießt sich die Wörnitz in die Donau, und unweit des Städtchens Rain mischt der wilde Lech seine Wasser mit denen der Donau. Weite Moorflächen — das Donauried und das Donaumoos — dehnen sich auf diesen Strecken an beiden Ufern des Stromes aus und bieten dem Auge ein wenig erfreuliches Bild.

Auf einmal ändert sich aber die Uferlandschaft bei dem Benediktinerkloster Weltenburg oberhalb Kelheim. Mächtige Felsenpartien überraschen das Auge Der Strom muß sich mit Gewalt den Weg durch die Kalkfelsen des fränkischen Juras bahnen; unmittelbar aus dem Wasser steigen diese empor, so daß auf beiden Ufern nicht einmal Raum für einen schmalen Fußweg bleibt. Man kann diese Wasserstrecke, welche den Namen „lange Wand" führt, nur auf einem Kahne zurücklegen, und es mußten in das Gestein eiserne Ringe eingelassen werden, an denen der Schiffer sein Fahrzeug stromaufwärts zieht. Beim Austritte aus dieser Schlucht grüßt uns die Befreiungshalle vom Michelsberge bei Kelheim. Hier mündet der Ludwigs-Donau-Main-Kanal in die Donau und unterhalb Kelheim die Altmühl.

Nachdem von da an bis Regensburg Strom und Thal ziemlich eingeengt sind, erweitern sich nun beide ungemein, ja erreichen ihre größte Breite in Bayern und zugleich den nördlichsten Punkt des ganzen Laufes.

Die steinerne Brücke zu Regensburg ist die älteste Überbrückung der Donau; sie wurde von Herzog Heinrich X. dem Stolzen erbaut (1140).

Die Naab und der Regen führen hier der Donau die Wasser des Fichtelgebirges, Böhmer- und Bayerischen Waldes zu, und der Strom wird durch die Berge des letzteren Gebirges gezwungen, seine nordöstliche Richtung zu verlassen und sich gegen Südosten zu wenden. Zur Linken erheben sich nun die Berge des Bayerischen Waldes. Zwei Stunden unterhalb Regensburg, bei Donaustauf, spiegelt sich die Walhalla in den Fluten des Stromes. Am rechten Ufer dehnt sich stromabwärts bis Vilshofen und in einer Breite von 5 bis 6 Stunden der fruchtbarste Getreideboden Bayerns, „der Gäuboden", auch „Kornkammer Bayerns" genannt, aus. Dort findet man den reichsten Bauernstand Süddeutschlands.

Unterhalb Deggendorf nimmt die Donau die rasche Isar auf und wogt nun Passau zu, der herrlich gelegenen bayerischen Grenzstadt gegen Österreich. Hier vereinigt sie sich noch mit der Ilz, der sanften schwarzen Tochter des Bayerischen Waldes, und dem Inn, dem stürmischen Alpensohne, und verläßt das bayerische und damit das deutsche Gebiet.

(Nach Marschall.)

220. Der Böhmerwald.

An Bayerns Nordostgrenze erstreckt sich vom Fichtelgebirge in südöstlicher Richtung der Böhmerwald, der im Arber bis zu 1458 m aufsteigt.

Bis vor ein paar Jahrzehnten war derselbe einer der unbetretensten und unbesuchtesten Landstriche unsers Heimatlandes und der großen Masse der vornehmen wie der geringen Welt nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt. Wenn vom Böhmerwalde gesprochen wurde, so dachte man an vollständig unwirtbares Land mit allen Schrecknissen einer Wildnis, bewohnt von einem finsteren, auf sehr niedriger Bildungsstufe stehenden Volke, und ein leichtes Schaudern durchzuckte dabei den Körper. Das ist nun anders geworden: durch den gesteigerten Fabrikbetrieb

in seinem Gebiete und die Anlage von Straßen und Eisenbahnen, tritt der Böhmerwald aus seiner früheren Abgeschlossenheit, die ihn und seine biederen Bewohner so sehr in Verruf brachte, immer mehr hervor. Die Schönheiten, Reize und Vorzüge seiner Natur werden immer mehr gewürdigt, und zur Sommerszeit, besonders aber in den Monaten August und September, ist der Fremdenverkehr bereits ein sehr lebhafter, und viele Familien aus den Städten suchen und finden dort in der kräftigen, harzreichen Waldluft Erholung und Stärkung.

Sehr lohnend ist eine Wanderung von dem in einem lieblichen Thalkessel des weißen Regen gelegenen Marktflecken Kötzting über den Keitersberg, dessen Felsenklüfte und Schluchten an die Alpenwelt erinnern, den Riedlstein, Mühlriegel zum kleinen und großen Arber.

Zur Linken zieht tief unten das enge Thal des weißen Regen bis zum fabrikreichen Lamer Winkel aufwärts und trennt das Künische Gebirge und die Osserbergkette von der Arberbergkette.

Zur Rechten lacht das liebliche Zellerthal zu uns herauf, in dessen Hintergrund die Bischofshaube mit dem zu seinen Füßen liegenden Bodenmais schon von ferne entgegenleuchtet. Dieser Berg birgt in seinem Innern Schwefelkies, der bergmännisch gewonnen wird. In einer Senke zwischen dem kleinen und großen Arber liegt der kleine, dunkle Arbersee, von dem die Sage erzählt, daß er unergründlich sei, und daß in seinen Tiefen Fische von purem Golde hausten.

Gewährt der große Arber einen herrlichen Blick über das ganze Gebirge und eine weite Fernsicht auf das bayerische Flachland bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Alpen, so öffnet sich dem Auge vom Osser aus, zwischen dessen beiden Spitzen die bayerisch-böhmische Grenze hinläuft, das fruchtbare böhmische Hügelland: Hügel an Hügel, lachende Fluren, zahlreiche Dörfer und Städtchen ziehen hin bis vor die Thore des goldenen Prag, der Hauptstadt Böhmens.

Am Abhange des großen Arbers liegt der düstere große Arbersee, der Osser fällt auf böhmischer Seite zum Schwarzen- und Teufelssee ab. Alle diese Seen machen mit ihren dunklen Wassern, ihrer fast unheimlichen Ruhe und den sie umgebenden Nadelwäldern einen schwermütigen, träumerischen Eindruck.

Im südöstlicheren Teile ist es besonders das Plöckensteinergebirge mit dem Plöckenstein und dem Dreisesselstein, das den Besucher des Böhmerwaldes anzieht; denn auch diese Berge lohnen den Besteiger durch eine herrliche Fernsicht. Vom Plöckenstein stürzt eine Felsenwand fast senkrecht in einer Tiefe von 300 m zum Plöckensteinsee ab, den ein Dichter mit den Worten beschreibt: „Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst. — Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe, tiefschwarz, überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen, — darin das Wasser regungslos wie eine versteinerte Thräne."

Der Dreisesselstein hat seinen Namen davon, weil auf seiner Spitze, ganz nahe beisammen, drei sesselförmige Vertiefungen im Granitgesteine wahrzunehmen sind. Der Sage nach sollen sich hier die Herrscher der angrenzenden drei Länder — Bayern, Böhmen und Österreich — zur Nachtszeit zu gemeinschaftlichen Beratungen eingefunden haben.

Alle Berge des Böhmerwaldes treten aber wegen ihrer sanften Form weniger hervor als die Alpenberge. Dem Böhmerwalde fehlen auch die heiteren Almen, und die Berge sind bis oben mit dichten, hundertjährigen Wäldern bedeckt. In diesen Wäldern herrscht eine feierliche, fast unheimliche Stille, und man kann weite Strecken in denselben zurücklegen, ohne einem Menschen zu begegnen. Gleich schlanken Säulen erheben sich die uralten Riesenstämme

dieser Wälder, manche bis zu einer Höhe von 40–50 m. Freilich weisen solche Stämme auch ein Alter von 3—400 Jahren auf.

Das Holz ist der Hauptreichtum dieses Gebirges, und das Fällen und Fortschaffen desselben beschäftigt einen großen Teil seiner meist armen aber biederen Bewohner. Im Winter wird es mittels Schlitten aus den Wäldern auf die sogenannten Pöllplätze an die Flüsse gebracht, wo es bis zur günstigen Triftzeit aufgestellt bleibt. Dieses Holzanziehen ist eine ebenso mühsame als gefährliche Arbeit. Mit einer halben Klafter Scheiter und mehr hinter sich fährt der Anzieher mit seinem Holzschlitten pfeilschnell zwischen den Bäumen durch, den Berg hinab. Unglücksfälle sind dabei nicht selten; ein geringes Ausgleiten schmettert den Anzieher an einen Baum oder bringt ihn unter den eigenen Schlitten.

Ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner des Böhmerwaldes ist die Glas- und Spiegelfabrikation, zu welcher das Gebirge trefflichen Quarz und billiges Holz in Menge liefert. Sie wird in zahlreichen Hütten betrieben, von welchen mehrere einen bedeutenden Ruf erlangt haben, so Schachtenbach, Oberzwieselau, Ludwigs- und Theresienthal, Lambach, Buchenau u. a. m.

Außerdem beschäftigt die Gewinnung und Verarbeitung verschiedener nutzbarer Mineralstoffe zahlreiche Hände. Es findet sich bei Bodenmais Schwefelkies, aus welchem Vitriol, Alaun ꝛc. gewonnen wird, feine, weiße Porzellanerde, besonders bei Wegscheid, Graphit und schwarze Töpfererde, woraus die weltbekannten Schmelztiegel Obernzells gefertigt werden. Auch die Papier-, Holzwaren- und Zündholzfabrikation nimmt immer größeren Aufschwung.

Eine weitere Nahrungsquelle der Gebirgsbewohner ist die Viehzucht. Die Kühe und Kälber werden an den unteren Gehängen der Gebirge geweidet, die Stiere aber in Herden

bis zu einigen Hunderten in die höher gelegenen Wälder getrieben. Hier weiden sie, ohne unter Dach zu kommen, während des Sommers, gehütet von einem kräftigen Hirten. Das Leben der Hirten in diesen Wildnissen ist ein höchst freudenloses. Ein paar Ziegen, welche sie mit sich führen, liefern ihnen die nötige Milch; in Zwischenräumen von acht Tagen wird ihnen Brot auf die Berge geschickt. Das ist während der ganzen Sommerszeit ihre einzige Nahrung. Ihre Ausrüstung besteht aus einem eisenbeschlagenen und mit eisernen Ringen versehenen Stocke, dessen Gerassel die Tiere auf den Führer aufmerksam macht, sodann in einer eisernen Pfanne und einer Axt zum Holzspalten, manchmal aber auch zur Verteidigung, wenn ein wilder Stier in seiner Wut das Leben des Hirten bedroht. Bei Regenwetter liegen die Hirten auf einem Haufen Laubstreu unter einem überhängenden Felsen oder unter einem einfachen von Rinde errichteten und der Wetterseite zugekehrten Dache.

In früheren Zeiten fanden Flüchtlinge, Räuber und Mörder sichere Schlupfwinkel in den Klüften dieses Gebirges.

Auch die Raubtiere waren in den Schluchten und Sümpfen desselben länger vor den Nachstellungen der Menschen geschützt als in anderen Gebirgen unseres Vaterlandes. Erst im Jahre 1850 wurde hier der letzte Wolf, im Jahre 1853 der letzte Bär erlegt. Die Wildkatze wird noch häufig getroffen, noch häufiger der Fuchs.

221. Der Fischer am Arbersee.

1. Der Fischer klimmt wohl den Arber hinan;
er klimmt wohl hinauf zum See,
zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
und kühler als Nordlands Schnee.

2. Er birgt sich tückisch im Uferrohr
und wirft die Schnur in die Well';
bald reißt er ein zappelndes Fischlein empor:
„Ei grüß dich, du blanker Gesell!“

3. Das Fischlein, o Wunder! thut auf den Mund
und redet mit schlauem Sinn:
„Erbarmen! es spielt sich so lustig im Grund;
was bringt dir mein Sterben Gewinn?

4. Du weißt, es schwimmen viel Fischlein hold
tief unten — tief angle hinein;
die prangen mit Schuppen von purem Gold;
ihr Auge ist Edelgestein.

5. Sie schlafen des Nachts in korall'nem Bett;
von Perlen erbaut ist ihr Haus;
wer solch ein Fischlein gefangen hätt',
der lachte wohl Könige aus."

6. „Ha!" sprach der Fischer, „fort, ärmlicher Wicht,
nur flugs in die Pfütze hinein;
du sättigst den hungrigen Magen mir nicht;
mich lüstet's nach Edelgestein."

7. Und neiget sich vor, und neiget sich sehr,
will langen bis tief in den Schlund;
da wird ihm das gierige Herz zu schwer, —
er stürzt — und sinket zu Grund.

8. Drob freute das listige Fischlein sich fast,
rief seine Gespielen all;
die kamen von Nord und von Süd zu Gast —
sie kamen zum Leichenmahl. (Adalbert Müller.)

222. Der Bayerische Wald.

Der Bayerische Wald ist ein Teil des Böhmerwaldes und von demselben durch das Thal des Regenflusses geschieden. Von diesem Flusse hat er auch den Namen Regengebirge; m Volksmunde wird er jedoch einfach „der Wald", der Bewohner desselben „Waldler" genannt. Der Bayerische Wald hat mit dem Böhmerwalde den Holzreichtum gemein, ist aber nicht so wild, rauh und einsam als dieser.

Er zeichnet sich vielmehr durch liebliche Thäler und angenehme Höhen aus, welch letztere, besonders gegen die Donau zu, eine herrliche Aussicht bieten. An den südlichen Bergabhängen und in den Thälern gedeiht nicht nur Getreide, sondern in geschützten Lagen auch Obst und gegen die Donau zu selbst der Weinstock. Vorzüglich gerät der Flachs, und dessen Verarbeitung zu dauerhafter Leinwand beschäftigt besonders im östlichen Teile, dem sogenannten unteren Wald, zahlreiche Hände.

Die Flüsse enthalten nicht nur Fische und Krebse, sondern auch Perlenmuscheln. Die Perlenfischer wissen die fruchtbaren Muscheln von den leeren wohl zu unterscheiden. Mit einer eisernen Gabel brechen sie die Schalen auseinander und nehmen die Perlen heraus. Die meisten derselben sind klein, unansehnlich, von brauner Farbe und geringem Werte; nur selten werden vollkommen ausgebildete von der Größe einer Erbse und darüber gefunden; diese aber stehen den morgenländischen Perlen wenig nach.

Eine der schönsten Partien des Waldes ist die Strecke von Deggendorf über Regen nach Zwiesel. Eine Stunde hinter der am linken Donauufer gelegenen Stadt Deggendorf erhebt sich der Ruselberg. Durch eine wild zerklüftete Felsschlucht, die „Hölle“ genannt, in welcher der „Höllbach“ durch die sogenannte „Teufelsbrücke“ herabstürzt, führt eine Kunststraße über die „Rusel“ weg über Regen und Zwiesel nach Böhmen. Eine kleine Viertelstunde vom Wirtshause auf der Rusel entfernt, liegt der Haunstein, 926 m über dem Donauspiegel, mit einer großartigen Fernsicht.

Hinauf bis Regensburg und hinüber bis an die Höhen des Inns überschaut man eine fast unermeßliche Ebene, durchzogen von den glänzenden Wassern der Donau und Isar, die sich wie Silberstreifen durch diesen grünen, mit tausend Ortschaften wie mit Perlen besäeten Teppich hinziehen, begrenzt in fernem Süden von den gewaltigen Massen der

Salzburger Alpen, im Norden vom Böhmerwalde. Eine ebenso herrliche Fernsicht bietet der Hirschstein (1116 m).

Eine Eigentümlichkeit des Waldes ist der sogenannte „Pfahl“, ein langgestreckter, schmaler Felsrücken, der sich durch denselben von Nordwest nach Südost am linken Ufer des schwarzen Regen mehrere Meilen lang hinzieht. Am schönsten erscheint er unweit Regen und Viechtach. Zackige Felsblöcke steigen turmhoch empor. Das Merkwürdigste ist, daß diese Felsen nicht grau oder bräunlich sind wie anderswo, sondern weiß und hell wie von Glas. Sie bestehen auch aus einer festen, glänzend weißen Gesteinsart, dem weißen Quarz, welcher den vielen Glasfabriken des Waldes aber sehr zugute kommt.

Bemerkenswert ist eine andere Gegend dieses Gebirges, die zwischen der Ilz und der österreichischen Grenze gelegene sogenannte „neue Welt“. Im vorigen Jahrhunderte wurden dort die Wälder zum Teile ausgerodet und in fruchtbares Wiesen- und Ackerland umgewandelt, und es wohnen da über 8000 kräftige Menschen in freundlichen Dörfern und Ansiedelungen und finden als fleißige Landleute ein gutes Fortkommen.

Der Bayerische Wald erfreut sich bei den Städtern immer größerer Beliebtheit als Sommeraufenthalt. Seine freundlichen Bewohner sind auch auf's eifrigste bestrebt, den fremden Gästen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, so daß diese zur Erholung und Stärkung immer wieder gerne „den Wald“ aufsuchen.

223. Der Bogenberg.

Dem Wanderer. welcher zu einem Ausfluge in den Bayerischen Wald die Stadt Straubing verläßt, zeigt sich von der äußeren Donaubrücke aus gegen Osten ein breiter Bergkegel von mäßiger Höhe, dessen Gipfel ein stattliches Gotteshaus krönt — der Bogenberg. Ein zweistündiger Marsch über die Wiesenflächen des linken Donauufers führt

ihn durch das Dorf Reibersdorf, nicht weit an der ehemaligen Benediktinerabtei Oberalteich vorüber, der anmutigen vorderen Bergkette des Bayerischen Waldes entgegen zu dem Markte Bogen, welcher sich unmittelbar an den Fuß des Bogenberges anschmiegt. Nach kurzer Rast besteigt der Wanderer wohl noch mühelos den Berg, der einst die Stammburg des mächtigen Geschlechtes der Grafen von Bogen getragen. Aber nicht die geringste Spur des ehemals zweifellos großartigen Bauwerkes ist zu finden. Die Ritterburg hat einer Stätte des Friedens Raum gegeben, eine schöne Kirche nebst Pfarr- und Schulhaus erhebt sich jetzt an Stelle des zinnengekrönten Schlosses.

Um so mehr wird aber der Wanderer überrascht von dem großartigen Landschaftsbilde, das sich seinem Auge von dem Gipfel des Bogenberges darbietet. Weit schweift das Auge hin gegen Süden über die fruchtbare Donauebene, „Bayerns Kornkammer“, welche von den Höhen der Isar und Laaber in sanftem Zuge begrenzt, an hellen Tagen aber von den schneebedeckten Alpengipfeln wie von einem blinkenden Saume umrahmt ist. Ostwärts grüßen bewaldete Höhen des Neuburger Waldes herüber, gegen Westen tauchen die beiden Türme des Regensburger Domes in weiter Ferne auf, und gegen Norden schließen die aufsteigenden Vorberge des Bayerischen Waldes das reizende Rundbild ab. Weit über hundert Dörfer, zahlreiche Kirchen und Schlösser, die majestätisch nach Südosten rauschende Donau und eine Menge Waldinseln in der Ebene beleben das große Gemälde.

Fast über all' diese Lande und noch manch andere jenseits der Berge herrschten einst die Grafen von Bogen. Ihr Geschlecht ist schon seit mehr als sechshundert Jahren erloschen (1242).

Die Sage erzählt, daß einst, im Jahre 1104, ein steinernes Gnadenbild der heiligen Mutter Gottes die Donau aufwärts geschwommen kam und sich auf einem im

Strombette liegenden Felsen niederließ. Der damals regierende Graf Namens Aswin ließ dasselbe in das Schloß auf dem Bogenberge bringen und in der Schloßkapelle aufstellen. Zahlreich strömten fromme Verehrer der heiligen Gottesmutter herzu, und bald entwickelte sich eine ansehnliche Wallfahrt. Das Schloß wurde in eine Pfarrkirche umgebaut, und das Gnadenbild darin untergebracht.

Im 16. Jahrhundert wallfahrteten alljährlich aus 159 Ortschaften Pilgerzüge zum Bogenberge; am Fronleichnamstage waren oft gegen 15000 Pilger anwesend.

Bekannt ist der alljährliche Pilgerzug der Pfarrei Holzkirchen bei Vilshofen am Pfingstsonntage zum Bogenberge. Eine 13 m lange, schlanke Fichtenstange, über und über mit rotem Wachs umwunden, so daß sie sich als Riesenkerze darstellt, von nur einem Manne aufrecht getragen, wird in feierlicher Prozession den Berg hinauf zur Kirche gebracht und der heiligen Mutter Gottes als Opfergabe geweiht. Tausende von Zuschauern folgen dem in seiner schlichten Art erhebenden Schauspiele, und der Träger dieser Riesenkerze steht wegen seiner Kraftleistung fortan bei seinen Gemeindeangehörigen in großem Ansehen.

(Nach Franz Matt im „Bayerland“.)

224. Passau.

Wohl wenige Städte unseres lieben Bayerlandes und selbst des deutschen Reiches können sich einer solchen reizenden Lage rühmen als Passau, die „Königin des Donaustromes“.

Wer auch schon weit in der Welt herumgekommen ist und manches schöne Fleckchen Erde gesehen hat, der wird doch überrascht und entzückt von dem wundersamen, lieblichen Bilde, das hier vor seinem Blicke ersteht. Zwischen steilen Felsen und der anmutigen Stadt zieht majestätischen Laufes die Donau dahin, deren grüne Wogen stolze Dampfer, schwere Lastschiffe und schwanke

Kähne durchfurchen. Ihr flüssiges Wellensilber rollt an dem Fuss des waldbekränzten Georgsberges vorbei, den die ehemalige Feste Oberhaus krönt.

Die Donau ist wohl einer liebenden Mutter vergleichbar, die voll freudiger Ungeduld der beiden Kinder harrt, welche sie so lange entbehren mufste. Rechts eilt der ungestüme Sohn der Graubündner Berge, der graue, wildrasche Inn herbei; links naht züchtig und bescheiden die dunkle Tochter des Böhmerwaldes, die schwarze Ilz, und vereint mit beiden wallt die Donau weiter, überall Segen und Fruchtbarkeit spendend.

Die eigentliche Stadt steigt auf einer schmalen Landzunge zwischen Inn und Donau empor. Oberhaus gegenüber erhebt sich der Mariahilfberg, der die Wallfahrtskirche gleichen Namens trägt. An den Fufs desselben schmiegt sich die Innstadt; am linken Ilzufer dehnt sich die Ilzstadt aus, zu welcher ein Drahtsteg über die Donau und ein in den Georgsberg gehauenes Felsenthor führt. Wer donauaufwärts fährt, dem scheint die ganze Stadt entgegen zu schwimmen.

Die Sonne streut ihr lichtes Gold über das Häusermeer und die mächtige Kuppel des St. Stephansdomes, in welchem die Gebeine der Glaubensboten Maximilian und Valentin ruhen. Diese, sowie der hl. Severin, erwarben sich um die Ausbreitung des Christentums in der Gegend von Passau grosse Verdienste. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern. Im Jahre 702 erkor sie Herzog Theobald aus dem Stamme der Agilolfen zu seiner Residenz, und seit dem Jahre 737 ist sie auch Sitz eines Bischofes. Im Jahre 999 erhob Kaiser Otto III. die Bischöfe von Passau zu selbständigen Fürsten (Fürstbischöfen); erst zu Anfang dieses Jahrhunderts kam die Stadt wieder an Bayern zurück.

Den schönsten Blick auf die Stadt gewährt ein Aussichtsturm auf der Feste Oberhaus. Der Anblick,

der sich dem Beschauer von der Plattform des Turmes bietet, ist geradezu überwältigend. Vor ihm breitet sich die malerisch gelegene Stadt aus, umflutet von dem Lichte des Tages, dessen Silber auch auf den drei Flüssen hingleitet, umrahmt von sanften Höhen, die im dunklen Tannen- oder lichten Wiesengrün prangen. Der Blick schweift stromaufwärts und haftet an den Thälern der drei Flüsse, die sich in der Ferne verlieren. Ringsum ein Kranz von Wiesen, Wäldern und Feldern, dazwischen blühende Ortschaften mit blinkenden Kirchtürmen, im Norden die langgestreckte Kette des Waldgebirges, dessen einzelne Kuppen: Arber, Rachel, Lusen, Dreisessel und Plöckenstein, deutlich zu unterscheiden sind. Den weiten Horizont umsäumt der Gürtel der Salzburger Alpen, wie zarte Wolkengebilde herübergrüſsend, und über all dieser Herrlichkeit wölbt sich das strahlende, tiefdunkle Blau des Sommerhimmels.

Wahrlich, wer dieses liebreizende Bild gesehen hat, der kann es nun wohl begreifen, warum die Dreiflüssestadt den stolzen Namen „die Königin des Donaustromes" trägt.

[A. Dreyer.]

225. Regensburg.

In der Reihe der ältesten Städte nicht nur Bayerns, sondern Deutschlands, nimmt Regensburg eine der ersten Stellen ein. Die Römer trafen hier schon eine Niederlassung und wandelten diese der günstigen Lage wegen in einen festen Waffenplatz um, aus welchem die Stadt sich entwickelte. Als nach den Stürmen der Völkerwanderung aus den Trümmern des Römerreiches mit anderen Staaten sich auch ein Herzogtum Bajuwarien (Bayern) bildete, wurde sie Residenz der Agilolfinger, des ersten bayerischen Herrschergeschlechtes. Nach der Teilung des Reiches Karls des Großen residierten die deutschen Karolinger vorzugsweise in Regensburg, und später war es bis auf die Zeiten der Wittelsbacher Residenz der Bayernherzöge. Friedrich Barbarossa verlieh der Stadt die

Reichsfreiheit, welche sie bis zum Jahre 1801 behauptete. Kurze Zeit war Regensburg Hauptstadt eines eigenen Fürstentums, kam aber mit diesem im Jahre 1810 an Bayern. Die Stadt erfreute sich von der Zeit Friedrich Barbarossas bis zum 30jährigen Kriege eines hohen Wohlstandes, da fast der gesamte Handel auf der Donau mit dem Morgenlande in ihrer Hand lag. Brandschatzung im 30jährigen Kriege, Brand und Pest trafen die Stadt und minderten ihre Einwohnerzahl auf die Hälfte herab. Im Jahre 1809 wurde Regensburg von den Franzosen und den mit ihnen verbündeten süddeutschen Truppen erstürmt und geplündert; 180 Häuser wurden dabei ein Raub der Flammen. Die Einwohnerzahl war auf 20000 zusammengeschmolzen.

In neuerer Zeit hat sich der Wohlstand der Stadt wieder sehr gehoben. Sie nimmt als Fabrik- und Handelsstadt einen ehrenvollen Rang unter den bayerischen Städten ein, und ihre Einwohnerzahl ist wieder auf nahezu 40000 gestiegen. Regensburg ist die Hauptstadt der Oberpfalz und seit den ältesten Zeiten der Sitz eines Bischofs. Der Regensburger Dom, dessen zwei kunstvolle, hochaufragende Türme erst in jüngster Zeit vollendet wurden, gehört zu den prachtvollsten Bauwerken Deutschlands. Ein hervorragender Bau ist auch der neue Palast des Fürsten von Thurn und Taxis.

Nennenswert ist ferner die steinerne Brücke, wodurch Regensburg mit Stadtamhof verbunden ist. Sie wurde von dem Welfen Heinrich X. erbaut und war lange Zeit die einzige steinerne Überbrückung der Donau von Ulm bis zur Mündung. So fest ist ihr Bau, daß bis heute weder die tobenden Wogen, noch die anprallenden Eismassen, noch die Kugeln der Belagerer sie zu erschüttern vermochten.

In der Nähe von Regensburg finden sich zwei Bauwerke ersten Ranges: donauaufwärts bei Kelheim, auf dem herrlich gelegenen Michaelsberge zwischen Donau und Altmühl, die Befreiungshalle, donauabwärts bei Donaustauf, auf steiler Uferhöhe der Donau, die Walhalla. Beide

Prachtgebäude ließ König Ludwig I. nach griechischen Vorbildern erbauen, erstere zur Erinnerung an die deutschen Befreiungskämpfe von 1813–1815 — „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig gemacht und wodurch sie gesiegt“, lautet die Widmung des kunstliebenden und deutschgesinnten Königs —; letztere als Ehrentempel des deutschen Volkes, in welchem die Brustbilder aller hervorragenden Männer und Frauen unsres deutschen Vaterlandes von der ältesten bis zur Jetztzeit Aufstellung fanden, ihnen zur Ehre und uns zum Gedächtnis.

226. Das Fichtelgebirge.

So recht in das Herz von Deutschland tritt der Reisende, wenn er das Fichtelgebirge besucht. Ein Massengebirge, das fast ganz in der Mitte von Deutschland liegt, streckt es seine Ausläufer nach den vier Himmelsgegenden, um vermittelnd wie kein anderes das Band zu knüpfen zwischen Nord und Süd, Ost und West.

Gar ernst und schön rollt sich das Gebirge, namentlich gegen Westen und Süden, vor unseren Blicken auf. Nicht zackig und hochaufstrebend, wie etwa die Alpen, sondern mehr in sanftgewölbten, wellenförmigen Bergesketten, die dicht besetzt mit dunkeln Nadelhölzern sind, hebt ein eigentümlicher Farbenton, der namentlich im Herbst auf den Bergen ruht, das ganze in sich abgeschlossene Bild.

Zwischen diesen dunklen Wäldern schauen an den Höhen säulenartig aufgetürmte Granitmassen herab. Auf ihnen erheben sich hier und da noch die Überreste einer alten Burg von Raubrittern, welche da ihr Wesen trieben. Sie schauen düster herab und grüßen, oft weithin sichtbar, gar ernst in die Thäler, erinnernd an eine fern vergangene Zeit.

Ein eigentümlicher Charakter zieht sich durch diese Granitwelt. Bald zu hochaufgetürmten Massen vereinigt, bald wieder durch äußere Einwirkung zusammengestürzt, sind ganze Hochflächen mit Granitplatten belegt, die als

Felsenmeere sich ausbreiten und mit dem verschiedensten Moos- und Flechtenwald dicht besetzt sind.

Erst in den eigentlichen Hochgebirgsthälern und droben auf den luftigen Höhen wird es dem Wanderer wohl. Da erfreut sich der naturkundige Forscher an manchen verborgenen Schätzen, an riesigen Felsenmassen, an duftigen Kräutern, an zierlich gebauten Moosen, die in unendlicher Fülle namentlich die Hochgebirgsmoore bedecken.

Eine merkwürdige Wasserscheide für das gesamte Europa bildend, schickt das Gebirge aus seinem Schoße als grüßende Boten nach den verschiedenen Himmelsgegenden vier Flüsse von ziemlicher Bedeutung in die weite Ferne: gegen Norden die Saale, gegen Osten die Eger, gegen Süden die Naab, gegen Westen den Main. In Quellen des reinsten Wassers, so recht aus dem Innern des Gebirges kommend, umgeben von frischem Grün und Goldlack, beginnen sie ihren Lauf und erfreuen gar oft den müden Wanderer durch ihren Anblick. Mühsam muß sich von da an teilweise das Wasser seine Bahn brechen, durch enge Thäler sich windend, in die hoch herab aufgetürmte, finstere Felsenmasse schauen, gar häufig auch über große Steinblöcke sich stürzen. Als rechte Söhne des Gebirges gewinnen diese Flüsse erst dann ruhigeren Lauf, wenn sie aus dem Gebirge heraustreten und dem fernen Meere zueilen.

Die Gebirgsindustrie hat sich nicht selten an diesen Gewässern angesiedelt, um die Wasserkraft zu benutzen, und zahlreiche Hammerwerke, Spiegelschleifereien und Paterlhütten*) verbreiten Leben in den außerdem so stillen Thälern. Hier bei dieser Beschäftigung trifft man auch noch unversehrt und wohlerhalten die kräftige Gestalt des Fichtelgebirger Hochländers. Man erblickt große, stämmige Bursche, tiefgebräunten Gesichts und vollen Körperbaues, trotzend gegen Sturm und Wetter, entschieden im

*) Hütten, in denen farbige Kügelchen (Paterln = Paternosterkügelchen) zu Rosenkränzen und Halsketten verfertigt werden.

Gegensatz zu manchen Bezirken des Gebietes, wo namentlich durch die Stubenbeschäftigung, die Weberei, oft ein ziemlich schwächlicher Menschenschlag nur kümmerlich sein Leben fristet.

In kleinen Häusern, oft mitten in Gebirgen zusammengepfropft, sitzen diese lebendigen Maschinen und erfreuen sich nur selten durch einen Blick in die schöne, freie Natur. Draußen ringsum ist alles lebendig; die Sonne scheint so freundlich; die Vögel singen und jubeln; Blumen und Bäume stehen in Blüte — die armen Menschen haben keine Zeit, einen Blick hinauszusenden aus ihrem Elend. Im ewigen Einerlei schwirrt das Weberschifflein durch ihre Hand; im ewigen Einerlei dreht sich der Zeiger der alten Schwarzwälderuhr an der Wand. Wie wenig hat doch ein solcher Mensch auf der Erde gehabt, wenn der Wagen vorfährt, um ihn als Leiche zur letzten Ruhestätte zu bringen! —

Vier Höhepunkte des Gebirges sind es, die sich besonders auszeichnen: der Waldstein, der Schneeberg, die Luisenburg und die Kösseine.

760 m über das Meer erhebt sich der Waldstein. Ein herrliches Bild! Turmhohe Granitgebilde stehen als steinerne Denksäulen aus der Schöpfungsgeschichte der Erde vor dem Beschauer. Hoch oben auf schwindelnder Höhe, getragen von mächtigen Granitsäulen, ruht eine Granitplatte von nur einigen Metern Durchmesser, die „Schüssel" genannt, von wo, geschützt in einem eisernen Pavillon, der Beschauer einen Blick auf die Gegend werfen kann. Da liegt vor uns die ganze mächtige Kette des Fichtelgebirges mit seinen Forsten; lange Rauchsäulen der Köhler steigen lustig auf; dazwischen tönt von unten herauf das Schlagen der Axt aus dem tiefliegenden Walde oder das Jodeln „des Hütbuben", der auf die Waldwiese gezogen. Zahlreiche Thäler breiten sich in bunter Abwechselung aus; die Gebirge Sachsens und Böhmens, der Oberpfalz, die fernen Berge des fränkischen Jura erscheinen am äußersten Horizont.

Nicht lange ist es her, daß Bären und Wölfe hier gehaust, wie denn auch ein im Waldesdickicht noch wohlerhaltenes Haus den Namen „Bärenfang“ bewahrt.

Wie allenthalben, so hat auch im Fichtelgebirge die Neuzeit gar viel von dem eigentümlichen Charakter und dem Wesen seiner Bewohner genommen und verwischt. Die leichteren Verkehrsmittel haben den Fichtelgebirger herausgerissen aus seiner Abgeschlossenheit und haben das Abgeschiedensein, das sonst naturgemäß dem Bewohner der Gebirge eigen war, mehr und mehr aufgehoben, um neueren Sitten und Gebräuchen Platz zu machen. Im allgemeinen ist jedoch noch immer der Charakter des Fichtelgebirgers ehrlich und offen und eine gewisse Derbheit ihm eigen. Die in früheren Zeiten eigentümliche Tracht ist fast gänzlich verschwunden und hat mehr der Tracht der sogenannten höheren Stände sich genähert.

Die Wohnungen des Stadt- und Landvolkes sind reinlich und gut gebaut, und es dürfte kaum eine Gebirgsgegend geben, wo der Reisende auf so engem Raume so viele freundliche Dörfer und Ortschaften trifft. In den Dörfern sind es gewöhnlich einige hervorragende Häuser, welche, vorzugsweise massiv gebaut und mit Schiefer gedeckt, als geschlossener „ganzer Hof“ sich darstellen. Da fehlt denn auch nicht das stattliche Taubenhaus im Hofe und der hochaufgerichtete Düngerhaufen, nach dem der Bauer seinen Reichtum schätzt, auch nicht der aus Granit aufgebaute Hausbrunnen.

Und nun noch einen Blick des Abends in die heimliche Stube! Da sitzen in bunter Reihe die Knechte und Mägde um die dampfende Schüssel voll Kartoffeln und lassen sich's wacker schmecken; bald wird's noch lebendiger, und junge Bursche und Mädchen sprechen ein. Letztere spinnen den selbstgebauten Flachs.

Nicht im Überfluß baut der Landmann sein Getreide; vorzüglich aber gedeiht der Hafer, dann Lein und die Kartoffel.

Auch der Bergbau spielt keine unbedeutende Rolle. Eisen, Antimonerze, Speckstein, Zinn birgt das Gebirge, und die Kalk- und Granitzubereitung zu Platten und Tafeln beschäftigen viele rüstige Arbeiter. (J. G. Kutzner.)

227. Der Schmied vom Fichtelberge.

1. Am Fichtelberge lebte einst vor alter, grauer Zeit ein Schmied mit seinem Ehgemahl in Fried' und Einigkeit. Vom Morgen bis zum Abend spät tönt' hell des Hammers Klang, und manches munt're Lied dazu der wack're Hufschmied sang.

2. Da ging er eines Morgens früh zum Köhler in den Wald und sang ein Lied aus voller Brust, dafs laut es widerhallt. Doch plötzlich wird gebannt sein Blick durch alte Mauern grau; wo vorher kahle Felsenwand, ragt jetzt ein stolzer Bau.

3. Und dort von einer Mauerbank, gewappnet eisenschwer, hebt sich ein alter Reitersmann und winkt ihn zu sich her. „Willst einen Dienst erweisen mir, so folg' mir dort hinein, beschlage meiner Rosse eins! Bald wird's geschehen sein."

4. Zu einer Halle führt er ihn von märchenhafter Pracht; dem Schmied ob nie geseh'nem Glanz das Herz im Leibe lacht. „Bei jener Esse Feuerglut das Eisen liegt bereit. Frisch, spute dich! mein Röfslein hier steht schon zu lange Zeit."

5. Und als das Werk vollendet war, gibt er ihm das Geleit, füllt ihm zum Dank mit Steinen dann die beiden Taschen weit. Da dröhnt mit Donnerkrachen dumpf der Boden ringsumher: wo eben noch die Feste stand, war es jetzt öd' und leer.

6. Der Schmied, dem all dies wie ein Traum, lenkt heimwärts seinen Schritt. Da fallen ihm die Steine ein, die nimmt er doch nicht mit! Er leert die eine

Tasche aus, wirft hinter sich die Stein'; doch als er in die andre greift, da blinkt's von gold'nem Schein.

7. Zu lauter Gold geworden war des Ritters Gabe dort. Schnell sucht der Schmied die Steine jetzt; doch spurlos sind sie fort. Und als ins Dorf er kommt, da sieht voll Staunen man ihm nach: zehn Jahre war er fort von da; sein Weib im Grabe lag. (A. Hohenburg)

228. Das Gebiet des oberen Mains.

Die Einteilung Frankens in Ober-, Mittel- und Unterfranken gründet sich im allgemeinen auf die natürlichen Verhältnisse des Landes. Oberfranken umfaßt das Gebiet des oberen Mains mit dem unteren Regnitzgebiete, Unterfranken das Gebiet des Mittelmains, — der Untermain gehört nicht mehr zu Franken — und Mittelfranken das obere Regnitzgebiet, d. h. das Gebiet jener Flüsse, aus deren Vereinigung die Regnitz entsteht, sodann jenes fränkische Land, welches zum Donaugebiete gehört.

Betrachten wir uns einmal das Gebiet des Obermains! Hiezu gehört vor allem der größte Teil des Fichtelgebirges. Diesem entquillt der bedeutendste jener zwei Flüsse, welche nach ihrer Vereinigung den Main bilden, nämlich der weiße Main, während dessen Namensbruder, der rote Main, aus einer Einsenkung zwischen Fichtelgebirg und Frankenjura hervorbricht. Der weiße Main wird schon eine Viertelstunde unterhalb seines Ursprungs, nachdem er in die großen Flößweiher getreten ist, floßbar, und von allen Seiten eilen ihm frische Gebirgsbäche zu, unter welchen die perlenreiche Ölsnitz vor allen merkenswert ist. An ihr liegt, auch eine Perle des Gebirges, das freundliche Berneck, ein beliebter Kurort. Die bedeutendste Stadt am weißen Main ist Kulmbach, dessen weitläufige Bergfeste Plassenburg weithin sichtbar ist. Hier hatten die Markgrafen des Oberlandes ihren Sitz, bevor sie Bayreuth zu ihrer Residenz erwählten. Jetzt ist die Feste in ein Zuchthaus

umgewandelt. Wo sonst glänzende Fürstenfeste gefeiert wurden, da verbüßen Übelthäter freudelos ihre Verbrechen. Kulmbach ist weit berühmt wegen seines köstlichen Gerstensaftes, der nach Norddeutschland und selbst über das Meer versandt wird.

Eine Stunde westlich von Kulmbach, im Angesichte des Schlosses Steinhausen, fließen weißer und roter Main zusammen. Am roten Main liegt Bayreuth anmutig in einem von Bergen umsäumten Thalkessel. Noch lassen seine Paläste und Gartenanlagen, seine breiten Straßen und Alleen und besonders die schönen Sommerschlösser in seiner Nähe, Eremitage und Fantasie, den ehemaligen Fürstensitz erkennen. Nun ist die alte Markgrafenherrlichkeit vergangen. Aber die Stadt hat verstanden, für den Verlust reichlichen Ersatz zu finden in Arbeit und Bildung, in Gewerbs-, Fabrik- und Handelsthätigkeit. Und so steht das gegenwärtige Bayreuth dem alten an Wohlstand nicht nach.

Nach der Vereinigung des roten mit dem weißen Maine wandert der Fluß ohne weiteren Beinamen durch das Frankenland, dessen Schmuck und Segensquelle er ist. Reichen Zufluß erhält er von Norden her, von wo ihm der Frankenwald seine starken Floßbäche zusendet, die Rodach, Kronach und Haßlach, die bei Kronach sich vereinigen, und denen sich bei der Einmündung rasch noch die Steinach beigesellt. Diese Floßbäche führen den außerordentlichen Holzreichtum des Frankenwaldes zum Main, auf dem die Stämme den Weg bis zum Rhein und durch diesen bis zum Meere nehmen, um dort zum Schiffbau verwendet zu werden. Der Holzhandel hat Kronach zu einem gewerblichen und wohlhabenden Städtchen gemacht.

Aus Kronach stammt der berühmte Maler Lukas Müller, genannt Kranach, von welchem uns die Geschichte einen rührenden Zug deutscher Treue aufbewahrt hat. Im dreißigjährigen Kriege hielten die mutigen Kronacher, geschützt durch die Bergfeste Rosenberg, eine schwere

Belagerung aus. Welche Mühe sich auch die Schweden gaben, sie vermochten der Stadt nicht Herr zu werden.

Bei Lichtenfels erhebt sich hart am rechten Mainufer auf steil ansteigender Höhe das Schloß Banz mit einer prachtvollen Kirche. Es war bis zum Anfange unsres Jahrhunderts eine der größten und reichsten Abteien des Frankenlandes. Das Schloß wird von Reisenden häufig besucht, nicht nur wegen der prachtvollen Aussicht, die man da oben genießt, sondern auch wegen der reichhaltigen Sammlung von Versteinerungen urweltlicher Tiere, die sämtlich in der Umgegend ausgegraben wurden.

Banz gegenüber am linken Mainufer thront auf sanft ansteigender Höhe Kloster und Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, im Sommer das Ziel von vielen Tausend Wallfahrern. Mehrmals schon wurde die Kirche ein Raub der Flammen; aber immer wieder erhob sie sich rasch aus der Asche.

Unterhalb Banz tritt der Main in den ausgedehnten, fruchtbaren Kessel von Bamberg, in welchem er von Norden die Itz und Baunach, von Süden her seinen stärksten Nebenfluß, die Regnitz, erhält und dadurch schiffbar wird.

Bamberg hat eine eben so schöne als günstige Lage. Malerisch erhebt sich im Rücken der Stadt der mit einem Prachtgebäude gezierte Michaelsberg, überragt von der Altenburg mit der ehrwürdigen Schloßruine, welche von dem ehemals mächtigen Geschlecht der Babenberger auch Babenburg genannt wird. In Bamberg erhielt Kaiser Philipp II. (1208) von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach den Todesstreich. Der mit vier Türmen gezierte Dom der Stadt muß zu den schönsten und edelsten Bauwerken unsres Vaterlandes gezählt werden. In demselben ruht sein Erbauer, der Kaiser Heinrich II., neben ihm seine fromme Gemahlin Kunigunde.

Bamberg ist berühmt wegen seiner ausgedehnten und blühenden Gärtnereien, deren mehrere Hundert gezählt

werden. Die reiche Umgegend und die Lage an der Einmündung des Donau-Main-Kanals in die Regnitz sichern der Stadt unversiegbare Nahrungsquellen.

229. Der Donau-Main-Kanal (Ludwigskanal).

Die Altmühl und die fränkische Rezat gleichen zwei Nachbarskindern, die mit einander dieselbe Heimat haben, aber schon in früher Jugend von einander getrennt werden und dann nimmer zusammen kommen. Beide Flüsse entspringen auf der Frankenhöhe in Mittelfranken, nicht gar weit von der württembergischen Grenze. Sie schlagen zuerst dieselbe Richtung — gegen Südosten — ein. Dann wendet sich die Rezat gegen Norden, dem Laufe ihrer Namensschwester, der sogen. schwäbischen Rezat, folgend. Der vereinigte Fluß — nun Rednitz, nach Aufnahme der Pegnitz aber Regnitz genannt — sucht seinen Weg zum Main und Rhein und führt also sein Wasser der Nordsee zu. Die Altmühl bleibt ihrer südöstlichen Richtung treu, mündet in die Donau, und mit dieser geht sie in das schwarze Meer. Wie, wenn man Altmühl und Regnitz durch einen Kanal verbinden könnte, dann wäre eine Wasserstraße von der Donau zum Main und Rhein hergestellt! Schon Karl d. Gr. hatte diesen Plan gefaßt. In einem Friedensjahre — deren dem Kaiser wenige beschert waren — mußten seine Krieger Schwert und Lanze mit Schaufel und Hacke vertauschen und Hand anlegen, einen Graben zur Verbindung der Altmühl mit der Rezat herzustellen. Vom Frühlinge bis in den Herbst wurde gearbeitet, und Karl selbst war zur Stelle. Schon war eine Strecke von 5—600 m Länge 30 m tief und über 80 m breit ausgegraben, da wurde Karl wieder zum Kriege gerufen, und das begonnene Werk blieb unvollendet. Wohl fehlte es den Männern, welche damals den Kanal ausführen wollten, auch an den nötigen Kenntnissen. Darum wurde die Arbeit nicht wieder aufgenommen. Mehr als tausend Jahre verstrichen, bis König Ludwig I. den Gedanken

des großen Karl erfaßte und ihn glücklich zur Ausführung brachte. Schon bei Bamberg zweigt der Kanal aus der Regnitz ab und führt über Erlangen, Nürnberg, Neumarkt bis Dietfurt in die Altmühl. Bei Kelheim führt er von der Altmühl in die Donau. Er hat eine Länge von 23 Meilen, eine Tiefe von 1 ½ m und eine durchschnittliche Breite von 11—12 m. Er dient hauptsächlich dem Transporte von Holz, welches in großer Menge von Süden nach Norden geht.

Von dem Kanale Karl d. Gr. sind noch heutzutage Spuren vorhanden, so namentlich in der Nähe von Weißenburg ein Graben von nahezu 30 m Tiefe, dann in der Nähe von Treuchtlingen mehrere Weiher. Das Volk heißt ihn den Teufelsgraben und weiß allerlei Spukgeschichten zu erzählen. Die Gelehrten nennen diesen Graben Fossa Carolina, d. h. Graben Karls.

230. Nürnberg.

In einer von der Natur wenig begünstigten, sandigen und einförmigen Gegend liegt das altehrwürdige Nürnberg, eine Perle nicht nur unter den fränkischen, sondern unter den deutschen Städten. Welches Kind wüßte nichts von den „Nürnberger Spielwaren" und von der süßen Weihnachtsfreude, den „Nürnberger Lebkuchen"? Die Männer wissen freilich noch viel Edleres an Nürnberg zu schätzen, seine großartigen Fabriken, seinen biedern Bürgerstand, seinen Kunst- und Gewerbefleiß, seinen weitreichenden Handel, seine ruhmreiche Vergangenheit und seine Rührigkeit in der Gegenwart. Mit Recht sagt ein Dichter:

Wenn einer Deutschland kennen
und Deutschland lieben soll,
muß man ihm Nürnberg nennen,
der edlen Künste voll.

Auf felsgekrönter Höhe ragt mit reichem Schmucke von Türmen die „alte Burg" empor, die so viele deutsche Kaiser in ihren Mauern beherbergt hat. Wir staunen da zunächst den alten fünfeckigen Turm an, dessen Entstehung nach der

Sage in die Zeit des römischen Kaisers Nero versetzt wird. Nicht minder zieht der über 50 Klafter tiefe Brunnen und die über 700 Jahre alte Schloßlinde unsre Aufmerksamkeit auf sich. Auch in die Folterkammer werfen wir einen Blick, obwohl uns die zahlreichen Marterwerkzeuge mit Grauen erfüllen. Da empfinden wir keine Sehnsucht nach der „guten, alten Zeit". Wir treten hinaus auf die „Freiung", von welcher wir das Häusermeer der Stadt zu unsren Füßen überschauen. Die Straßen ziehen sich zu dem in zwei Hauptarme geteilten Pegnitzflusse hinab, überschreiten diesen in zahlreichen, oft kunstvollen Brücken und steigen jenseits desselben wieder allmählich empor. Weit werden die Häuser überragt von den Doppeltürmen der Sebalder- und der Lorenzkirche, welche zu den schönsten und kunstvollsten kirchlichen Bauwerken Deutschlands gehören. Auch das Rathaus ist ein stolzer Bau, einer Reichsstadt würdig.

Auf der Freiung zeigt man auch den Ort, von welchem der berüchtigte Raubritter Eppelin von Gailingen mit seinem Pferde durch einen gewaltigen Sprung über den Stadtgraben den Nürnbergern wieder entronnen sein soll. Davon soll sich auch das Sprichwort herschreiben: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn zuvor." Die Wahrheit ist, daß der verwegene Schnapphahn bei Karlstadt am Main, von seinen Verfolgern bedrängt, von einer steilen Felswand mit seinem Pferde den Sprung in den Fluß wagte und so der Gefangenschaft entrann. Daß sich die Bürger der Stadt Nürnberg gegen die raublustigen Ritter nach Kräften zu schützen suchten, beweisen heute noch die starken Mauern, tiefen Gräben und die mächtigen Türme, welche die Haupteingänge der Stadt beschützen. Zum Teile sind die alten Befestigungswerke niedergerissen, um Raum für neue Straßen und den wachsenden Verkehr zu schaffen; zum großen Teile aber wurden sie erhalten, und noch immer sind sie ein Schmuck der altertümlichen Stadt.

Jeder Schritt durch diese offenbart uns ihre achtbare Vergangenheit, und überall finden wir Erinnerungszeichen

an die Blütezeit des Bürgertums in den älteren Jahrhunderten.

Aus Nürnberg gingen zu allen Zeiten Männer hervor, die eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte einnehmen. Es seien hier nur genannt der große Maler Albrecht Dürer, der in hoher Gunst bei Kaiser Maximilian I. stand, der Dichter Hans Sachs, ein ehrsamer Schuhmacher, Peter Vischer, Meister im Erzguß, die Bildhauer Veit Stoß und Adam Krafft, der berühmte Reisende Martin Behaim.

Auch die Wiege des gegenwärtigen deutschen Kaiserhauses stand in Nürnberg, wo ein Hohenzoller, nachdem er 1210 zur erblichen Burggrafenwürde erhoben worden, seinen Sitz aufschlug. Die Burggrafen stiegen von Stufe zu Stufe: erst zur Markgrafen-, dann zur Kurfürsten-, sodann zur Königs- und schließlich zur erblichen deutschen Kaiserwürde.

231. Die fränkische Schweiz.

Wenn du auf der Karte von Bayern die Lage der Städte Bamberg und Bayreuth vergleichst, so findest du, daß erstere Stadt fast genau westlich von der letzteren liegt. Betrachtest du aber den Lauf des Mains, so gewahrst du, daß er nicht in gerader Linie, sondern in einem großen, nördlichen Bogen von Bayreuth nach Bamberg fließt.

Warum macht der Fluß diesen weiten Umweg? Weil ihn eine bedeutende Bodenerhebung dazu zwingt, welche unweit Erlangen beginnt und gegen Norden bis an die Mainkrümmung zwischen Bayreuth und Bamberg reicht. Der Teil dieses Gebirgszuges, welchen die Wiesent durchbricht, wird die fränkische Schweiz genannt. Der liebliche Fluß, welcher zwischen Bayreuth und Bamberg entspringt, schlägt zuerst die Richtung gegen Südost ein, wird dann aber durch waldreiche Höhen gezwungen, seine Richtung zu ändern. Er eilt nun in südwestlicher Richtung der Regnitz zu, in welche er sich bei Forchheim ergießt.

Das Thal der Wiesent mit seinen reizenden Nebenthälern ist ein schönes Stück Erde. Schroff gegen das Thal abfallende Kalkwände, tief eingeschnittene Thäler und vereinzelte Felskegel, welche nicht selten an den Bergabhängen wie gewaltige Hörner emporragen, haben der Landschaft den Namen „fränkische Schweiz“ gegeben. Die höchsten Punkte derselben sind der Wichsenstein bei Egloffstein, der Adlerstein bei Muggendorf und die Neuburg unweit Waischenfeld. Der letztere Berg hat die oft vorkommende Form der Juraberge, die Sargform.

Die fränkische Schweiz ist durch ihre vielen und zum Teil merkwürdigen Höhlen berühmt. Unter diesen sind die Rosenmüllerhöhle bei Muggendorf und die Sophienhöhle bei Waischenfeld vor allen andern eines Besuches wert. Sie enthalten prächtige Tropfsteine. Als die genannten Höhlen vor nicht gar langer Zeit entdeckt wurden, fand man in denselben viele Knochen vorweltlicher Tiere, Schädel von Höhlenbären, Höhlenhyänen 2c. Diese Tiere haben wahrscheinlich nicht in dieser Gegend gelebt, sondern ihre Leichen sind bei einer großen Flut in jene Höhlen geschwemmt worden.

Daß einst die ganze fränkische Schweiz vom Meere bedeckt war, davon zeugen nicht nur die Felsenspitzen, die von Meereskorallen aufgebaut sind, sondern auch unzählige Versteinerungen von Muscheltieren, die man in der ganzen Gegend findet.

Während die wasserreichen Thäler der fränkischen Schweiz sehr fruchtbar sind, ist der Anbau der wasserarmen Hochflächen ein äußerst mühevoller und wenig lohnender. Der kalkhaltige Boden, „Melm“ genannt, gibt sein Wasser rasch an seine zerklüftete Unterlage ab. Wenn der Landmann nicht schon im März oder anfangs April seine Felder bestellen kann, wenn die wässerigen Niederschläge des Winters noch nachhalten, so hat er, besonders in trockenen Jahren, keine ergiebige Ernte zu hoffen. Zudem kann er gar oft den Acker nicht einmal seiner ganzen Ausdehnung nach ausnützen. Denn

mitten im Felde ragen kleinere oder größere Felsblöcke, „Knöcke" genannt, aus dem Boden hervor. Darum führen die Landleute auf dem „Gebirge" mitunter ein an Entbehrungen reiches Leben. Wer „schwarzes" Brot im eigentlichen Sinne des Wortes sehen und schmecken will, der mache von Muggendorf oder Streitberg aus einen Abstecher auf die Höhen gegen Nordwest. Dort säet der Landmann im Frühjahre das sogenannte Mischgetreide, bestehend aus Gerste, Linsen und Wicken. Die geerntete Frucht wird, mit einer geringen Menge Roggen vermischt, gemahlen und zu Brot verbacken. Das gibt ein nahrhaftes, aber buchstäblich schwarz-blaues Brot, das in der Backschüssel getragen werden muß, damit es nicht auseinanderfällt. Wer halb Mischfrucht, halb Roggen backen kann, gehört schon zu den vermöglicheren Grundbesitzern. — Wegen Mangels an Quellwasser ist man auf den Höhen gezwungen, Zisternenwasser zum Bierbrauen, Trinken und Kochen zu verwenden. In trockenen Sommern muß Wasser aus dem Thale herbeigefahren werden. Will man frisches Wasser haben, so verschafft man sich dieses entweder durch Druckwerke oder durch Wasserleitungen.

Sollte man aber glauben, daß sich die guten Leute auf dem Gebirge bei ihren Entbehrungen unglücklich fühlen, so würde man sehr irren. Sie genießen, was ihnen Gott beschieden und entbehren gern, was ihnen versagt ist. Ja, sie können manchem, der in einer gesegneteren Gegend unsres Vaterlandes wohnt, als Vorbild dienen. An gar manchen Hausthüren auf dem „Gebirge" fand man bis in die neueste Zeit kein eisernes Schloß, sondern höchstens einen hölzernen Riegel, und Wägen und Pflüge läßt man dort unbesorgt über Nacht auf den Feldern stehen.

Wo die Höhen der fränkischen Schweiz gegen das Thal abfallen, wird viel und ausgezeichnetes Obst gebaut. Die Gegend von Gräfenberg z. B. gleicht in der schönen Jahreszeit einem großen Obstgarten. Manche Dörfer in

der Umgebung jenes Städtchens: Affalterbach, vom Volksmund Apfelbach genannt, Effeltrich, haben von ihrem Obstreichtum den Namen. Bei Kersbach unweit Forchheim und in der Gräfenberger Gegend werden Kirschen in Menge gebaut und über die Grenzen Bayerns hinaus zum Verkaufe gebracht.

Die fränkische Schweiz wird in der schönen Jahreszeit von Fremden stark besucht. Die einen kommen, um in den Molkenkuranstalten Muggendorf und Streitberg ihre wankende Gesundheit zu kräftigen; die andern schütteln in den lieblichen Thälern um Gößweinstein und Pottenstein, im Tüchersfelder-, Haselbrunner- und Schüttersmühlthale, den Staub und die Sorgen ab, welche der Qualm und das Treiben der Städte auf ihre Lungen und Herzen gelegt haben. Wieder andere sammeln seltene Pflanzen, oder sie forschen in den dunklen Höhlen nach den Geheimnissen längst vergangener Zeiten. Ohne Befriedigung aber wird keiner aus der schönen „fränkischen Schweiz" scheiden, der die Zeit, die er dort verlebt, auszunützen versteht.

232. Der Main in Unterfranken.

Kurz nach der Aufnahme der Regnitz tritt der Main in den Kreis Unterfranken. Es scheint, als ob es ihm in den schönen und fruchtbaren Gauen dieses Kreises besonders gut gefiele. Denn er läßt sich Zeit auf seinem Wege und sucht das Land von allen Seiten zu beschauen. Er biegt tief nach Süden aus, bis zur Grenze gegen Mittelfranken — bei Marktbreit —, geht dann nach Norden, um der Saale auf halbem Wege entgegenzukommen, lenkt seinen Lauf abermals tief nach Süden bis an die badische Landesgrenze, nimmt da — bei Wertheim — die Tauber mit und wendet sich dann abermals gegen Norden. Dadurch, wie durch verschiedene kleine Krümmungen, steigt seine Stromlänge zwischen Schweinfurt und Aschaffenburg auf das Dreifache des geraden Abstandes dieser beiden Mainstädte. Dies

kommt der Schiffahrt sehr zugute. Das Gefälle des Flusses wird bedeutend vermindert, und so können die Schiffe auch stromaufwärts fahren, was bekanntlich bei den scharf strömenden Flüssen der bayerischen Hochebene nicht möglich ist.

Der lebhafte Verkehr auf dem Main, der Wein- und Obstbau an seinen Ufern, die reichen Getreidegaue zu seinen beiden Seiten gaben schon in den früheren Jahrhunderten zahlreichen Menschen Verdienst und Wohlstand, und so ist es denn erklärlich, daß die beiden Ufer dieses Flusses mit Ortschaften dicht besetzt sind. Diese lassen sich mit Perlen vergleichen, welche an den Strom wie an einen Faden gereiht sind.

Glänzend steht es freilich nicht mehr mit den meisten Mainorten. Die Eisenbahnen nahmen den Hauptverkehr weg; der Weinbau ist für den gewöhnlichen Häcker — so nennt man die geringen Weinbauern im Maingrunde — nicht mehr sonderlich lohnend, und wenn hintereinander mehrere Mißjahre eintreten, kehrt die Not in vielen Familien ein, und der größte Fleiß vermag sie nicht abzuwenden. Da steht es in den Gaudörfern ganz anders um den Wohlstand. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist dieser gestiegen, und der Gaubauer auf der Höhe schaut schon ziemlich stolz auf den Häcker im Thale herab. Eigentümlich kommen dem Bewohner des bayerischen Flachlandes Flußbett und Ufer des Mains vor. Dieser hat sich ein tiefes Rinnsal gegraben. Ruhig fließt der Strom in verhältnismäßig schmalem Bette. Zu beiden Seiten begleiten ihn mehr oder weniger schmale Streifen ebenen Landes, meist Wiese oder Ackerfeld, mit reichen Baumpflanzungen 2c.; dann steigen rechts und links ziemlich steil die Uferränder bis zu einer Höhe von 100 m auf. An diesen steilen Halden, besonders auf denen der Nordseite, gedeiht der köstliche Frankenwein. Oben dehnen sich dann oft in weiten Flächen die fruchtbaren Getreideebenen aus. Nur an einzelnen Stellen mangeln die steilen Uferränder, und es verflacht sich die Ebene bis zum Flußbette.

An zwei Strecken treten Gebirge nahe an den Fluß heran, und dieser windet sich an ihrem Fuße dahin. Oberhalb Schweinfurt sind es die Haßberge auf der rechten und der Steigerwald auf der linken Seite, zwischen denen der Main seinen Lauf nimmt. Von Lohr an bis unterhalb Miltenberg begleiten die Ausläufer des Spessarts den Fluß, und bei Miltenberg drängen sich links die Berge des Odenwaldes so nahe heran, daß dem Flusse nur ein schmales Bett zwischen Spessart und Odenwald geblieben ist.

233. Würzburg.

Die bedeutendste Frankenstadt nächst Nürnberg ist Würzburg. Sie liegt äußerst günstig in einem schönen Thalkessel des Mains. Die Ebene gleicht einem schönen Garten; die Höhen sind bis zum Scheitel mit der köstlichsten Weinrebe bepflanzt, und der Stein und Leisten gehören zu den edelsten deutschen Weinen. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nahen mag, immer winken uns die altersgraue Bergfeste Marienberg mit ihren Türmen und die gegenüber liegende Kirche auf dem Nikolausberge den ersten Gruß zu. Dann taucht eine Turmspitze nach der andern auf. Die Türme verlängern sich wie wir näher kommen, und die zahlreichen Kirchen, die Paläste und Häuser treten immer mehr hervor. Ein großartiges Gebäude ist das Residenzschloß, und weltberühmt ist das Juliushospital. Letzteres wurde von dem edlen Fürstbischofe Julius, dessen Name im ganzen Frankenlande mit Ehrfurcht und Dank genannt wird, für Arme, Elende uud Kranke aller Art gestiftet. Auch die Hochschule in Würzburg verdankt diesem hohen Fürsten ihre Wiederherstellung.

In Würzburg soll der hochberühmte Dichter Walther von der Vogelweide, der vor etwa 700 Jahren lebte, lange Zeit sich aufgehalten und sein Grab gefunden haben. Von den Drangsalen der Stadt im Bauern- und Schwedenkriege und in den französischen Kriegen wollen wir schweigen;

sie hat sich aus jeder Not immer wieder aufs neue erhoben und sich stets wieder verjüngt. In neuester Zeit hat sie einen außerordentlichen Aufschwung genommen durch die günstigen Eisenbahnverbindungen, die sie nach allen Richtungen gewonnen hat. Es führen Bahnlinien über Schweinfurt nach Bamberg, über Ansbach nach München und Augsburg, über Kitzingen nach Nürnberg, über Lohr nach Aschaffenburg und über Tauberbischofsheim nach Heidelberg.

234. Der Kreuzberg auf der Rhön.

Der Kreuzberg ist zwar nicht der höchste Berg des Rhöngebirges — diesen Rang macht ihm die große Wasserkuppe streitig — aber doch der merkwürdigste und bekannteste. Er wird am häufigsten bestiegen; denn er ist leicht und von allen Seiten zugänglich, und man findet oben gastliche Herberge. Der kürzeste Weg führt vom Städtchen Bischofsheim aus zu ihm hinauf. Aber dieser Weg ist ziemlich steil und beschwerlich. Angenehmer ist der Weg von Kissingen oder Neustadt aus. Wenn wir das Thal der Saale im Rücken haben, weicht das fröhliche Leben bald einer auffallenden Stille, und das Waldgebirge mit nur wenig betretenen Pfaden nimmt uns auf. Nicht leicht findet man auf einer Gebirgswanderung eine solche Abgeschiedenheit und eine so ernste Schweigsamkeit als auf der Rhön. Es erscheinen zwar auch hie und da Dörfer in den Vorbergen des südlichen Rhönabfalls, aber zwischen ihnen liegen oft große Moorstrecken mit kümmerlichem Pflanzenwuchse. Und die Dörfer selbst bieten wenig Freundliches und Anziehendes. Auf die Armut der Rhön weisen viele Ortsnamen hin, wie Dürrhof, Dürrfeld, Sparbrot, Schmalenau, Wüstensachsen u. a. m. Und doch ist der Rhönbewohner heiter und zufrieden, so lange die Not nur noch zu ertragen ist. Recht bezeichnend spricht sich dies in dem Neckreime aus:

Wie gut han's die Leutle da droben auf der Rhön;
da drückt kein' der Schuh, weil sie barfüßig geh'n.

Wir durchschneiden eine weitgestreckte Heidefläche und gelangen dann an einen Wald, der den Fuß des Kreuzberges umgürtet. Eine gute Stunde steigen wir aufwärts auf steilem Pfade mit mehrfachen Windungen. Dann winken uns die Wände des gastlichen Klosters anheimelnd entgegen. Bald stehen wir vor der Pforte. Wir melden uns durch ein paar Züge an dem in einem Kreuze auslaufenden Klingelzuge an. Die Thüre öffnet sich, und ein Mönch führt uns mit freundlichem Willkomm in den einfachen, aber behaglich anmutenden Speisesaal (Refektorium). In einem Fenster desselben befindet sich eine in Stein gehauene Vertiefung, in welche eine frische Quelle ihr krystallhelles Wasser ergießt. Aber auch köstliches, selbstgebrautes Bier spenden uns die gastfreien Mönche, ja selbst Wein, freilich keinen Stein und Leisten, nicht einmal Saalecker, aber einen reingehaltenen, unverfälschten Landwein, wie ihn die wohlthätigen Winzer zur Herbstzeit den Klosterbrüdern für ein „Vergelt's Gott!" geben. Was die einfache Küche zu bieten vermag, wird dem Wanderer ebenfalls zum besten gereicht. Beim Fortgehen legt man nach Belieben ein Geldgeschenk unter den Krug oder Teller; denn Bezahlung heischen und nehmen die Mönche nicht. Vom Kloster haben wir noch an 60 m bis zur Höhe, auf welcher ein 23 m hohes, hölzernes Kreuz sich erhebt zur Erinnerung an das Kreuz, welches schon vor 1200 Jahren der Frankenapostel Kilian hier errichtet haben soll. An diesen erinnert auch der Kilianskopf (auch Kilmanskopf oder Kilbigskopf), ein Bergvorsprung des Kreuzberges, und der dabei gelegene Kilianshof. Den Weg vom Kloster zum Kreuze zieren die 14 Kreuzweg-Stationen. Im Sommer ziehen aus ganz Franken die Wallfahrer, oft nach Tausenden, zum Kreuzberge, und am Kilianstage, 8. Juli, ist der Zudrang besonders groß.

Die Höhe selbst zeigt eine Plattform, mit Moos, niedrigem Gras und einigen Bergkräutern bekleidet und im Halbkreise von kümmerlichen Steinbuchen umsäumt. Die

Aussicht von der Höhe ist überaus weit, großartig und prächtig. Gegen Nordost überschauen wir einen Teil des Thüringerwaldes. Bei günstiger Witterung sollen der Inselberg und die Feste bei Koburg sichtbar sein. Gegen Osten überblicken wir die Haßberge; ja selbst bis zum fernen Fichtelgebirge schweift der forschende Blick. Gegen Norden und Nordosten ist die Aussicht durch andere Rhönberge einigermaßen beschränkt. Entzückend aber ist die Ausschau nach Süden. Da liegt das ganze Frankenland vor uns ausgebreitet. Es soll der Blick da 30 Meilen weit tragen. Über den Nikolausberg und Marienberg bei Würzburg hinaus reicht unser Auge bis zu den Höhen an der Tauber, die das bayerische Franken von dem württembergischen und badischen Franken scheiden. Man soll, soweit es möglich ist die Orte zu unterscheiden, 182 Ortschaften und noch 74 Turmspitzen von versteckt liegenden Ortschaften zählen können. Aber kein Laut des geschäftigen Treibens da unten dringt zu dieser Höhe herauf. So ernst und stille der Himmel über uns, so friedlich und ruhig ist die Erde zu unsren Füßen. Ein andächtiges Gefühl überkommt uns. Wir begreifen, daß die Menschen seit alten Tagen diese Stätte gerne aufsuchen, und daß sie glauben, hier dem Herrn der Welt näher zu sein.

235. Der Rhein.

Der Rhein wird allgemein als Deutschlands schönster Strom angesehen, nicht sowohl wegen seines klaren, grünblauen Wassers als wegen der Fruchtbarkeit und Schönheit seiner Ufer. Er kommt aus der Schweiz, wo er sich in der Nähe des St. Gotthardsberges aus einer Anzahl von Bächen sammelt, die alle den Namen Rhein führen. Nachdem er den Bodensee durchströmt hat, stürzt er in der Nähe der Stadt Schaffhausen von einem mehr als haushohen Felsen schäumend herab, so daß sich seine Wellen in lauter Schaum auflösen. Das donnernde Getöse, welches durch den Sturz entsteht, hört man eine Stunde weit im Umkreise. — Bei

Basel wendet er sich nordwärts und tritt in eine breite Ebene hinaus. Rechts erblickt man den Schwarzwald und links die Vogesen. Da, wo der Schwarzwald immer niedriger wird und sich an den Odenwald anschließt, kommt der schiffbare Neckar aus Schwaben her und vereinigt sich bei Mannheim mit dem Rheine. Einen noch größern Zufluß erhält derselbe bei Mainz durch den Main. Hier ist der Rhein schon etwa 400 m breit, und man braucht eine halbe Viertelstunde, um über die Brücke daselbst zu gehen. Bei Bingen dagegen, wo ihm links die Nahe zufließt, wird er schmäler; denn er muß sich zwischen gewaltigen Bergen, dem Taunus und dem Hunsrück, hindurchdrängen. Diese Stelle heißt das „Binger Loch". Es entstehen hier zwar einige Strudel, aber die Schiffahrt wird nicht gehemmt. Vielmehr nehmen sich die steilen Ufer, welche mit Reben und Wald bewachsen und mit vielen alten Burgen und Schlössern geziert sind, desto schöner aus. Seine Wasser bringt der Rhein, nachdem er Deutschland und Holland durchflossen, der Nordsee.

Als ein breites und mächtiges Gewässer tritt der Rhein bei Lauterburg an die Pfalz heran und trennt sie von dem gegenüberliegenden Baden. Doch die Menschen hüben und drüben kann er nicht trennen. Sie gelangen auf Kähnen, auf „fliegenden" und stehenden Brücken zu einander. Jetzt führen sogar vier Eisenbahnbrücken aus der Pfalz ins Badische, auf welchen täglich eine Menge von Zügen Personen, sowie Waren aller Art herüber und hinüber befördern. Bei Maximiliansau und Speyer liegen diese Brücken auf großen Nachen und können bei hohem Wasserstande abgefahren werden. Die Brücken bei Germersheim und Ludwigshafen dagegen sind feststehend, aus Steinen und Eisen gebaut.

Bereits von Basel an kann der Rhein Schiffe tragen. Sein Wasser ist aber noch so rasch und reißend, daß die Schiffahrt von genannter Stadt bis Ludwigshafen noch sehr beschwerlich und gefährlich ist. Bei Ludwigshafen

und Mannheim beginnt daher eigentlich erst die Rheinschiffahrt, und beide Städte haben große Häfen und Lagerplätze. Schiffe kommen und gehen. Sie bringen Waren aus allen Ländern, sogar aus fremden Erdteilen den Rhein herauf; sie tragen die Erzeugnisse der Pfalz, besonders Obst, Wein und Kartoffeln den Strom hinab nach Holland, ja selbst übers Meer hinüber nach England und Amerika. Aber auch Reisende besteigen gern ein Schiff, um auf ihm durch das herrliche Rheinland zu fahren und sich an dem Anblicke der freundlichen Dörfer und reichen Städte, der fruchtbaren Felder und rebentragenden Berge zu erfreuen.

Es lacht ringsum der schöne Gau.
Es winken Stadt und Dorf und Au.
Es ragen Dome altersgrau.
Es ladet ferner Berge Blau.
Und alles — wie an Segen reich,
wohl einem Garten Gottes gleich,
von Gottes Auge treu bewacht,
voll Freude, Fülle, Glück und Pracht.

236. Die Pfalz am Rhein.

Die alte Kurpfalz breitete sich zu beiden Seiten des Rheins aus. Die Stürme, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts über Deutschland hereinbrachen, zertrümmerten das Kurfürstentum. Das linksrheinische Gebiet wurde sogar unter französische Herrschaft gebracht. Nach dem Falle Napoleons kam es wieder an Deutschland; doch die Kurpfalz wurde nicht wieder hergestellt. Der Name Pfalz hat sich aber erhalten in dem bayerischen Kreise, über welchen wieder Nachkommen der alten pfälzischen Kurfürsten herrschen.

Das Kartenbild der Pfalz zeigt die Form eines ungleichseitigen Vierecks, dessen Eckpunkte durch die außerhalb der Pfalz liegenden Städte Worms, Weißenburg, Saargemünd und Kreuznach bezeichnet werden. Der Bodengestalt nach unterscheiden wir von Osten nach Westen vier Striche:

die flache Rheinebene, das Hügelland der Hardt, das gebirgige und das hügelige Westrich. Das Gebirgsland der Pfalz ist die Fortsetzung der Vogesen (des Wasgengebirgs) im Elsaß. Dessen Hauptkamm läuft so ziemlich in der Mitte des Kreises von Süden nach Norden von der Gegend bei Pirmasens an über Hochspeier nach dem Donnersberge. Von diesem aus verläuft das Gebirge in einem Hügellande bis zur Rheinebene. Gleich weit entfernt von dem Hauptkamme, welcher die Wasserscheide zwischen der Ost- und Westabdachung des Kreises bildet, erhebt sich, und zwar höher als der Hauptkamm, die Bergreihe der Hardt. Nur im Süden, in der Gegend von Landau, und im Norden, bei Grünstadt, verlaufen die Hardtberge ostwärts in Hügelland. In der Mitte bilden sie einen steil abfallenden Gebirgswall, an den sich die Vorhügel ganz nahe hindrängen. Auch ist dieser Teil des Gebirgs nur von wenigen engen Thalschluchten durchbrochen und deshalb schwer zugänglich.

Die Rheinebene liegt nur wenig höher als der Rheinspiegel und muß deshalb an verschiedenen Strecken durch Dämme vor den Überschwemmungen des Flusses geschützt werden. Mit Ausnahme einiger sumpfigen und sandigen Stellen ist sie sehr fruchtbar, ein wahrer Garten, und wird auch teilweise als Gartenland bearbeitet. Tabak- und Runkelrübenbau liefern hier einen namhaften Ertrag. Doch die Ebene wird an Reichtum noch übertroffen vom Weinland der Hardt.

Im Gegensatze zu der gesegneten Vorderpfalz steht das Gebirgsland. Das Hardtgebirge ist hauptsächlich Waldland, ziemlich wasserarm und verhältnismäßig gering bevölkert. Erst mehr gegen Westen, im Hügellande, findet sich wieder eine stärkere Bevölkerung. Da gewinnt auch der Feldbau mehr und mehr an Ausdehnung und besonders das „Getreide des Armen“, die Kartoffel, wird hier massenhaft gebaut. Gegen Norden, in den grasreichen Thälern der Glan und Alsenz, steht die Viehzucht in besonderer Blüte.

Im südwestlichen Winkel hat die Pfalz Anteil an dem unermeßlichen Steinkohlenreichtum des Saarbeckens, und es hat sich da in wenigen Jahrzehnten eine großartige bergmännische und industrielle Thätigkeit entwickelt. Hauptort derselben ist St. Ingbert an der preußischen Grenze. Vor wenigen Jahren noch ein unansehnliches Dorf, ist es zu einer Stadt mit 6—7000 Einwohnern herangewachsen. Eine Einfahrt in das Reich des schwarzen Gesteins ist sehr belehrend, weil da oft verkohlte Palmbäume und Pflanzenabdrücke in dem Kohlengestein gefunden werden. Die Grenze gegen Preußen bildet das schwarze Thal, das schmutzigste und kotigste, das man treffen kann, aber auch eines der gewerbsamsten.

Das an Naturschönheiten reichste Gebiet der Pfalz ist das Gebirgsland zwischen Queich und Lauter, „innerer Wasgau“, in seiner großartigsten Partie auch „pfälzische Schweiz“ genannt. Mit den Alpen läßt sich dieses Bergland freilich eben so wenig vergleichen als die „fränkische Schweiz“, die „sächsische Schweiz“ oder gar die „märkische Schweiz“; denn es fehlen hier die Riesenberge mit den Gletschern und Schneefeldern, die Wasserfälle und Bergseen, die Almen und Sennhütten. Aber es ist ein Bergland, erhaben, wild und schauerlich, aber auch anmutig und lieblich. Der Zielpunkt der meisten Besucher ist Annlauter, von wo man nicht nur den großen Rehberg besteigt, der eine unvergleichliche Aussicht bietet, sondern auch den Trifels, mit dem sich kein Berg an geschichtlicher Bedeutung messen kann. Auf der dortigen Burg wurden nicht nur lange Jahre die Reichskleinodien aufbewahrt und frohe Kaiserfeste gefeiert, hier haben auch Kaiser, Könige und Fürsten ihr Elend beweint und in dunkler Kerkerhaft geschmachtet. Unter den fränkischen und schwäbischen Kaisern diente er als Staatsgefängnis für die höchsten Häupter. Wir wollen nur der Gefangenschaft des tapferen Königs von England, Richard Löwenherz, gedenken. Längst ist die Burg zerfallen, und die Namen der Herrscher, die da oben gethront, hat das Volk vergessen. Aber der

treue Sänger Blondel, der seinen gefangenen König sucht, lebt noch fort in der Sage des Volkes.

237. Heil dem Könige!

1. Heil unserm König, Heil! Lang' Leben sei sein Teil! Erhalt' ihn, Gott! Gerecht und fromm und mild, :/: ist er dein Ebenbild. :/: Gott, gib ihm Glück!

2. Fest ist des Königs Thron, die Wahrheit seine Kron' und Recht sein Schwert. Von Vaterlieb' erfüllt, :/: regiert er grofs und mild. :/: Heil sei ihm, Heil!

3. O heil'ge Flamme, glüh', glüh' und erlösche nie fürs Vaterland! Wir alle stehen dann :/: voll Kraft für einen Mann, :/: fürs Vaterland.

4. Sei, bester König, hier lang' noch des Volkes Zier, der Menschheit Stolz. Der hohe Ruhm ist dein, :/: der Deinen Lust zu sein. :/: Heil, Herrscher, dir!

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Nummern sind Gedichte.)

IV. Winter.

V. Aus unserm Heimatlande.